


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969






STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969



Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof.

Von

L. Mühlbach.

Erste Abtheilung.

Kaiser Joseph und Maria Theresia.

Zweiter Band.

Berlin, 1856.
Verlag von Otto Janke.

Kaiser Joseph

und

Maria Theresia.

Von

L. Mühlbach.

Zweiter Band.

Berlin, 1856.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Buch.

Isabella von Parma.

I.

Der Traum des Glückes.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren zu Ende, und Wien ruhte aus von den genossenen Freuden dieser glänzenden Feste, mit denen der Hof, die Stadt und das ganze Kaiserreich die Vermählung des Erzherzogs Joseph mit der Prinzessin Isabella von Parma gefeiert hatten. Es waren in der That glänzende Feste, die man zur Ehre der jungen Erzherzogin gegeben, und bei denen der Hof der Stadt Wien mit dem glänzendsten Beispiel verschwendungsvoller Pracht vorangegangen war. Maria Theresia verstand es, wie wenige Fürsten, glänzende Feste zu arrangiren und ihrem Volk einen glücklichen Tag zu bereiten. Die erste Bedingung, welche sie bei solchen Veranstaltungen ihren Hofmarschällen und Directoren der Hoffeste stellte, war die: kein Geld zu sparen, die Summen, welche zu den Arrange-

ments nothwendig seien, gar nicht vorher, sondern erst wenn die Festlichkeiten beendet seien, zu berechnen, und Alles so kostbar und herrlich wie möglich einzurichten. Es waren daher bei dieser Vermählungsfeier des Erzherzogs acht Tage hindurch die kaiserlichen Schlösser den Wienern ohne Unterschied des Standes und Ranges geöffnet gewesen, um einzutreten bedurfte es keiner Eintrittskarte und keiner Erlaubniß vom Hofmarschallamt, sondern nur eines anständigen, wenn nicht prunkvollen, so doch saubern Anzuges, und der gesunden Gliedmaßen, um sich Bahn zu brechen durch diese Schaaren von Menschen, welche sich durch die Säle vorwärts schoben, um in den Ballsaal zu gelangen, in dem schon hunderte von Paaren nach dem Schall eines Orchesters von funfzig Musikern im Tanze sich drehten. In der Burg, im großen Saal des Oberhofgerichts, so wie im Lustschloß Schönbrunn fanden solche Bälle statt, und wenn die glückseligen Wiener des Tanzes müde waren, erwarteten sie die Speisesäle, wo für dreitausend Gäste servirt war, wo die herrlichsten Speisen, die glühendsten Weine in so großen Massen vorhanden waren, daß selbst der glänzende Appetit der eßlustigen Wiener sie nicht zu vertilgen vermochte.

Aber die Wiener verstanden es auch für solche

kaiserliche Freigebigkeit dankbar zu sein. Sie hatten die Prinzessin bei ihrem Einzug in Wien am Kärnthnerthor, am Stock im Eisen und am Michaelerplatz mit riesengroßen, in herrlichster Architectur aufgeführten Triumphbogen empfangen, sie hatten aus tausend und aber tausend Kehlen dem jungen Paar seine Glückwünsche entgegen gejubelt, als dieses durch die Straßen dahin zog um sich zur Trauung bei den Augustinern zu begeben. Sie hatten die Straßen am Tage mit Blumen bestreut, und am Abend und die Nacht hindurch mit Girandolen und bunten Lampen erleuchtet, sie hatten in allen öffentlichen Localen, und in tausenden von Privathäusern Feste arrangirt, sie hatten sich schaarenweise zu der Festdarstellung gedrängt, welche die kaiserliche Oper im großen Redoutensaal gab, und zu welcher der Ritter Gluck ein eigenes Singspiel, die „Tetide" componirt hatte. Und als zum Beginn der Vorstellung die Kaiserin inmitten des neuvermählten Paares in der Hofloge erschienen war, da hatte ein so unermeßlicher nicht endenwollender, sich stets wieder erneuernder Jubel den Kaiserhof begrüßt, daß Meister Gluck mit aufgehobenem Taktstock wohl eine Viertelstunde warten mußte, bevor er die Ouverture beginnen konnte.

Aber jetzt waren die Feste beendet, die Jubeltöne

verhallt, die Wiener ruhten aus von ihrem Enthusiasmus, und die kaiserliche Rechnungskammer zählte die Summen zusammen, welche die Vermählungsfeierlichkeiten gekostet, und fand mit Entsetzen, daß die Kosten sich auf mehr als eine Million Gulden beliefen.

Der Kaiserhof hatte sich nach Schönbrunn begeben, um dort in stiller Zurückgezogenheit die letzten schönen Herbsttage zu genießen, und dem neuvermählten Paar die ersten schönen Tage ihrer Liebe in ungestörter Einsamkeit zu gönnen.

Maria Theresia, die allzeit freigebige und großmüthige Kaiserin, hatte den einen Flügel des Schlosses von Schönbrunn den Neuvermählten zur Wohnung überlassen, und die Zimmer mit wahrhaft kaiserlicher Pracht ausgestattet. Die glänzendsten vergoldeten Meubles, alles was der Comfort und Luxus zu erfinden vermocht, schmückte die Zimmer der jungen Erzherzogin, köstliche türkische Fußteppiche bedeckten den Boden, herrliche Gemälde italiänischer Meister prangten an den Wänden, und da man wußte, daß die Infantin sich selber mit den Künsten beschäftigte, war auf besondern Befehl der Kaiserin ein reizendes kleines Maler-Atelier, geschmückt mit Statuen und Marmorbüsten und ein Musiksaal eingerichtet, in dem sich die verschiedensten In-

strumente befanden, denn da man nicht wußte, welches Instrument die Infantin spiele, wollte man ihr die Wahl desselben frei stellen.

Von dem Musiksaal führte eine Glasthür auf den Balcon, der durch die herrlichsten süßduftenden Pflanzen und Blumen in eine große, reizende Laube verwandelt war, und von dem man eine köstliche Aussicht über den Park, und in weiter Ferne über die von blauem Nebelduft sanft umschleierte Stadt genoß.

Auf diesem Balcon befand sich so eben das junge Paar. Isabella saß auf einem der beiden Lehnstühle, die unter den großen von Blüthen übersäeten Myrtenbäumen standen. Joseph hatte neben ihr gesessen, aber auf einmal war er leise von dem Lehnstuhl auf das kleine Tabouret, das vor Isabellen stand, niedergeglitten, und schaute jetzt, zu ihren Füßen sitzend, lächelnd zu ihr empor. Es war ein wundervoller Anblick, diese Zwei zu sehen, die da unter dem Myrtengebüsche im stillen Frieden der Schöpfung den ersten Offenbarungen ihrer jungen, unschuldigen Herzen zu lauschen, und der ganzen Welt vergessend, nur mit sich und ihrem jungen Glück beschäftigt schienen. Durch die Bäume des Gartens zog der Abendwind leise flüsternd dahin, als sollten die Bäume dem jungen Paar den Liebesgruß der

Natur entgegen murmeln, durch das Myrtengebüsch des Balcons drängte sich ein neugieriger goldiger Strahl der verblassenden Abendsonne, und beleuchtete das Antlitz der jungen Erzherzogin wie mit der Glorie eines Engels. Und schön wie ein Engel schien sie dem Erzherzog, der zu ihren Füßen saß, und sie anstaunte. Wie lieblich und edel war nicht das Oval ihres Angesichtes, wie schön und reizend das sanfte Lächeln dieser purpurrothen Lippe, wie edel und stolz diese hohe gedankenvolle Stirn, wie schön diese schwarzen glänzenden Locken ihres Haars, die an beiden Seiten ihrer blassen, nur von einem zarten Roth angehauchten Wangen niederringelten, wie wundervoll und bezaubernd der Blick dieser großen schwarzen Augen, die bald so feurig blitzten, bald wie in Thränen der Wehmuth zu schwimmen schienen. Selbst das dunkle bräunliche Colorit ihres Teints gewährte ihr einen neuen Reiz, es gab ihr etwas Fremdartiges, Ungewöhnliches, und contrastirte so wunderseltsam gegen den weißen durchsichtigen Teint der übrigen Erzherzoginnen. Ihre Gestalt hatte etwas elfenhaft Zartes und Schlankes, und war doch edel und vollendet in ihren Formen; ein weißes, durchsichtiges Gewand umhüllte bis zum Halse hinauf diese Gestalt, und fiel in reichen Falten nieder auf die kleinen

Füße mit den goldgestickten Schuhen. Ein volles Bouquet glühender Rosen, welches der Erzherzog selber seiner Gemahlin gebracht, war der einzige Schmuck dieser zugleich so einfachen und reizenden Toilette.

Isabella hatte das Haupt sanft zurückgelehnt an den Stamm des Myrtenbaums, ihre Augen waren mit ernstem, sinnendem Ausdruck gen Himmel gerichtet, und das Lächeln verblich allmälig auf ihren Lippen. — Wie seltsam contrastirte der Ernst dieses Antlitzes mit den strahlenden glühenden Blicken des jungen Erzherzogs. Wie verwandelt und umgestaltet war Joseph, seit seiner Vermählung; ein Ausdruck seligsten, friedlichsten Glückes strahlte mit fast rührender Beredtsamkeit von seinem Antlitz, sein ganzes Wesen hatte etwas Liebevolles, Weiches, das ihm sonst nimmer eigen gewesen.

Er saß zu ihren Füßen und schaute mit einem seligen Lächeln zu ihr empor; in der Ueberfülle seines Glückes sah er gar nicht die leisen Wolken, die ihre Stirn beschatteten. Eine tiefe Stille umgab sie Beide; friedlich und goldig überglänzt von der Abendsonne lag der Park zu ihren Füßen, in der Ferne vernahm man von den Kirchen und Capellen der umliegenden Dörfer das Läuten der Vesperglocken. Kein anderer Laut unterbrach dieses heilige Schweigen der Natur.

Wie schön die Welt ist! sagte Joseph nach einer langen Pause, und bei dem ersten Ton seiner Stimme flog ein leises Beben durch Isabellens Gestalt hin, und ihre zum Himmel gewandten Blicke richteten sich langsam niederwärts. Wie schön die Welt ist, Isabella. Mir scheint, sie hat niemals früher ein so glänzendes Lächeln, eine solche Fülle der Blüthen und der Düfte gehabt, sie hat mich niemals so warm angeblickt, wie jetzt, wie seit dem Tage, daß ich glücklich bin.

Isabella lächelte, sie legte sanft ihre Hand auf Joseph's Haupt und sah ihn lange und innig an.

Sind Sie denn glücklich? fragte sie endlich leise.

Joseph zog ihre Hand von seinem Haupt an seine Lippen und küßte sie. Eine Bitte, meine Geliebte, sagte er. Wenn wir allein sind, wenn Niemand neben uns ist als der Genius unserer Liebe, Niemand uns hört außer Gott, dann laß uns der spanischen Etiquette vergessen, und der Ehren und Würden der Welt, dann laß mir von Deinen Lippen das herzige und trauliche Du ertönen, dann möge die Frau Erzherzogin sich herablassen, nichts weiter als ein Weib, ein angebetetes, geliebtes Weib zu sein, welche es sich schon gefallen lassen muß, von ihrem täppischen, verliebten Mann mit

Du angeredet zu werden, und die ihm eben so erwidert. Willst Du's, Holde?

Ich will es, sagte sie mit einem lieblichen Erröthen. Und so wiederhole ich meine Frage: bist Du denn glücklich?

Ich will Dir sagen, wie ich mich fühle, dann sollst Du mir sagen, ob das Glück ist. Es ist in mir ein ewiges Singen und Klingen wundersamer, zauberhafter Melodieen, zuweilen muß ich wider meinen Willen laut aufjubeln vor Lust, zuweilen überkommt es mich wie ein tiefes Erschrecken, und ich habe dann ein Gefühl, als ob ich verzaubert wäre, und nur im Traum dieses Paradies gewahrte, dieser Wonne theilhaftig würde, daß ich aber im Begriff sei zu erwachen, und wieder die graue öde Welt vor mir zu sehen, die ich kenne, und die mich so lange gemartert hat. Dann laß ich angstvoll meine Blicke umherschweifen, dann prüfe ich jeden Schlag meines Herzens, und jeden meiner Gedanken, und wenn ich mir dann klar und bewußt werde, daß diese Wonne, welche mein Herz erfüllt, und dieses Licht, welches in meiner Seele aufleuchtet, daß dieses Alles Wahrheit und Wirklichkeit ist, dann kann ich nicht anders, als den Blick zum Himmel emporzuwenden, und ihm zu geloben, daß ich dieser himmlischen Wonne,

die er in mein Herz gesenkt, mich würdig zeigen will, so lang ich lebe. Zuweilen, wenn ich unter den Menschen, welche uns, so oft wir uns zeigen, umringen, und deren Jubel, mit dem sie Dich begrüßen, nur das Echo des Jubels ist, der fort und fort in meinem Herzen wiederklingt, wenn ich unter diesen Menschen ein bleiches, vergrämtes Gesicht sehe, so fühle ich ein tiefes heiliges Mitleid, wie ich es nie gekannt, ein glühendes Verlangen, diese Menschen Alle heiter und froh zu machen, auf jeder Lippe ein Lächeln, auf jeder Wange die Röthe der Gesundheit zu sehen, und ich schwöre mir dann, daß, wenn ich einst Kaiser werde, ich keine Unglücklichen und keine Weinenden in meinem Reiche haben will, weil ich Allen ein Vater und Freund, ein Retter und Helfer sein werde. Und dann kommen große und erhabene Gedanken über mich, und ich träume von einer Zeit, wo ich meinem Volk die Liebe zurückgeben kann durch Thaten, und wo der Segen, den sie jetzt über uns sprechen, sich ihnen zum Segen verwandeln soll. Nun sage, Geliebte, ist dieses Alles, dies Empfinden und Träumen, dieses Entzücken und diese Befürchtungen, ist dieses das Glück?

Ich antworte nicht auf diese Frage, sagte sie lächelnd. Denn das Glück ist wie ein Nachtwandler auf dem

Dach, wenn man es bei Namen ruft, fällt es von seiner schwindelnden Höhe hernieder in den Abgrund und stirbt. Man muß es mit stillem und andächtigem Herzen betrachten, und mit keinem lauten Wort, keinem Geräusch es erwecken, dann darf man hoffen, daß es bei uns bleibt.

So lange Du bei mir bist, ist das Glück an meiner Seite, rief Joseph, die beiden Hände seiner Geliebten fassend und an seine Lippen drückend. Dann schaute er wieder zu ihr empor und betrachtete sie lange und mit einem strahlenden Ausdruck.

Ich muß Dir ein Bekenntniß machen, Theuerste, sagte er. Du sollst mir Absolution ertheilen für ein schweres Verbrechen, dessen ich mich schuldig gemacht. Höre nur: als mir die Kaiserin Dein Portrait gegeben, willigte ich ein, mich Dir zu vermählen, aber mein Herz blieb kalt und ungerührt, ja zuweilen, wenn ich daran dachte, daß der Graf Batthiany ausgezogen sei mir ein Weib zu holen, so wünschte ich, der Himmel möchte die Wege mit undurchdringlichem Schnee bedecken, und die Lavinen von den Alpen herunter wälzen auf meine vorüberziehende Braut, die ich nicht kannte, und doch von ganzer Seele haßte. Als man mir die Nachricht brachte, daß Du den österreichischen Boden betre-

ten, da hatte ich ein Gefühl, als müßte ich entfliehen, weit, weit hin, wo mich Niemand kannte, wo Niemand mich zwingen konnte, einer Unbekannten meine Hand zu reichen. Sag', war ich nicht ein herzloser Barbar, ein todeswürdiger Verbrecher?

Du warst ein armes Fürstenkind, und fühltest die Last Deiner Ketten, weiter nichts!

Nein, nein, ich war ein Verbrecher, aber ich habe mein Verbrechen gebüßt, denn statt der Ruhe und Stille, die sonst in meinem Herzen war, sind jetzt Feuerflammen darin, und diese Flammen haben schon meine ganze Vergangenheit, mein ganzes früheres Sein und Denken aufgezehrt, und einen neuen Menschen, ein neues glückseliges Geschöpf aus mir gemacht. Und Du, Du bist es, welche diese Flamme entzündet hat! Dir gehört mein ganzes Leben, mein ganzes Sein, und ohne Dich giebt es für mich hinfort kein Leben, kein Glück und keine Seligkeit. Ich liebe Dich, mein Gott, ich liebe Dich so grenzenlos, mit einer solchen Kraft, daß ich, wärst Du ein Marmorbild, gleich dem Pygmalion die Kraft der Liebe haben würde, Dein steinern Herz zu beleben, und dem Marmor Empfindung einzuflößen. Oh es schmerzt mich wahrhaft, daß ich nur Ein Herz

habe, um es Dir zu Eigen zu geben!*) Schlügen hundert Herzen in meiner Brust, sie wären alle Dein!

Isabella schaute mit einem milden Lächeln zu ihm nieder. Schwärmer, sagte sie mit dieser weichen zitternden Stimme, welche wie Musik in Joseph's Ohren tönte. Schwärmer! Wer hundert Herzen zum vergeben hat, hat gar kein Herz! In Einem Herzen, von Liebe erfüllt, glüht die Kraft der Gottheit, denn die Liebe ist die schönste Offenbarung Gottes!

Oh meine süße Priesterin der Liebe! Wie schön weißt Du die Mysterien unserer Gottheit zu deuten. Denn nicht wahr, es ist unsere Gottheit, Isabella, nicht bloß die meine? Ich habe Dir jetzt gebeichtet, nun schau mich an und beichte auch Du mir! Hast Du mich auch verwünscht und gehaßt? War's Dir auch ein Gräuel, Dich einem fremden, unbekannten Menschen zu vermählen? Dein Dasein zu ketten an einen Mann, den Dein Herz nicht begehrte, den Du nicht kanntest, den nur die Politik und die Staatsklugheit Dir aufgedrungen. Sag's frei heraus, hast Du mich recht verabscheut?

Er schaute mit einem so glücklichen Lachen, einem

*) Joseph's eigene Worte. Caraccioli. La vie de Joseph II. S. 11.

so strahlenden Ausdruck der Liebe und Zuversicht zu ihr empor, daß Isabellen's Antlitz davon gleichsam wie mit einem rosigen Wiederschein angeleuchtet ward.

Nein, sagte sie, in sein Lachen einstimmend, nein, ich habe Dich nicht verabscheut und nicht gehaßt, denn Du warst mir lange schon nicht fremd. Man hatte mir schon oft erzählt von dem jungen Erzherzog Joseph, man hatte mir sein edles, glühendes, leidenschaftliches Wesen geschildert, und als ich erfuhr, daß Er es sei, dem man mich bestimmte, da beklagte ich ihn, nicht mich!

Und warum Ihn?

Weil er sich wider seinen Willen einer armen unbekannten Prinzessin vermählen mußte, die nicht im Stande sein wird, seinen hochfliegenden Plänen, seinen glühenden Wünschen, seinen gerechten Ansprüchen zu genügen. Oh, die arme Isabella von Parma ist nicht dazu gemacht eine Kaiserin zu sein!

Und hätte ich ihr den ersten und glänzendsten Thron der Welt zu bieten, sie würde immer die herrlichste Zierde dieses Thrones sein. Isabella ist dazu gemacht, die Kaiserin der ganzen Welt, die Beherrscherin der ganzen Menschheit zu sein. Alles was es an Poesie, an Schönheit, Güte, Weisheit und Milde giebt,

strahlt aus ihren Augen! Oh schaut mich an, Ihr meine süßen, schönen Sterne, glänzt Frieden, Glück und Wonne in mein Herz hinein. Ihr wißt nicht, wie kalt und trübe es einst in meinem Herzen war, Ihr habt nicht gesehen, wie ich gelitten habe in der Einsamkeit meiner Seele, wie dumpf und öde meine Tage dahin schleichen, wie ich meine Thränen hinunter würgte, und unter einem Lächeln die Zornesworte begrub, die auf meinen Lippen zitterten, wenn ich sah, wie die Heuchler und Schmeichler stets über mich den Sieg errangen, und mich verketzerten, verleumdeten und bei Seite drängten. Oh Isabella, schwöre mir, daß Du mich niemals verlassen, daß Du immer bei mir bleiben willst, denn ohne Dich würde ich das Leben nicht mehr ertragen können!

Und wie von ahnungsvoller Angst durchschauert, schlang Joseph seine beiden Arme fest und innig um die zarte Gestalt Isabellen's und preßte sie mit einer fieberhaften Gluth an sich.

Schwöre mir, Geliebte, schwöre mir, daß Du mich nie verlassen willst!

Ich schwöre Dir, sagte sie mit ernstem, feierlichem Ton, ich schwöre Dir, daß ich bei Dir bleiben will, so lange bis Gott mich ruft!

Oh möge das sein, wenn ich nicht mehr bin! Die Liebe ist grausam, Isabella, ich wünsche, daß Du mir einst die Augen zudrücken mögest!

Gott wird diesen Wunsch nicht erhören, Joseph, denn Gott ist die Liebe, und Du sagst es: die Liebe ist grausam!

Sie neigte sich sanft auf seine Schulter, ihre langen schwarzen Locken legten sich wie ein Trauerschleier über ihr Antlitz hin. Joseph drückte sie fest und fester an sich, und als er sie küßte, fiel eine brennende Thräne aus seinen Augen auf ihre Wange nieder.

Ich weiß nicht, murmelte er leise, mir ist als ob ein schweres Gewitter über meinem Haupte hinge und mir den Athem versetzte! Doch ist der Himmel klar und wolkenlos, die Sonne ist hinuntergegangen und sieh nur, dort steigt schon der Mond ganz blaß und geisterhaft am Horizont empor. Oh Isabella, wie schön ist die Welt, wenn ich Dich in meinen Armen halte, wie heilig ist sie, wenn Du mich liebst. Oh liebe mich, Holde, liebe mich! Und wenn Du's nicht vermagst, so gieb Dir wenigstens den Anschein es zu thun, denn ohne Deine Liebe wäre ich fortan ein verlorner, unglückseliger Mensch, dem Unheil und der Verzweiflung verfallen! Oh sag mir, Isabella, ich beschwöre Dich bei

Allem was Dir heilig ist, sag' mir die Wahrheit, — liebst Du mich?

Sie hob langsam ihr Haupt von seiner Schulter empor und sah ihn an mit einem seltsamen, traurigen Blick, der sein Herz erbeben machte in unerklärbarem Bangen. Dann hob sie das Auge empor zum Himmel, und starrte lange, lange empor, und ihre Lippen bewegten sich wie in leisem Gebet.

Sag mir die Wahrheit, wiederholte Joseph ganz feierlich und ernst, liebst Du mich?

Auf einmal flog es wie ein rosiger Schimmer über Isabellen's Antlitz hin, und mit einem reizenden Lächeln machte sie sich aus Josephs Armen frei.

Ich will Dir Deine Frage beantworten, sagte sie, und wenn Dein Herz die Sprache der Liebe versteht, so wirst Du meine Antwort verstehen. Auf solche Fragen darf man nicht mit menschlichen Lippen und irdischen Worten Antwort geben, denn die Liebe hat ihre eigene Sprache! Komm, und höre meine Antwort!

Und leicht und anmuthig wie eine Elfe flatterte sie ihm voraus durch die geöffneten Thüren in den Musiksaal. Joseph folgte und seine Blicke hingen mit einem glückseligen Ausdruck an dieser reizenden, lieblichen Erscheinung, die ihm wie ein verkörpertes Gedicht erschien.

Isabella warf einen raschen prüfenden Blick auf die verschiedenen Instrumente, die im Salon umherstanden, sie näherte sich dem aufrechtstehenden Pianoforte, und schlug einige rasche Akkorde an.

Nein, sagte sie, es ist zu viel Irdisches in diesen Instrumenten. Die Finger vermögen es nicht, allemal die Geister in den Tasten zu erwecken. Ich will gleich mit meinem Lieblingsinstrument zu Dir sprechen.

Sie trat zu dem Tisch und öffnete einen der Kasten, die da standen.

Mein eigenes Instrument, das ich mir mitgebracht, sagte sie, indem sie die Violine aus ihrem Kasten hervornahm.

Joseph schaute ihr mit einem Antlitz, glühend vor Freude, zu. Wie, Isabella, Du spielst mein Lieblings-Instrument? fragte er staunend und freudenvoll.

Die Violine ist die Seele der musikalischen Instrumente, sagte sie, und in ihr allein findet Seele und Herz des Menschen seine Sprache wieder *).

Sie hob das Instrument empor, und legte es mit einer unnachahmlichen Grazie auf ihre Schulter, dann

---

*) Die Infantin spielte mehrere Instrumente, besonders aber die Violine meisterhaft gut. Wraxall II. S. 390.

nahm sie den Bogen und begann zu spielen. Erst in leisen einzelnen Akkorden, die wie das sanfte Klingen und Rauschen einer Aeolsharfe ertönten, dann im vollen dahinbrausenden Strom der Töne und Melodieen.

Joseph stand ihr gegenüber athemlos, hochklopfenden Herzens, selig und andächtig zugleich in ihrem Anschauen. Wie einer dieser Engel auf den Bildern der alten Italiener erschien sie ihm, so wie sie dastand in dem weißen Gewande mit der Violine an der Schulter, das bleiche Antlitz umrahmt von den schwarzen Locken, so hatte einst Fiesole den Engel gemalt, der den Sterbenden tröstet. Dieses Bild war immer ein Lieblingsstück Joseph's gewesen, und jetzt stand es verkörpert vor ihm, jetzt war dieser Engel, den er im Bilde geliebt, sein Eigen, sein geliebtes, angebetetes Weib.

Er sah nur sie, er hörte kaum auf ihre wundervolle Musik, und doch sah er diese Musik in ihren Zügen, in diesem Antlitz, das allgemach sich zu röthen begann, in diesen Augen, die mit wundersamem, schwärmerischem Leuchten in das Leere starrten, auf diese Lippen, die halb geöffnet waren als flüsterten sie mit den Geistern, die klagend und jauchzend, weinend und lächelnd, betrübt und freudvoll aus der Violine zu ihr sprachen.

Und immer machtvoller und gewaltiger schwollen die

Töne an, wie eine Welt von Bildern und Gesichten rauschten und zitterten sie aus den Saiten, bald aufjauchzend in göttlicher Lust, bald hinsterbend in klagenden Seufzern und Schmerzen. Und diese Lust und diese Schmerzen, dieser Jammer und dieses Entzücken malte sich wechselnd in Isabellen's Angesicht, das in göttlicher Begeisterung leuchtete, strahlte wieder von Joseph's Zügen, die in Liebe und Schönheit erglänzten. Thränen flossen, ihm selber unbewußt, über seine Wangen nieder, und bei diesen schluchzenden, klagenden Tönen fühlte er inmitten seiner Seligkeit eine unaussprechliche Traurigkeit sein Herz beschleichen. In der fieberhaften Erregung seines ganzen Wesens überschlich ein leises Grauen sein Herz, war es ihm, als ob diese weiße zarte Gestalt da mit dem strahlenden, verklärten Angesicht sich langsam und lächelnd vom Boden emporhob und vor seinen Blicken entschwinde. Er sah sie nicht mehr und wußte doch nicht, daß es nur seine eigenen Thränen waren, welche seine Augen umdüsterten und ihm die Gestalt der Geliebten umhüllten. Ein lautes, krampfhaftes Schluchzen drang aus seiner Brust hervor, und das Antlitz in seinen Händen verbergend, sank er auf einen Sessel nieder.

Ein leises Zittern überflog Isabella's Gestalt; ihr

Auge, welches so lange hineingeschaut hatte in andere Welten, richtete sich niederwärts, der Klageseufzer ihres Gemahls schien sie aus schmerzvoll seligen Träumen und Gesichten zu erwecken, und sie wieder der Wirklichkeit, dem Leben zuzuführen. Mit einem Ausdruck schmerzvollen, zärtlichen Mitleids schaute sie hinüber zu Joseph, und das Lächeln, welches jetzt ihre Lippen umspielte, hatte etwas Engelhaftes, Mildes, Erbarmungsvolles. Sie spielte weiter, aber die schwermüthigen, klagenden Töne mischten sich allgemach mit heiteren, leichteren Akkorden, die Dissonanzen lösten sich auf in reinere, hellere Harmonieen, die Wolken verschwanden, die Sonne stieg empor, und auf einmal mit jubelnder Freude rauschte ein voller Strom der Freude von den Saiten nieder, klang es wie heller Jubel und jauchzende Freude.

Und bei dieser reizenden Melodie sanken die Hände von Joseph's Antlitz nieder, und es strahlte jetzt wieder in Schönheit und Lust; seine glühenden Blicke begegneten den Augen Isabellens, die mit einem innigen, fragenden Ausdruck auf ihn gerichtet waren.

Tetide! Unsere Hochzeitsmusik! jubelte der Erzherzog, und außer sich vor Entzücken und Lust, stürzte er zu Isabellen hin, umfing er sie, des Instruments nicht

achtend und der angefangenen Melodie, mit seinen beiden Armen und hob sie empor an seine Brust.

Ich danke Dir, Isabella, ich danke Dir, sagte er mit vor Rührung und Freude zitternder Stimme. Du hast Recht, die Liebe hat ihre eigene Sprache, und Du hast mir geantwortet in der Sprache der Liebe, sie klingt noch in meinen Ohren in unserm Hochzeitslied, in der Festmusik, die Ritter Gluck für uns gedichtet. In dieser Melodie haben sich alle Schmerzen und alle Thränen aufgelöst und gesänftigt zu seliger Harmonie, die Dissonanzen meiner Vergangenheit haben sich verklärt zu freudigen Melodieen, und mit dem Lied der Liebe hast Du mir Antwort gegeben auf meine Frage. Oh ich danke Dir, ich danke, und nimmer werde ich dieser Stunde vergessen!

Er bedeckte ihren Mund, ihre Augen mit seinen glühenden Küssen, und Isabella ließ es geschehen; sie ruhte still und lächelnd in seinen Armen, in ihrer herabhängenden Hand noch das Instrument haltend, auf dem sie gespielt.

Ja, ich habe Dich verstanden, flüsterte Joseph unter Küssen, Du hast mir gesagt, daß Du mich liebst, und jetzt fühle ich mich unverletzlich, stark und machtvoll, wie einen Gott.

Doch sah ich, daß der Gott weinte, sagte sie. Armer, sterblich geborner Freund, die Götter kennen keine Thränen, das Weinen ist der Taufschein unseres Menschenthums.

Oh, auch die Götter können weinen vor seliger Lust, und so, Isabella, weinte ich!

Und möge Dich der Himmel niemals mehr andere Thränen weinen lassen, sagte sie innig. Aber horch, mein Gemahl, da schlägt die Schloßuhr die achte Stunde, und wir haben der Kaiserin versprochen, heute nicht wie gestern den Abendzirkel zu versäumen, sondern pünktlich zu sein. Sie wird uns schon erwarten. Laß uns also eilen, Toilette zu machen.

Wozu willst Du Toilette machen? Bist Du nicht immer die Schönste und Geschmückteste? Komm, gieb mir den Arm, Du wirst mit Deinem weißen Engelskleide und Deinem duftenden Bouquet von Rosen doch alle meine Schwestern überstrahlen! Komm!

Er wollte ihren Arm nehmen, aber sie wehrte ihn sanft zurück, und machte ihm eine tiefe ceremoniöse Verbeugung.

Mein Herr Erzherzog und Gemahl, sagte sie mit lächelndem Ernst, wir haben vorher die gestrenge Madame Etiquette von unserm Balcon und aus dem Zim-

mer hier verbannt, aber Sie wissen es wohl, daß sie uns vor der Thür erwartet, um uns mit feierlicher Würde zu dem Salon der regierenden Frau Kaiserin zu begleiten. Die gestrenge Dame Etiquette würde es mir aber nie verzeihen, wenn ich in solchem höchst unceremoniellen Negligé mich ihr zu nahen wagte, und ihre Augen würden sich mit Entsetzen von Ihrem Gewande ohne Stern und ohne Orden abwenden. Mein Herr Erzherzog, eilen Sie also, ein würdiges spanisches Kleid anzulegen. Ich werde die Ehre haben, Sie in einer Viertelstunde hier in voller Parure zu erwarten.

Sie wiederholte mit einem reizenden, schelmischen Lächeln ihre tiefe ceremoniöse Verbeugung. Der Erzherzog, auf ihren Scherz eingehend, nahm eine feierliche, ernste Miene an, und sich ihr auf den Fußspitzen nähernd, hob er mit einer höchst zierlichen anstandsvollen Armbewegung, wie die Tänzer im Ballet, ihre Hand an seine Lippen und küßte sie.

Madame und gnädigste Frau Erzherzogin, sagte er dann, ich werde die Ehre haben, Ihren Befehlen zu genügen, und mich mit Orden und Sternen schmücken, um meiner erhabenen Frau Mutter und der gestrengen

Madame Etiquette zu genügen. Leben Sie wohl, und haben Sie die Gnade hier Ihren allerunterthänigsten Knecht zu erwarten!

Und dem vorschriftsmäßigen spanischen Gruß getreu, beugte er halb ein Knie vor ihr, und küßte den Saum ihres Gewandes. Dann zog er sich rückwärts gehend bis an die Thür dadrüben, welche in seine Gemächer führte, zurück. Hier blieb er stehen, um sich noch einmal tief zu verneigen. Auf einmal aber, aller Etiquette und alles Ceremoniells vergessend, sprang er vorwärts, wieder zu Isabellen hin, um sie leidenschaftlich zu umfassen, und ihr Antlitz mit Küssen zu bedecken.

Lebe wohl, lebe wohl, sagte er lachend, ich nehme Abschied von Dir für drei lange, lange Stunden, denn da drüben bei der Frau Kaiserin, da sehe ich nicht Dich, sondern nur die Frau Erzherzogin. Lebe wohl!

Er küßte sie noch einmal, und sprang dann in lustigen Sätzen durch das Zimmer zu der Thür hin.

Isabella schaute ihm lächelnd nach, aber als die Thür sich hinter ihm schloß, verschwand das Lächeln von ihren Lippen, und ihre Züge nahmen sofort einen ernsten, melancholischen Ausdruck an.

Armer, armer Joseph, flüsterte sie leise. Er liebt mich wahrhaft, und er glaubt an mich und meine Liebe!

An meine Liebe, an dies Herz, welches eingesargt und begraben ist!

Sie schauderte in sich zusammen, eine tiefe Blässe bedeckte ihre Wangen, und vor sich hinstarrend ließ sie, der Gegenwart entrückt, die traurigen und entsetzensvollen Bilder der Vergangenheit an ihrer Seele vorüberziehen.

Oh, das ist Unrecht, das ist Unrecht, murmelte sie dann, in sich zusammenschreckend, ich darf dies nicht mehr denken, und nicht mehr sehen! Ich habe das Leben angenommen, und ich will es tapfer, ehrlich und treu zu Ende führen. Drei Jahre der Prüfung und der Schmerzen noch, dann, dann bin ich frei, dann darf mein erlöster Geist diese Fesseln des Körpers sprengen, dann, dann bin ich wieder bei Dir, bei Dir! — Aber für diese drei Jahre, welche ich noch zu leben habe, für diese drei Jahre gieb mir Kraft, mein Gott. Stärke meinen Geist, daß er standhaft sei, tröste mein Herz, daß es ertrage! Ja, gieb mir Kraft, mein Gott, daß ich erfüllen kann, was ich vor Gottes Altar gelobt, daß ich meinen Gemahl glücklich machen kann. Er liebt mich, es wäre grausam dieses edle, arglose Herz zu hintergehen, grausam ihn aufzuwecken aus sei-

nem schönen Traum! Nein, nein, Er mindestens soll glücklich sein! Gieb mir Kraft, mein Gott, daß ich bis an's Ende ihm diesen Traum erhalte, diesen schönen Traum des Glücks!

II.

Ritter Gluck.

Die Sonne war längst aufgegangen, und hatte die Erde mit Licht und Glanz und Tageshelle übergossen, der helle Tag mit seinen Pflichten und Arbeiten hatte schon für die Menschen begonnen, sie hatten sich von ihren Lagern erhoben, und ihren Beschäftigungen sich zugewandt, denn der Tag war da, mit seinem Licht. — Nur in diesem großen, mit kostbaren Meubles, mit hohen Schränken voller Bücher angefüllten Zimmer hatte die Sonne noch nicht ihre Herrschaft angetreten, nur da waren die dunkelroth seidenen Vorhänge noch nicht geöffnet, und auf diesem großen, mit Papieren und Büchern angehäuften Tisch, der da in der Mitte dieses weitläuftigen, glänzenden Gemachs stand, flammten auf zwei hohen silbernen Armleuchtern acht Stück heruntergebrannte, dicke Wachskerzen. Vor

diesem Tisch saß ein Mann, und schaute ernst und tiefsinnend auf das mit Noten beschriebene Papier hin, das vor ihm auf dem Tische lag. Er hatte offenbar so die ganze Nacht gesessen und geschrieben, denn viele mit Noten beschriebene Blätter, deren Dinte fast noch feucht war, lagen um ihn her, aber sein Antlitz zeigte nichts von der Erschlafftheit und Uebermüdung, welche sonst das Ergebniß einer schlaflosen Nacht zu sein pflegen. Seine großen blaugrauen Augen blitzten und flammten, wenn er, wie das oft geschah, sie von dem Notenblatt sinnend zur Decke des Zimmers empor hob, sein von Pockennarben stark zerfetztes Antlitz zeigte einen erhabenen, begeisterten Ausdruck, um seine starken vollen Lippen schwebte ein seliges Lächeln, welches sein sonst nicht schönes Antlitz mit einem wunderbaren Zauber verklärte, und von dieser hohen gedankenvollen Stirn, an deren beiden Seiten dickes braunes Haar niederringelte, leuchtete der Genius, der dieses Haupt gesegnet hatte mit dem Kuß der Weihe. Die Gestalt dieses Mannes war imponirend und ehrfurchtgebietend, wie sein Haupt. Sein breiter, stolzer Rücken war trotz der Last seiner funfzig Jahre noch ungebeugt, seine vollen, kräftigen Schultern trugen noch leicht und jugendhaft sein gedankenschweres stolzes Haupt, seine

ganze Haltung hatte etwas Stolzes, Ehrfurchtgebietendes, Selbstbewußtes, wie es sich für einen Fürsten oder für einen Genius geziemt.

Und Beides war dieser Mann, ein gebietender Fürst im Reiche der Geister, ein Genius, der dazu bestimmt war, mit seinen Werken die Welt zu beherrschen, und der Kunst ein neues Leben einzuhauchen. Denn dieser Mann war der Ritter Christoph von Gluck, der Theater-Kapellmeister der kaiserlichen Oper zu Wien, der Sohn des Leibjägers des Prinzen Eugen von Savoyen, geboren im Jahr 1714 im Dorfe Weidenwang bei Neumarkt.*) Jetzt war dieser Sohn des armen Jägers Alexander und seiner Ehefrau Walburga Gluck, Dank seinem Genie, ein Mann, dessen Ruhm schon halb Europa erfüllte, und den der Papst zu Rom zum Cavaliere dello Sperone d'oro, zum Ritter des goldenen Spornes ernannt hatte. Zwanzig Opern und eine große Zahl von Symphonieen, Arien und andern einzelnen Tonstücken hatten den Ruhm des deutschen Meisters durch ganz Italien getragen, in Mailand und Florenz, in Rom und Neapel sangen die Sänger auf

---

*) Christoph Wilibald Ritter von Gluck. Dessen Leben und tonkünstlerisches Wirken. Von Anton Schmid. S. 11.

der Bühne, und das Volk auf den Gassen die lieblichen Arien und Melodieen der Fedra, der Antigona, der Semiramide, des Telemaco, kannte, ehrte und pries Jeder den großen Componisten Christoph Gluck, während man in Deutschland noch wenig von ihm wußte, während Wien die einzige deutsche Stadt war, in der man seine Opern aufführte, in der man mit Verehrung von dem Talent des Ritters Christoph Gluck zu sprechen liebte.

Der Ritter Gluck also war es, der da heiliger Begeisterung voll, an seinem Schreibtisch saß, und arbeitete. Um ihn her lagen Bücher, Papiere und beschriebene Notenblätter, dicht neben ihm an einem Stuhl, auf welchem eine Violine und eine Flöte lag, lehnte ein Cello, an der Wand da drüben stand eins dieser schönen aufrechtstehenden Pianoforte's, wie sie um diese Zeit die geschickten Instrumentenmacher Wien's zu bauen begonnen.

Gluck saß noch immer mit der Feder in der Hand vor dem Notenblatt; zuweilen hielt er im Schreiben inne, und sang halbleise einen Anfang einer Melodie, zuweilen ließ er, halb declamirend, halb singend einen Recitative'schen Satz erklingen, und schrieb dann wieder eifrig weiter. Die Lichter waren jetzt ganz und

gar niedergebrannt, hier und da begann eins und das andere zu erlöschen, und das aufgelöste heiße Wachs floß in einzelnen schweren Tropfen von der Manschette des Leuchters nieder auf die Papiere, welche auf dem Tisch lagen. Gluck gewahrte das nicht, er sah auch nicht, wie durch die Spalten der Vorhänge hier und da die Tageshelle mit bläulichem glänzenden Schein hereinschaute, und so ganz und gar war er in seine Arbeit vertieft, daß er gar nicht auf das leise Klopfen achtete, das schon mehrmals und in langen Zwischenräumen von der Thür, der einzigen, welche in das Sanctuarium des Künstlers führte, erklungen war.

Aber jetzt ward dies Klopfen an der Thür so laut und heftig, daß es wohl im Stande war den schaffenden Componisten aus seiner Begeisterung zu wecken, und ihn an die Wirklichkeit zu mahnen. Mit einem unwilligen Stirnrunzeln sprang er empor, und ging mit dröhnenden, raschen Schritten, die hohe Figur umwallt von dem dunkelblau seidenen, mit braunem Pelz verbrämten Schlafrock, zu der Thür hin, um den Riegel zurückzuschieben.

Sofort ward diese Thür geöffnet und eine hochgewachsene Dame im eleganten Morgenanzug trat ein. Ihre edlen regelmäßigen Züge waren unruhig und be-

wegt, ihre Wangen waren bleich, und ihre großen blauen Augen waren entweder vom Nachtwachen, oder vom Weinen geröthet.

Sie war, wie gesagt, hastig und mit angstvollen Mienen eingetreten, jetzt, als sie Gluck so fest und kräftig, so ruhig und imponirend wie immer sich gegenüber stehen sah, lächelte sie.

Gelobt sei Gott, sagte sie, tiefaufathmend, Du lebst, Du bist gesund, und ich habe einmal wieder umsonst Stundenlang mich gequält und geängstigt.

Und weshalb geängstigt, Mariane? fragte Gluck, dessen Stirn sich beim Anblick seiner zärtlich geliebten Gattin schnell entwölkt hatte. Weshalb geängstigt, Mariane?

Sie sah ihm fast erstaunt in das fragende ruhige Angesicht, und brach dann in ein heiteres Lachen aus. Oh über den Barbaren, sagte sie, der in seiner Verstocktheit gar nicht einmal das Bewußtsein seiner Sünden hat! Schau einmal um Dich, Christoph, schau Dir die niedergebrannten Kerzen an, und die Sonne, die da neugierig und erstaunt durch die Vorhänge schielt. Diese dicken Altarkerzen, die mein Herr Gemahl zu brennen liebt, pflegen grade zwölf Stunden zu brennen, und sie sind im Erlöschen. Es war gestern Abend um

zehn Uhr, als ich selbst sie für diesen schwärmenden Künstler, der mir indeß gelobte, nur einige Stunden noch zu arbeiten, angezündet habe, und jetzt sind sie im Erlöschen! Begreift der Herr Ritter Christophorus jetzt, was daraus folgt, und welches Verbrechens ich ihn anklage?

Wahrhaftig, das sieht aus, als ob ich statt zwei Stunden hier zwölf Stunden gearbeitet hätte, sagte Gluck mit naivem Erstaunen. Aber ich versichere Dich, Mariane, es war meine ehrliche Absicht, nur zwei Stunden zu arbeiten, und dann in mein Schlafkabinet zu gehen. Kann ich denn dafür, wenn der Schlaf nicht gekommen ist, mich an mein Versprechen zu mahnen? Ist's denn meine Schuld, wenn die Stunden mit so beflügelter Eile an mir vorübergeflattert sind, daß ich sie nicht zu zählen vermochte? Zwölf Stunden! Demzufolge muß die Nacht ja schon längst vorüber sein, und die Sonne die Wachskerzen ablösen!

Er trat zu einem der Fenster hin, und schlug die Vorhänge auseinander. Tag! rief er verwundert, wahrhaftig, es ist Tag, und die Sonne scheint!

Er schaute staunend und lächelnd zu dem hellen Tag und dem blauen Himmel hin, dann plötzlich nahmen seine leichtbeweglichen Züge einen andern Ausdruck

an; sie waren jetzt tiefernst und feierlich, und ein leichter Schatten umwölkte seine hohe gedankenreiche Stirn.

Tag, sagte er leise, oh möchte auch mir der Tag erglänzen und die Sonne strahlen!

Seine Gattin war ihm gefolgt, und legte jetzt leise und lächelnd ihre Hand auf seine Schulter. Und wem glänzt wohl der Tag, und wem strahlt wohl die Sonne, wenn nicht Dir? fragte sie vorwurfsvoll. Schau um Dich, Freund, und sag' mir, ob's hier und da draußen im sonnigen liederreichen Italien einen Künstler giebt, der mehr geehrt und mehr bewundert ist, wie Du? Schau hinter Dich, in Deine Vergangenheit! Da stehen Deine zwanzig Opern mit heiter strahlendem Angesicht, und jede trägt einen Lorbeerkranz auf ihrem triumphirenden Haupt, und jede hat die Tuba in der Hand, und singt und ruft es aus in alle Welt: Es lebe der ruhmgekrönte Künstler Christoph Gluck! Und wenn Du die zwanzig triumphirenden Jungfrauen da hinter Dir erschaut, dann richte den Blick vorwärts in Deine Zukunft, da stehen die Schwestern der Zwanzig, noch sind ihre Lippen nicht geöffnet, und ihre Häupter nicht bekränzt, aber ein Tag wird kommen, da wird der Ritter Gluck ihnen Sprache und Leben geben, da wer-

den die Völker sie mit dem Lorbeer schmücken, da werden diese neuen Opern, wie die andern, Deinen Ruhm verkünden, und statt der zwanzig werden einst vielleicht es funfzig Opern Dir entgegen rufen: Es lebe Christoph Gluck! — Ich meinestheils, ich glaube an diese Opern der Zukunft, ich kenne meinen Meister mit dem nie alternden Jünglingsherzen und der nie erblassenden Phantasie, ich weiß, daß er noch Großes und Herrliches leisten wird, und wenn ich das nicht wüßte, würde ich alsdann wohl so viel Nachsicht haben mit seinen Künstlerlaunen? Würde ich alsdann gestatten, daß er die Nächte hindurch hier arbeitet und schwärmt, würde ich wohl seit drei Stunden da wie ein verliebtes Mädchen auf der Schwelle seiner Thür sitzen, das Ohr lauschend an das Schlüsselloch gelegt, in athemloser Angst auf jedes Geräusch, auf jeden Ton da drinnen horchend, und doch nicht wagend anzuklopfen, und zu rufen, um die heiligen Musen nicht zu verjagen, bis endlich die Todesangst, es möchte meinem Meister ein Unfall zugestoßen sein, mir den Muth der Verzweiflung gab, daß ich anklopfte und Einlaß begehrte? Oh mein Meister und mein Herr, ich glaube an Dich, wie die ganze Welt an Dich glaubt. Dein Tag ist da, und

Deine Sonne scheint. Was sollen also die Wolken auf Deiner Stirn?

Sie hatte, ganz Begeisterung und Gluth, so zu ihm gesprochen, und lehnte jetzt, ihre beiden Arme um Glucks Hals schlingend, ihr Haupt an seine Brust.

Er neigte sich nieder und küßte ihre Stirn. Du glaubst an mich, sagte er dann, das heißt, glaubst Du an mich, an meinen Genius, oder glaubst Du an die Werke, die ich schon geschaffen?

Mariane hob ihr Haupt langsam von seiner Brust empor, und schaute ihm lange und fest in's Angesicht.

Ich glaube an Dich und Deinen Genius, sagte sie dann fest und entschieden.

Jetzt flog es wie ein heller Sonnenglanz über Glucks Antlitz hin, und ein glückliches Lächeln umspielte seine Lippen. Nun, sagte er, wenn Du an mich glaubst und an meinen Genius, so wirst Du auch Muth haben, zu hören, was ich Dir jetzt sagen will: Mariane, zerreiße die Lorbeerkränze meiner Vergangenheit, nimm meine Opern, und wirf sie in den Kamin, laß sie zu Asche und Staub verbrennen, denn es ist zu Ende mit ihnen, sie sind Staub und müssen zum Staube zurückkehren. Eitel ist ihr Wesen, und ohne Wahrheit ihr ganzes Sein. Ihr Weinen und Lachen, ihr Jauchzen

und Klagen, Lüge ist's. Ihre Liebesschwüre und ihre Seufzer, ihre Gebete und ihre Entzückungen, Lügen sind's. Es glüht nicht in ihnen das ewige Feuer der Wahrheit, es flammt nicht in ihnen das heilige Leben der reinen keuschen, unschuldigen Natur, sie sind die Kinder ihrer verderbten, gezierten, manierirten und affectirten Zeit, nicht die Kinder des ewigen Lebens, nicht die Kinder der Unsterblichkeit. Darum also, weg mit ihnen Allen, verbrenne alle meine Opern, und die Lorbeerkränze meiner Vergangenheit mit ihnen! Das Alles ist hinter mir hinabgesunken in ewige Nacht, und ein neuer Tag soll für mich beginnen, und eine neue Sonne mir leuchten, oder ich will mein Haupt verhüllen, und stumm in die Einsamkeit flüchten, um die Menschen zu verachten, welche der gleißnerischen, gaukelnden Lüge Lorbeerkränze winden, und von der heiligen, leuchtenden Wahrheit sich fröstelnd und befremdet abwenden.

Deine schönen ruhmgekrönten Opern nennst Du gleißnerische, gaukelnde Lügen? fragte Mariane fast zürnend.

Ich nenne sie so und sie sind es! rief Gluck feierlich. Sie sind nicht geschrieben aus der innersten, edelsten Ueberzeugung der Wahrheit, es glüht nicht in ihnen

das heilige Vestafeuer der Kunst, sondern sie sind gemacht, überlegt, zusammengekittet aus kluger Berechnung und schlauer Absichtlichkeit, sie sind berechnet auf die Stimmen und Fähigkeiten der Sänger, auf das kleinliche und kindische Wesen des Publikums, das sich von Läufen und Trillern, von Rouladen und Fermaten blenden läßt, und vermeint, wenn's recht auf und niederrollt, recht klingt und springt, und trillert und sich ziert, so sei das die wahre Kunst, und wenn die Sänger wie die abgerichteten Marionetten durch drei Octaven ihre Läufer rollen und zuletzt auf dem hohen B ihr Fermate aushalten, so sei das der Gipfelpunkt himmlischer Musik. Das muß anders werden. Es ist genug der Lüge und der Heuchelei, die Wahrheit muß gesprochen werden, und ich will sie sprechen! Habe lange genug für Sänger und Sängerinnen, für Flittertand und Mode geschrieben, jetzt will ich schreiben für die heilige Kunst selber, und eine Musik will ich schaffen, wie sie die heiligen Engel im Himmel ertönen lassen, und wie sie auf Erden noch nimmer gehört worden ist, das ist die Musik der Wahrheit, die verklärte harmonische Sprache der Seele und des Herzens, die Malerei des innersten, unaussprechlichsten Gefühls. Denn das soll die Musik sein, und das ist ihre heilige

Aufgabe. Sie ist die erhabenste Sprache der Natur, aber die Menschen haben ihr Dasein noch nicht geahnt, ihre Worte noch nicht verstanden! Mir ist es aufbehalten, sie ihnen zu enthüllen, mich hat die heilige Musik zu ihrem Sprachmeister ernannt, ich soll der Dollmetscher ihrer Worte sein, und die Menschen, welche bis jetzt mit einem eklen, gemeinen Idiom hintergangen worden, die reine und ächte Sprache der Musik lehren!

Ach, Christophorus, ich fürchte, Du wirst schlechte Schüler finden, und sie werden dem edlen Lehrmeister aus der Schule laufen, seufzte Mariane. Sie werden Dich verspotten, statt Dich zu segnen, Dich höhnend verlassen, statt sich um Dich zu schaaren!

Siehst Du, rief Gluck mit schnell aufflammendem Zorn, da kommt die feige Weibesnatur mit ihrer Zaghaftigkeit schon hervor, und Du schreckst angstvoll zurück, weil ich's satt habe, im alten, geebneten Geleis der Gewohnheit dahin zu traben, und neue Bahnen wandeln will. Oh, ich that also Recht, zu schweigen, Dir meinen Plan nicht zu verrathen, bis das Werk nicht vollendet war, bis Deine angstvollen Blicke, Deine Seufzer und Thränen nicht mehr im Stande sein konnten mich irre zu machen an meiner eigenen Ueberzeugung und mich zu beängstigen mit den möglichen Fol-

gen! Aber jetzt ist die Arbeit vollendet, und sie muß und soll an's Licht treten und der Welt sich darstellen. Und nun, Mariane, beschwöre ich Dich, sei mein starkes, muthvolles Weib, zage nicht, und fürchte nicht, sondern stehe vertrauend und ermunternd mir zur Seite, glaube an meinen Genius und an die siegreiche Kraft der Wahrheit! Sei nicht bloß das Weib meines Herzens, sondern auch der Freund meiner Seele, der treu, standhaft und ohne Furcht Hand in Hand mit mir den Stürmen der ganzen Welt entgegen tritt, und nicht zweifelt und nicht irre wird, wenn auch die ganze Menschheit mich verhöhnte und verspottete!

Er reichte seiner Gattin seine Hand dar, und sie legte mit einem sanften Lächeln ihre beiden zarten Hände hinein. Christoph, sagte sie innig, hast Du an mir gezweifelt? Bin ich denn wirklich eine so feige Weibsnatur, die zaghaft zurückbebt vor dem Schweren und Bedrohlichen? Schau einmal zurück in die Vergangenheit, mein Herzgeliebter! Hast Du mich jemals kleinmüthig und verzagt gefunden? Weißt Du noch wie's war, als wir uns kennen und lieben lernten, und als mein stolzer Herr Vater Dich nicht zum Tochtermann annehmen wollte, weil er meinte, ein Musikant sei keine anständige Partie für die Tochter des reichen

Großhändlers Pergin, der mit Holland so großartige Geschäfte machte. Wer war denn verzagt und kleinmüthig, wer verlor den Muth und wollte der Welt entfliehen, weil er meinte ihr bischen Jammer sei zu schwer für ihn?

Das war ich, freilich, das war ich! sagte Gluck halb beschämt. Ja, ich hätte wahrlich sterben mögen vor Gram und Schmerz, und war ganz und gar verzagt, wie's eben Verliebte sind und auch sein müssen, wenn sie den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit sich entrissen sehen.

Ich war vielleicht nicht verliebt, sagte Mariane mit leisem Spott, aber ich liebte Dich, und darum hatte ich auch das schönste und freudigste Vertrauen auf unser Schicksal, und darum vertröstete ich Dich auf die Zukunft, und schwur Dir, zu warten, und nimmer einem andern Mann mich zu vermählen, sondern in Lieb' und Treue auszuharren bis an's Ende! Nun, und das Schicksal wollte meine Geduld nicht auf eine schwere Probe stellen. Der Tod meines Vaters machte mich frei! Gott verzeih mir's, daß ich nicht so viel und traurig um meinen Vater weinen konnte, als es die Tochterpflicht erforderte, weil ich an Dich dachte, und an das Glück, das uns Beide nun erwartete, denn

meine gute Mutter willigte ein, daß ich Dein Weib werden durfte, und ich ward Dein Weib! Seitdem sind zwölf Jahre vergangen, und treulich und freudig habe ich stets zu Dir gehalten, hab' nichts geliebt, als Dich, an nichts geglaubt, als an Dich! Du bist mein Stolz, meine Ehre, mein Ruhm und meine Freude gewesen immerdar, und darum hat auch der gute Gott, welcher wußte, daß in meinem Herzen nicht Platz sei für eine andere Liebe, mir keine Kinder gegeben, weil ich nur allein Dich lieben konnte und sollte, weil Du mein Freund, mein Geliebter, mein Herr und mein Kind zugleich sein solltest. — Ich muß Dich wohl an Alles dies heut erinnern, weil Du mir sagst, daß Du kein Vertrauen zu mir hast, weil Du mir etwas verschwiegen und ein Geheimniß vor mir gehabt hast. Bin ich's denn nur werth gewesen, Deine Triumphe mit Dir zu theilen, und an Deiner Seite zu stehen, wenn man Dich mit Lorbeerkränzen schmückte? Hältst Du mich nicht hoch genug, daß ich auch Deine Kämpfe und Deine Stürme mit Dir theilen, und wenn die undankbaren Menschen jetzt statt der Lorbeern Dir Dornenkränze hinwerfen sollten, einige derselben auffangen und von Deiner Stirn abwehren darf?

Nein, Mariane, sagte Gluck tiefbewegt, indem er

die Gattin an sein Herz zog, nein, ich verleumdete mich selbst, und Dich, wenn ich sagte, daß ich aus Furcht vor Deinen Thränen und Deiner Angst geschwiegen, und Dir ein Geheimniß verborgen gehabt. Aber die Thaten des Genius müssen in heiliger Stille, in andächtigem Schweigen geübt werden, wie das Heben eines zauberbehüteten Schatzes; sobald man davon spricht, verschwindet der Schatz, und die Goldklumpen zerfallen zu Asche! Solch einen unsichtbaren Zauberschatz enthüllt der Genius zuweilen vor den entzückten Augen des schaffenden Künstlers, und in heiliger Andacht, ohne zu sprechen, ohne ihn zu entweihen durch irdisches Wort, muß er ihn heben, sonst versinkt er in die Tiefe, und wird nimmer sein! Das war's, Mariane, weshalb ich schwieg, so lange ich arbeitete und grub. Jetzt ist der Schatz gehoben, jetzt ist er Mein, und Du zuerst, mein treues, herrliches Weib, Du die Gefährtin meiner Freuden und meines Glücks, Du sollst von ihm erfahren, und sollst vielleicht jetzt auch der Ehre theilhaftig werden, die Gefährtin meiner Leiden und meiner Demüthigung zu werden!

Nun wahrlich, das müßte ein großer Mann sein, der die Kraft besäße, dieses Gigantenhaupt zu demüthi-

gen, rief Mariane, mit heitern Blicken den stolzen hochgewachsenen Künstler anschauend.

Gluck lachte. Du nennst mich gerade zu rechter Zeit ein Gigantenhaupt, sagte er, und rufst damit zur guten Stunde mir die Erinnerungen wach, daß auch die Giganten fallen können. Der Fall meiner Giganten war's, der mir zuerst die Augen öffnete, und mich den Abgrund sehen ließ, an dem ich mit allen andern Musikern der Vergangenheit dahin taumelte.

Ach, Du sprichst von Deiner Oper, fragte Mariane, von Deiner Caduta de' Giganti, die Du einst im undankbaren England aufführen ließest?

Still, schilt mir nicht die Engländer, es sind edle brave Leute, können nichts dafür, wenn sie sich besser auf Zahlen, als auf Noten verstehen, und wenn der Klang des Geldes ihnen eine bessere Musik däucht, als so mancher andere Klingklang, den man ihnen vordudelt, und sagt, das sei die edlere und schönere Musik! Ich habe ihnen auch zu meiner Zeit was vorgedudelt, und wollte ihnen auch vorreden, meine Oper Caduta de' Giganti sei echte und wahre Musik. Sie aber glaubten es mir nicht, und wandten meiner schönen, kunstvollen Oper den Rücken, die klugen, stolzen Englishmen.

Oh, oh, jetzt setzt der Maestro sich selbst herab, und preist ein Volk, das es in diesem Punkt nicht verdient! Ich kenne sehr wohl die Geschichte der Caduta de' Giganti, wenn auch Herr Christophorus sie mir niemals erzählt hat. Ich weiß, daß sie den Engländern nicht gefiel, und daß sie in ihrer Unduldsamkeit weder die Jugend, noch die Genialität des fremden Componisten berücksichtigten, und die Oper verdammten, weil sie nicht war, wie all die hundert andern italiänischen Opern, die man ihnen vorträllerte. Ich weiß auch, daß der bescheidene junge Maestro da ganz traurig und gebeugt zum großen stolzen Meister Haendel ging, und ihm seine Partitur zur Durchsicht gab, um von ihm zu erfahren, wie er's besser machen sollte. Weiß auch, was Meister Haendel darauf geantwortet hat.

Nun, was hat er denn geantwortet, Du liebe Schwätzerin?

Er hat gesagt: Ihr habt Euch mit der Oper zu viele Mühe gegeben, das ist aber hier in London nicht wohl angebracht, für die Engländer müßt Ihr auf irgend etwas Schlagendes und so recht auf das Trommelfell Wirkendes sinnen. — Nun, gestehe, Christophorus, hat der Haendel das nicht gesagt?

Er hat's gesagt, Mariane, und ich befolgte seinen

Rath. Ich setzte zu den Chören der Oper Posaunen hinzu, und wie es so recht schmetterte, gefiel die Oper bei der nächsten Aufführung den Herren Engländern gar wohl*).

Mariane lachte laut auf. Und jetzt willst Du mir sagen, daß Du, der Ritter Gluck, der gefeierte Componist Italiens, daß Du den Engländern zu Dank verpflichtet seiest?

Ich bin es, Mariane, glaube mir's. In England sind mir zuerst die Augen geöffnet, dort habe ich zuerst das Eitle, Gedankenlose, Nichtige und Flitterhafte unserer bisherigen Musik erkennen gelernt, und dort habe ich zuerst den Entschluß gefaßt, dereinst etwas Größeres, Erhabeneres und Schöneres zu schreiben. Ich will Dir das jetzt erzählen, Mariane, denn dann weißt Du zugleich, was ich will und was die Oper der Zukunft, deren Schöpfer ich sein will, der Menschheit geben und bedeuten soll.

Er schlang seinen Arm um den Nacken seines Weibes und geleitete sie sanft zu dem Divan hin, auf welchem er neben ihr sich niederließ.

---

*) Anton Schmid: Christophorus Ritter Gluck. S. 29.

III.

Die neue Oper.

Höre also, Mariane, die geheime Geschichte meines Genius, die ich heute zum ersten Male versuchen will, Dir in Worte zu fassen, sagte Gluck. Sie beginnt in England. Denn von den Kämpfen und Leiden, von den Entbehrungen meiner ersten Jünglingsjahre will ich Dir nichts erzählen, das Hungern und Entbehren und die ganze Plage mit des Lebens Nothdurft hat nichts zu schaffen mit dem Leben und Sein des Genius, es ist nur der Zins, den der Mensch dem Schicksal abzahlen muß für das große Capital, welches der Genius ihm in sein Haupt gelegt, und das er verwalten muß mit seiner besten Geistes- und Herzenskraft. Ich hungerte aber nicht blos nach Brod und Fleisch, ich hungerte mehr noch nach Anerkennung und nach Ruhm, und setzte mein Leben ein, ihn zu erlangen. Dacht' auch, ich wär'

schon was Rechts, als ich nach England kam, hatte schon in Italien mein Glück gemacht und acht Opern geschrieben, welche die guten Italiäner alle stelle hoben. Aber die Caduta de' Giganti mißfiel doch, und meiner „Artamene“ ging's nicht besser. — Dies doppelte Fiasco machte mich rasend vor Zorn und Schmerz, ich konnt's nicht ertragen, so gedemüthigt, und wie ich stolz vermeinte, so mißkannt zu werden! Ich wollte den Engländern mit Einem großen Schlag beweisen, daß ich doch, ihnen zum Trotz, ein wirklicher und wahrer Künstler sei, wollte sie zu meinen Füßen demüthigen, wie der Zeus die gefallenen Titanen. Ich ließ mir also von einem Reimschmieder, wie es deren aller Orten giebt, ein Pasticcio schreiben, ein Sammelsurium, das sie lyrisch-dramatisches Gedicht nennen, und was nichts weiter ist, als ein dicker aufgewichster Poetenfaden, an dem man je nach Wahl und Gutdünken aus seinen Opern die besten und beliebtesten Tonstücke aneinander reiht und sie wie in einem Kaleidoscop flimmern und glänzen läßt. Ich setzte also ein solches Pasticcio zusammen und nannte es Pyramus und Thisbe. Die besten Arien aller meiner Opern, die schönsten Musikstücke, mit denen ich sonst in Italien stets das ungeheuerste Furore gemacht, nahm ich in meine musicalische Pastete und tischte

sie dem hungrigen England auf. Aber auch das Pasticcio gefiel nicht, das Publikum blieb kalt, und, — was noch schlimmer war, mein eigen Herz blieb kalt. Ich stand dem Pasticcio wie ein Fremder gegenüber, und die Arien, die mich sonst entzückt, die mir Thränen in die Augen, Wonne in's Herz gebracht, sie ließen mich jetzt kalt und ungerührt. — Ich sann dieser unerwarteten Wirkung nach, ich überlegte, wie es zuging, daß diese Musikstücke, welche in den Opern, für die ich sie geschrieben, so eminent gewirkt, nun, da ich sie aus ihrem Rahmen herausgehoben und an eine andere Stelle gesetzt, so wirkungslos blieben? Und endlich fand ich, daß in der Frage schon die Antwort lag, daß grade, weil ich die Arien aus ihrem Rahmen gehoben und auf einen andern Boden gesetzt, als der, auf welchem sie erwachsen, daß grade deshalb ihnen die Lebenskraft und das Licht fehlte. Ich ward inne, daß jedes wohlgelungene Musikstück einen den Umständen, aus denen es hervorgegangen, entsprechenden Character haben müsse, daß es nicht blos genüge an der Melodie und den kunstvollen Verzierungen, sondern daß es auch die Wahrheit der Situation, die richtige Zeichnung des Momentes geben müsse. Ich erkannte, daß die Musik außerdem sich einer schönen edlen Dichtung verbinden müsse, daß sie ohne diese nicht zu

ihrem Ausdruck, zu ihrer Gestaltung kommen könne, sondern daß die erhabenste, schönste, tiefempfundenste Musik zu Grunde gehen könne in einem gemeinen, poesielosen, weichlichen Text. Das Libretto ist der Vater der Oper, die Musik seine Mutter, wenn der Vater nicht lebensfrisch, gesund und naturkräftig ist, kann die Mutter kein schönes gesundes Kind gebären, es wird hinsiechen und sterben, wie schon so manche meiner Opern gestorben sind, weil sie keinen gesunden edlen Vater, keinen wahrhaften Dichter gehabt.

Still, still, Du waghalsiger Mensch, sagte Mariane, fast ängstlich im Zimmer umher schauend. Vergißt Du denn, daß es der große Hofpoet und Dichter Abbate Metastasio ist, der Dir fast alle Deine Operntexte geschrieben?

Ich weiß nur zu gut, daß er das gethan, denn mancher meiner Opern hat er just durch seinen weichlichen, empfindsamen, zärtlichen und characterlosen Text die Lebenskraft gebrochen, und wenn sie doch Glück gemacht, so kam das daher, daß ich, um die Oper dem Publikum angenehm zu machen, trotz ihres langweiligen Textes, die Arien mit allem Firlefanz der Coloraturen und Fiorituren ausgestattet habe, um durch die Nachtigallkehlen der Sänger wenigstens Effect zu machen. Aber

oft hat mein Herz geblutet, während ich diese Musiken schrieb, und ich bat Gott immer, als um den schönsten Segen und Gewinn, um einen Dichter, der meine Intentionen verstehen und begreifen und mir nicht ein empfindsames Libretto, bei dem alles blos auf die Liebe hinausläuft, schreiben könnte, sondern ein Gedicht voll echter dramatischer Wahrheit, in dem sich die Charactere entwickeln, in dem eine fortlaufende, sich steigernde dramatische Handlung bis zu ihrem Gipfelpunkt aufsteige, und schon an und für sich das Interesse des Publikums zu fesseln vermöge.

Und hast Du einen solchen Dichter endlich gefunden? fragte Mariane mit einem schlauen Lächeln.

Habe endlich einen solchen gefunden, es ist —

Raniero von Calzabigi, unterbrach ihn Mariane, der Herr Rath bei der niederländischen Rechnenkammer!

Wie, Du weißt das? fragte Gluck erstaunt. Der Calzabigi ist also auch ein Schwätzer, der kein Geheimniß bewahren kann. Hat also doch die Sache verrathen, und wir hatten einander geschworen, sie geheim zu halten bis zum entscheidenden Tage, und nun hat er doch geplaudert!

Nein, er hat nicht geplaudert, Freund, und Nie=

mand hat Euer Geheimniß verrathen, ich hab's nur errathen, und habe es jetzt schon lange gekannt.

Wie, und hast niemals mit einem Wort darauf hingedeutet, daß Du es kanntest?

Mein Freund, ich wartete auf die Stunde Deines Vertrauens, und ich begriff sehr wohl, weshalb Ihr Beide Euer Werk in tiefes Schweigen einhüllen wolltet, bis es gewappnet und vollendet wie Minerva aus dem Haupt meines Zeus hervorschreiten könnte, um all seinen Gegnern, Neidern und Feinden Trotz zu bieten. Weil ich das begriff, schwieg ich und betete nur leise zu Gott und dem Genius meines großen Christophorus, daß er seinem Werk das Gelingen und den Sieg geben möge!

Und er wird Dein Gebet erhören, mein edles, geliebtes Weib, mein zweites, besseres Ich, rief Gluck, sein Weib innig in seine Arme drückend. Oh, wie bin ich froh, daß ich jetzt zu Dir reden kann von dem, was seit Monaten mein Herz bewegt, wie selig, Dir endlich von meinen Hoffnungen und Befürchtungen, meinem Ringen und Streben sprechen zu dürfen. Wie schön wird es sein, Dir meine Oper vorzusingen und bei jeder Arie auf Deinem lieben Antlitz Dein Mißfallen, oder so Gott will, Deinen Beifall zu lesen, der mir höher gilt, als der Beifall der ganzen Welt. Komm, Mariane,

ich will Dir sogleich mein Lieblingsstück zu hören geben.

Er sprang mit jugendlicher Lebendigkeit empor und wollte zu dem Piano hineilen, aber Mariane hielt ihn zurück. Maestro, sagte sie, bevor wir der Poesie der Götter uns zuwenden, muß erst die Prosa des Lebens ihr Recht haben. Die Prosa erwartet Dich im Speisezimmer in Gestalt eines Frühstücks, und erst wenn Du ihr Audienz gegeben, soll uns hier im Tempel der Kunst die Poesie erwarten in Gestalt Deiner Oper, deren Namen ich noch nicht einmal kenne.

Nun, jetzt darfst Du ihren Namen kennen, Mariane. Sie heißt —

Mariane legte ihre Arme um seinen Hals und verschloß ihm die Lippen mit einem Kuß. Still, still, mein Orpheus, sagte sie mit einem bedeutungsvollen Lächeln.

Wie, Mariane, Du weißt auch das? Du weißt, wie meine Oper heißt?

Mariane drohte ihm lächelnd mit dem Finger. Wisse, mein Freund, sagte sie, daß Gott Hymen es nimmer duldet, daß die Männer ein Geheimniß vor ihren Frauen haben. Was Ihr im Wachen uns verschweigen wollt, das verrathet Ihr uns im Schlaf! Oh, wie oft hast Du im

Schlaf nach Deiner Euridice gerufen, wie oft hat Euridice von Deinen Lippen ihre Klagerufe nach ihrem Orpheus ertönen lassen, wie oft hast Du die unterirdischen Mächte angerufen, daß ich erschauerte, wenn ich Dich ansah mit den geschlossenen Augen, der zuckenden Stirn, den halbgeöffneten Lippen, welche diese wilden Schmerzensklagen, die verzweiflungsvollen Gebete sangen.

Es hat also Deine Seele ergriffen und gepackt? rief Gluck mit strahlendem Angesicht. Du hast —

Mein Freund, die Prosa, die Prosa erwartet uns im Speisezimmer. Du hast die ganze Nacht hindurch gearbeitet, es ist daher wohl Zeit, Deinem Körper ein wenig Stärkung zu gönnen! Ja, ja, rolle nur Deine Augen und lege Deine Zeusstirn in düstere Falten, es hilft Dir nichts! Mußt doch mir folgen und Erdenspeise genießen, bevor Du mich mit Ambrosia und Nektar fütterst. Komm, Herzlieber, und weil Du gar so fleißig warst, sollst heute auch ein Glas vom Lacrimae Christi haben, den der Herzog von Bologna Dir jüngst gesandt. Komm, Christophorus!

Sie zog ihn mit sich fort, und Gluck folgte ihr halb lächelnd und halb unwillig in's Speisezimmer.

Und jetzt kein Wort von Kunst und Poesie, sagte Mariane, nachdem der Diener auf ihren Wink das

Frühstück aufgetragen. Ich, der verantwortliche Leib- und Seelenarzt des Ritter Christoph von Gluck, verurtheile ihn zu einer Viertelstunde Schweigens und Genießens! Erst beim Weine darf er wieder reden!

Von meiner Oper, Carissima?

Behüte der Himmel, vom Wind und Wetter, weiter nichts! Schweig jetzt und trinke die Chocolade!

Und gehorsam den Befehlen seiner Gattin folgend, trank Gluck schweigend seine Chocolade, aß er schweigend die kleinen Pastetchen und den Rebhuhnflügel, die der Chocolade folgten.

Auf einmal ward diese Stille durch das laute und mächtige Schallen der Hausglocke unterbrochen, und der eintretende Diener meldete den Herrn Rath von Calzabigi.

Gluck sprang auf und wollte der Thür zueilen, aber Mariane drückte ihn mit sanftem Ungestüm wieder auf den Sessel nieder. Trink erst dieses Glas Lacrimae, sagte sie, Du weißt, daß Du vorher nicht sprechen darfst. Calzabigi wird wohl die Güte haben, im Salon einen Moment uns zu erwarten.

Gluck nahm das Glas, und indem er seiner Gattin mit den Augen zunickte, leerte er es auf einen Zug.

Mariane, sagte er dann aufspringend, jetzt bin ich artig und folgsam gewesen, wie ein großes Kind, nun

aber ist's genug der Prosa, nun muß ich wieder frei sein, zu thun und zu lassen was ich will!

Ja, Maestro, nun bist Du frei, sagte sie, ihren Arm in den seinen legend. Jetzt ist der Leib gestärkt und Deine starke Seele, welche niemals erlahmt, niemals schwach wird, möge jetzt wieder ungehindert ihre Schwingen entfalten, der Körper kann's ertragen. Komm zu Calzabigi!

IV.

Raniero von Calzabigi.

Wie sie die Thür des Salons öffneten, eilte Raniero von Calzabigi dem eintretenden Gluck hastig entgegen.

Maestro, begann er, aber Mariane erblickend, verstummte er und verneigte sich tief.

Sag's frei heraus, Freund, was Du mir zu sagen hast, rief Gluck heiter. Sie weiß Alles, und denke nur, was für ein liebes, verschwiegenes Weib sie ist, wußte schon lange Alles und hat sich nie verrathen.

Und das überrascht Dich? fragte Calzabigi lächelnd. Haben wir es nicht Alle schon lange gewußt, daß die Signora ein Engel an Güte und Sanftmuth, an Weisheit und Klugheit ist? Die Signora erlaubt mir also frei heraus zu sprechen? Nun denn, Maestro, der große Wurf ist geschehen! Ich komme so eben vom Grafen Durazzo, dem ich gestern auf Deinen Wunsch und Willen

unsere Oper übergab. Der edle Herr hat, in freudiger Ungeduld Dein Werk kennen zu lernen, die ganze Nacht gelesen und studirt, und als ich heute Morgen zu ihm kam, fand ich ihn noch in seiner Toilette des gestrigen Abends und vor dem Tisch, auf dem die Partitur lag.

Siehst Du, Mariane, rief Gluck sein triumphirendes Antlitz seiner Gattin zuwendend, es ist nicht der Componist allein, der bei dieser Oper des Schlafes vergißt! Es ist wohl etwas vom ewigen Leben in ihr, das die Seele wach erhält. — Nun, Freund Raniero, was sagte der Graf Durazzo, unser hoher Theater-Intendant?

Er sagte, daß keine Cabalen, keine Intriguen und Feindschaften ihn verhindern sollten, dieses erhabene Tonwerk aufzuführen. Er sagte, daß er sie auf die Bühne bringen wollte und wenn selbst die Kaiserin, von dem boshaften Geflüster ihrer Hofschranzen bestochen, sich dagegen erklären würde. Er sagte, daß er es für einen Stolz und einen Ruhm halte, dieses neueste und erhabenste Werk des großen Meisters Gluck in Wien zuerst zur Aufführung zu bringen, und daß nichts in der Welt ihn hindern sollte, dies sogleich zu thun. Demgemäß hat er bereits die Abschreiber rufen lassen, die Stimmen vertheilt und bittet den Componisten, die Rollen der Sänger zu bestimmen. Aber Alles muß schnell ge-

schehen, denn die Oper soll schon im Oktober, am Geburtstag der jungen Erzherzogin Isabella von Parma, aufgeführt werden.

Das ist unmöglich, rief Gluck heftig, wir sind im Juli. In drei Monaten kann eine solche Oper nicht einstudirt werden!

Habe nur den Willen, Christophorus, und es wird schon gehen, sagte Mariane bittend. Laß Deinen Feinden und Widersachern gar nicht die Zeit Intriguen zu spinnen, Contreminen anzulegen, erringe den Sieg, bevor sie noch Zeit finden Dich bekämpfen zu wollen.

Du weißt nicht, was Du forderst, rief Gluck stürmisch. Du weißt nicht, wie es bei meiner Musik auf jede Note, auf jeden Tact, auf jede Fermate und jeden Vorhalt ankommt, wie ein verfehlter Strich, eine abweichende Linie mir mein Götter-Antlitz in eine Fratze verwandeln kann.

Jetzt lästert er sich wieder einmal selber! sagte Mariane lächelnd. Als ob es so leicht wäre, Glucks Meisterwerke zu verunstalten und das Erhabene zu erniedrigen.

Es ist leicht, grade weil es ein Meisterwerk ist, das ich da geschaffen, rief Gluck eifrig, grade, weil's erhaben ist, kann man es auch leicht verunstalten, denn je mehr man nach Vollkommenheit und Wahrheit strebt,

desto nothwendiger werden die Eigenschaften der Richtigkeit und Genauigkeit. Die Züge, welche Raphael von den übrigen Malern unterscheiden, sind in manchen Fällen kaum bemerkbar. Leichte Abweichungen in den Umrissen stören die Aehnlichkeit eines Caricaturkopfes nicht, aber sie verunstalten das Antlitz einer schönen Gestalt gänzlich. Ich will nur des Orpheus Arie: Che faro senza Euridice anführen. Nähme man damit nur die geringste Veränderung in der Bewegung oder in der Art des Ausdrucks vor, so würde sie eine Arie für das Marionetten-Theater werden. In einem Stück dieser Gattung kann eine mehr oder weniger gehaltene Note, eine Verstärkung des Tons, eine Vernachlässigung des Zeitmaßes, ein Triller, eine Passage den Effect einer Scene gänzlich zerstören. Es muß also Alles unter meiner strengsten Leitung und Aufsicht eingeübt werden, denn der Componist ist die Seele und das Leben seiner Schöpfungen, und seine Gegenwart ist ihnen ebenso nöthig als die Sonne der Schöpfung*).

Aber Du bist ja da und kannst zum guten Glück mit Deiner Stentorstimme Dich Jedem verständlich machen! rief Mariane.

---

*) Glucks eigene Worte. S. Anton Schmid: Leben Glucks. S. 152.

Wenn Du nicht einwilligst, Deine Oper an dem bezeichneten Tage aufführen zu lassen, sagte Calzibigi, so muß sie bis auf Weiteres zurückgelegt werden und man wird zu dem Geburtsfest eine neue Oper von Metastasio und Hasse einstudiren.

Zurücklegen! Den Orpheus zurücklegen, um eine Oper Hasse's aufzuführen, schrie Gluck gering. Nie und nimmer soll das geschehen! Meine Oper ist fertig, ich habe diese Nacht die letzte Arie der Euridice noch einmal überarbeitet, sie ist jetzt von der höchsten dramatischen Wirkung und Kraft, das ganze Werk steht in erhabener Götterschönheit leuchtend da und man will es bei Seite legen, um eine Oper von Hasse, eins dieser klingenden, dudelnden, fistulirenden, harmonirenden Jammerschaustücke, aufzuführen, bei denen die Augen überfließen, nicht aber von innerer heiliger Rührung, sondern weil die Sänger das Publikum so lange gezwiebelt haben mit ihren Ach's und Oh's, ihren die Luft durchsägenden Armen, ihren Mollsätzen mit gedämpfter Cello- und Baß-Begleitung, bis den Leuten zuletzt die Augen übergehen müssen solcher musicalischen Zwiebel gegenüber! Nein nein, mein Orpheus soll nicht vor einer Hasse'schen Jeremiade zurückweichen! Er soll am Geburtstag der Prinzessin zur Aufführung kommen und müßte ich Tag

und Nacht mit den Sängern und der Capelle studiren!

Gott sei Dank, rief Mariane, jetzt ist der Gluck wieder Er selber, seiner Kraft sich bewußt und vor keinem Hinderniß zurückweichend. Wir werden also Deine Götteroper haben, und neue Lorbeern und neue Triumphe erwarten meinen Christophorus!

Nun, dessen sei nicht so ganz gewiß, Mariane, sagte Gluck lächelnd. Wer den Menschen neue Bahnen zeigt, ihren kurzsichtigen Blicken neue Aussichten eröffnet, der hat zunächst vielmehr auf ihren Undank und auf ihre Verlästerung, denn auf ihr Lob und ihre Anerkennung zu rechnen. Das Neue, das Ungewohnte reizt den Widerspruch der gedankenlosen Menge, und da das Tadeln und Verdammen allemal viel leichter und bequemer ist, als das Anerkennen und Erkennen, nun so tadeln und verdammen sie! Und bei dieser Oper haben sie doppelte Gelegenheit dazu, denn Calzabigi's Dichtung ist ebenso neu und originell, als meine Musik. Beide haben wir nach demselben Ziel gestrebt, nach Einfachheit, nach Natur und Wahrheit, nach edler, ungesuchter dramatischer Wirkung, Beide haben wir den äußern Effect, den Kling-Klang vermieden, Beide haben wir es verschmäht durch die hohle Pracht und den leeren Bombast an Wort und

Ton zu wirken, sondern nur uns bemüht durch die Kraft des wahren Gefühls, durch das Frappante der Situation, die hochherzige und edle Entfaltung der Charactere zu wirken. Oh, Calzabigi, mein edler Freund, welch ein Glück, daß ich Dich gefunden, denn nimmer hätte ich der Gluck sein können, als den mich die Welt und Nachwelt einst preisen wird, wenn ich nicht meinem Dichter Raniero von Calzabigi begegnet wäre!

Und nimmer, rief Calzabigi, die dargereichte Hand des Meisters zärtlich in der seinen drückend, nimmer würde der Name des armen unbekannten Raniero Calzabigi auf die Nachwelt kommen, wenn nicht Gluck ihn mit dem seinen empor trüge zu ewigem Ruhm. Dir werde ich es zu verdanken haben, Maestro, wenn man mich dereinst einen Dichter nennt, denn Deine erhabene Musik ist es, die meinem Gedicht Erhabenheit, Größe und Schönheit verleiht.

Aber mir wirst Du es auch zu verdanken haben, Freund, wenn Dein erstes dramatisches Gedicht Fiasco macht, rief Gluck lachend. Und bei Gott, ich glaube eher daran, als an einen Triumph. Die Halbgelehrten, die Kunstrichter und Tonangeber, diese Klasse von Menschen, die unglücklicher Weise sehr zahlreich ist und zu allen Zeiten dem Fortschritte der Künste tausend Mal

nachtheiliger war, als die Unwissenden, die werden gegen unser Werk wüthen. Diese Herren Kunstrichter, deren Seele ihren Sitz nur in ihren Ohren hat, werden manche meiner Arien zu rauh, manche Passage zu hart, oder zu wenig vorbereitet finden, weil sie nicht bedenken und erkennen, daß in Beziehung auf die Situation eine Arie oder Passage gerade diesen erhabenen Ausdruck verlangte. Die Pedanten in der Harmonie werden auch hier und da eine geniale Nachlässigkeit oder einen falschen Eindruck bemerken wollen und sich für berufen halten, das Eine wie das Andere als unverzeihliche Sünden gegen die Geheimnisse der Harmonie zu erklären, worauf sich bald eine Menge vereinigen wird, diese Musik als barbarisch wild und überspannt zu verdammen*).

Man muß also diesen unüberlegten Urtheilen zuvorkommen, sagte Mariane fast schüchtern, man muß diese sogenannten Herrn Kunstrichter zu gewinnen suchen, man muß um des edlen und großen Zweckes willen sogar sich herablassen, um ihre Gunst zu werben, und ihnen unter freundlichen und schmeichlerischen Worten das richtige Verständniß einzuflößen suchen!

---

*) Gluck's eigene Worte, zu finden in der dem Herzog von Braganza gewidmeten Zueignung seiner Oper: Paride ed Elena.

Die Signora hat Recht, rief Calzabigi eifrig, es handelt sich hier nicht um uns, sondern um die Kunst selber, und darum müssen wir diese Leute, welche die öffentliche Meinung vertreten, zu gewinnen suchen, damit sie günstig auf das Publikum einwirken und es schon im Voraus für die Oper stimmen. Wir haben vor allen Dingen eine große mächtige Partei zu bekämpfen, die Partei Hasse's und Metastasio's. Versuchen wir's, sie zu versöhnen. Ich werde zu Metastasio gehen, und den eitlen Abbate mit Schmeicheleien zu gewinnen suchen. Du, Maestro, sei dem Capellmeister Hasse ein wenig freundlich, sag' ihm nur ein gnädiges, anerkennendes Wort über seine letzte Oper, und er wird bereit sein, die Deine in den Himmel zu erheben. Und dann, Maestro, dann laß Dich herab, Dein stolzes Haupt ein wenig zu beugen, dann steig auf eine kurze Stunde hernieder von Deinem Thron und sei ein Mensch mit Menschen. Mache, wie das alle Componisten thun, mache den Sängern und Sängerinnen, die in Deiner Oper singen sollen, einen Besuch, sag' ihnen mit ein paar guten Worten, daß Du auf ihren Eifer und ihre Unterstützung rechnest, daß Du sie bittest, dies Mal all ihren Fleiß, ihre Kraft anzuwenden, daß —

Soll ich den Frauenzimmern nicht auch noch zu

Füßen fallen und ihnen Liebeserklärungen machen? brüllt Gluck mit einer wahren Donnerstimme, indem er mit zorngeröthetem Angesicht und flammenden Augen auf den entsetzt zurückweichenden Calzabigi zuschritt. Soll ich nicht den Sängern goldene Dosen in die Hand drücken und ihnen Gastmähler geben, bei denen der Champagner fließt und Brillanten in den indianischen Vogelnestern sitzen? Soll ich nicht heucheln und schmeicheln und fuchsschwänzeln von der ersten Sängerin an bis zum Lampenputzer hernieder? Soll ich nicht im Gallakleid mit dem Degen an der Seite beim Herrn Soprano antichambriren und dem Kammerkätzchen der Prima Donna einen Dukaten in die Hand drücken, damit sie mich um Gotteswillen eine Viertelstunde in das Boudoir ihrer Herrin einführt, und ich einen Brillantschmuck mit einem Liebesgedicht auf ihren Nachttisch hinsetzen kann? — Pfui über Euch kleine, erbärmliche, feige Seelen, die Ihr dem Genius eine Narrenjacke anziehen wollt, damit er durch Grimassen, Katzensprünge und Buhlereien sich die Gunst der Mittelmäßigkeit erschleiche? Pfui über Euch erbärmliche Weltkinder, die Ihr den Pegasus in's Joch spannen und ihn zum Kunstklepper der Gewöhnlichkeit erniedrigen wollt. Lieber will ich mir meine Zunge abbeißen und sie Euch in's Antlitz

speien, ehe ich diesen abgerichteten, castrirten Nachtigallen, diesen hochmüthigen Primadonnen auch nur Ein Wort der Bitte, der Anerkennung sage. Ich bin ihr Feldherr und sie sind meine Soldaten, die mir willenlos wie die Maschinen folgen müssen auf mein Commando, oder ich cassire sie und jage sie mit Schimpf und Schande fort. Lieber will ich meine neue Oper und alle Opern, die ich schon geschrieben, in's Feuer werfen, als daß ich dieser aufgeblasenen Mittelmäßigkeit, dieser dudelnden Spieluhr, diesem geist- und herzlosen Musicus, dem Capellmeister Hasse, über seine jämmerlichen Machwerke schmeichlerische Worte sage, und sein Flickwerk von gleißnerischen Arien Oper benenne. Was, Ihr wollt mich bereden, jetzt, da ich schon der Meister Gluck bin, zu thun, was ich verschmähte, als ich noch der unberühmte arme Anfänger Gluck war? Hab' in Neapel, als sie meine Oper: la Clemenza di Tito gaben, nicht einmal den großen Caffarelli, den alle Welt feierte und anbetete, besucht, obwohl ich wußte, daß er in meiner Oper singen würde, und obwohl mir alle Welt sagte, daß ich dem großen Sänger diese Huldigung schuldig sei, und daß er sie erwarte? Wollt' aber schon damals meiner Würde nichts vergeben, und der Caffarelli wartete und wartete, und als ich gar nicht kam,

ihn um seine Protektion zu bitten, da kam er und bat mich um die Meine, denn er hat's gefühlt und gemerkt, daß er von mir lernen könne. Und ich, der den Caffarelli nicht besuchte, als ich ein Bürschlein war, ich soll jetzt den Guadagni besuchen, da ich ein Mann und Meister bin? Soll jetzt schön thun und liebäugeln und händedrücken mit Deinen hochmüthigen, aufgeblasenen Federfuchsern, die sich Kunstkritiker dünken, weil sie große Phrasen im Maul und erhabenen Bombast in der Dinte haben, und weil sie mich hassen, da sie wissen, daß ich sie verachte? Es sind jetzt acht Jahre her, da hatten diese Herren Kunstkritiker sich in Rom auch gegen mich verschworen, hatten eine großmächtige Kabale geschmiedet, um mich zu stürzen, und meine Oper Il Trionfo di Camillo zu Fall zu bringen; der Cardinal Albani kam zu mir, und erbot sich, mich mit seinem Ansehen, seiner ganzen Macht und Bedeutung zu beschützen, und mir einen öffentlichen Triumph zu bereiten. Ich lehnt' es ab, wollt' keinen Beschützer und keine Protection, wollt' über die Bosheit und den Neid allein durch meinen Genius triumphiren, und mir durch meine Schöpfungen allein den Beifall der wahrhaften Kunstkenner erwerben*).

---

*) Anton Schmid. S. 68.

Und jetzt wagt Ihr's, mir solche erniedrigende Vorschläge zu machen. Jetzt soll ich, wie die Bänkelsänger, demüthig jammernd an den Thüren stehen, und um ein Brosamen von Gunst und Beifall flehen? Wehe über Euch, die Ihr mir das rathen konntet, Ihr seid meiner Gemeinschaft nicht werth, und ich will nichts gemein haben mit Euch feigen und verzagten Seelen!

Und mit machtvollen Schritten den Raum durchschreitend, daß der blaue Schlafrock wie eine dunkle Gewitterwolke hinter ihm her bauschte, stürmte Meister Gluck aus dem Gemach.

Mariane reichte dem entsetzt ihm nachstarrenden Rath Calzabigi mit einem sanften Lächeln ihre Hand dar. Verzeihen Sie seiner Wildheit, sagte sie. Er ist noch immer der aufbrausende Jüngling, den jeder Widerspruch gleich in Flammen bringt. Das Feuer, das in seinem Herzen glüht, lodert bei jedem leisen Windhauch gleich bis zu seinem Haupt empor, und erzeugt da Gewitter, die sich mit Blitzen aus seinen Augen und Donnern von seinen Lippen entladen müssen. Aber nachher scheint die Sonne um so viel schöner und heller, und es ist dann eine Lust und eine Wonne, in ihrem reinen und geläuterten Licht sich zu baden! Warten wir nur noch eine Viertelstunde, dann wird er mit dem

sanftesten und göttlichsten Lächeln wieder da in der Thür erscheinen, dann wird er uns die Hände reichen und bitten wie ein liebes verzogenes Kind, daß wir wieder gut sein und ihm vergeben sollen. Werden Sie dann noch den Muth haben, ihm zu zürnen und ihm gram zu sein?

Zürnt man denn, wenn Gott donnert und blitzt, und die ganze Natur in Aufruhr bringt? fragte Calzabigi lächelnd. Haben Sie nicht gesagt, daß in des Maestro Haupt zuweilen Gewitter aufbrausen, die sich entladen müssen? Nun, es hat heute tüchtig gedonnert und geblitzt, aber es hat zum guten Glück keinen von uns Beiden zerschmettert, und seine heftigsten Zornesblitze sind alle machtlos neben uns in die Erde gefahren, und haben uns gar nicht getroffen. Wir haben doch Recht, die Welt ist so kleinlich und erbärmlich, daß man gar nicht darauf rechnen darf, daß das wahrhaft Gute und Edle auch in ihr durch seine eigene Erhabenheit und Größe anerkannt und gefeiert werde, sondern daß man sich selbst zu kleinen und erbärmlichen Mitteln erniedrigen muß, um dem Erhabenen den Sieg zu verschaffen. Wenn der Maestro in seinem edlen und gerechten Stolz das nicht einsehen und begreifen will, so haben wir's doch für ihn eingesehen und müssen für

ihn handeln. Ich mindestens werde thun, was Gluck nicht thun will. Ich werde den Abbate Metastasio besuchen, und den Sängern und Sängerinnen ein Festmahl geben.

V.

Der Geburtstag.

Der Geburtstag der Erzherzogin Isabella war endlich hereingebrochen, und ganz Wien schickte sich an, ihn mit herzlichem Jubel zu begehen. Man kannte die leidenschaftliche Liebe, welche der Erzherzog Joseph für seine junge Gemahlin hegte, und welche in diesen zwei Jahren seiner Ehe sich noch gesteigert zu haben schien. Jedermann wollte daher der jungen Erzherzogin seine Huldigung darbringen, um dadurch ihrem Gemahl, dem einstigen Thronfolger und Kaiser, eine Freude zu bereiten. Von der Frühe des Morgens an rollten durch die blumenbekränzten Straßen die Equipagen des hohen Adels der Hofburg zu, wo die großen Staatssäle geöffnet waren, in deren größtem Isabella, umgeben von der ganzen kaiserlichen Familie, die Glückwünsche des Hofes entgegen nahm. In dem kleinen Cabinet neben dem

Empfangssaale waren auf einem der großen Marmortische die Geschenke ausgestellt, welche die Kaiserfamilie der von Allen angebeteten Erzherzogin dargebracht, und die in ihrer Pracht und Fülle ein neuer Beweis von der Liebe waren, mit welcher der Kaiser und die Kaiserin, so wie alle Geschwister Joseph's an seiner Gemahlin hingen. Der sonst so sparsame Kaiser Franz hatte seiner Schwiegertochter einen Brillantschmuck, eine halbe Million an Werth, geschenkt, und die überglückliche Kaiserin, welche mit wahrem Entzücken das junge Eheglück ihres Sohnes gewahrte, hatte mit verschwenderischer Fülle der angebeteten Gattin ihres Sohnes die Geschenke ihrer Liebe dargebracht. Es hatte ihr nicht genügt, für Isabella die kostbarsten Stoffe und Gewänder, die seltensten Schmucksachen aus Paris kommen zu lassen, auch für ihr junges Enkelkind, für Isabellens kleine kaum einjährige Tochter, hatte die Kaiserin der jungen Mutter schon den Brautschmuck verehrt, und dieser Schmuck, aus Brillanten, Saphiren und großen Zahlperlen zusammengesetzt, erregte in seiner seltenen Schönheit und bei seinem ungeheuren, kaum zu ermessenden Werth die staunende Bewunderung des ganzen Hofes. Auch die jungen Erzherzoginnen und Erzherzoge hatten in mehr oder minder kostbaren Geschenken ihrer

Schwägerin die Huldigung ihrer Liebe dargebracht; nur die schöne junge Erzherzogin Christina, die Lieblingstochter der Kaiserin und die vertraute Freundin Isabellen's, hatte für diese kein Geschenk; aber statt dessen hatte sie auf den Geburtstagstisch Isabellen's für deren Gemahl ein Geschenk hingestellt. Das war ein Portrait Isabellen's, welches die talentvolle und kunstfertige Erzherzogin Christina selber gemalt, und zu dem Isabella ihrer Freundin bereitwillig und freudig gesessen*). Es war ein Portrait von der höchsten Schönheit und Aehnlichkeit, und Joseph empfing es mit einem Ausruf freudigen Entzückens aus den Händen seiner Schwester. Seine großen glänzenden blauen Augen richteten sich mit seligem Entzücken von dem Bilde immer wieder auf das Original, und mit glühenden Worten gab er dem Portrait seine Zustimmung zu erkennen.

Und doch, sagte er dann, die Augen unverwandt auf das Bild gerichtet, doch ist etwas in diesem Antlitz, das ich niemals auf Deinem Gesicht gesehen, Isabella. Deine Augen, welche für mich immer wie der tief geöffnete Himmel sind, so dunkel und so unerforschlich, schauen mich hier so seltsam trübe und entsetzens-

---

*) Wraxall II. S. 389.

voll an. Es ist, als ob ein tiefes, trauriges Geheimniß auf ihrem Grunde läge, als ob sie mir eine Trauerbotschaft zuflüstern wollten!

Joseph sah nicht den Blick des Einverständnisses, den die beiden Erzherzoginnen bei seinen Worten mit einander wechselten, er sah immer noch auf das Bild, und sein Antlitz, welches vorher so freudig und heiter gewesen, war jetzt ernst und gedankenvoll. Auf einmal legte er das Bild bei Seite, und die beiden Hände auf Isabellens Schultern legend, betrachtete er lange und schweigend ihr edles, bleiches Gesicht.

Sieh mich an, meine Geliebte, sagte er mit leisem, zärtlichem Geflüster, laß mich Dein schönes bezauberndes Lächeln sehen, damit es die Schwermuth jenes Bildes Lügen strafe. Oh auf jenem Bilde bist Du nicht Du selbst! Es ist Dein schönes, geliebtes Angesicht, aber nicht meine glückliche, geliebte, angebetete Isabella, sondern eine traurige Märtyrerin, ein Engel voll Kummer und verschwiegenen Herzeleids. Nicht wahr, das bist Du nicht? Nicht wahr, Du hast nie so traurig geblickt, nie so thränenreich gelächelt, daß man darüber aufschreien möchte vor unnennbarem Weh? Nicht wahr, Isabella, Du bist glücklich und zufrieden?

Ja, mein Gemahl, flüsterte sie leise, ja, ich bin

glücklich und zufrieden, denn ich sehe, daß Du es bist. Aber horch nur, Joseph, die Kaiserin ruft nach Dir. Es scheint, sie will Dir jene Herren da vorstellen!

Der Erzherzog folgte dem Ruf der Kaiserin, und Isabella blieb mit der Erzherzogin Christina einen Moment allein an dem Tisch mit den kostbaren Geburtstagsgeschenken.

Armer Bruder, seufzte Christina leise, er liebt Dich so innig und zärtlich. Und Du, Isabella, kannst Du Dein Herz immer noch nicht zwingen, ihm zu vergelten?

Was fragst Du nach meinem Herzen, Christina, sagte sie traurig. Habe ich Dir nicht gebeichtet? Dir, meiner einzigen Freundin, der einzigen irdischen Vertrauten meines Kummers? Weißt Du nicht, daß mein Herz gestorben ist, und nimmer erwachen kann zum Leben? Ringe ich nicht Tag um Tag mit meiner Qual und flehe zu Gott, mir Kraft zu verleihen, damit ich mindestens meinem Gemahl diesen Schimmer von Glück erhalten kann, den er für das Sonnenlicht selber hält. Armer Joseph, sein reiches edles Herz ist so voll Liebe und Glück, daß er gar nicht ahnt, wie leer und trostlos das Meine ist. Möge Gott gnädig sein und ihm seinen Traum von Glück erhalten, dann, Christina, ist mein

Leben nicht unnütz gewesen, dann habe ich meine Aufgabe treulich erfüllt, und darf, wenn ich sterbe, freudig sagen: mein Tagewerk ist vollbracht!

Christina neigte sich tiefer über die kostbaren, flimmernden Geschenke, damit Niemand die Thränen sehen sollte, die wider ihren Willen ihren Augen entströmten. Aber Isabella sah sie doch. Sie deutete mit einem Finger ihrer schmalen weißen Hand auf dieses leuchtende, funkelnde Geschmeide, welches Maria Theresia zum Brautschmuck ihrer Enkelin, der kleinen Theresia, bestimmt hatte.

Sieh, Christina, sagte sie, eine Thräne ist aus Deinen Augen gerade auf den Solitair da gefallen, und schöner noch, wie der Brillant, leuchtet Deine Thräne! Du siehst, Freundin, welch eine reiche Aussteuer die großmüthige Mutter Natur den Frauen mitgegeben; sie gab dem ärmsten Weibe den Brillantschmuck ihrer Thränen! Unser Herr Vater, der Kaiser, versucht es vergeblich, Brillanten flüssig zu machen. Wenn er hier bei uns stände, könnte er jetzt einen flüssigen Brillanten sehen, Deine Thräne, Christina!

Nein, um Gotteswillen, Niemand darf diese Thräne sehen, sagte Christina, indem sie leicht mit dem silbergestickten Tuch über das Geschmeide hinfuhr. Wenn

die Kaiserin das erführe, würde sie sehr böse sein und es für eine schlimme Vorbedeutung halten. Denn, bedenke nur, Isabella, es ist der Brautschmuck Deiner Tochter, auf welchen meine unvorsichtige Thräne niedergefallen ist!

Oh deshalb sei unbesorgt, meine Schwester, sagte Isabella ernst. Meine Tochter wird niemals eines Brautschmuckes bedürfen?

Wie? Du glaubst also, Isabella, daß sie, gleich meinen beiden Schwestern, eine alte Jungfer werden soll? fragte Christina mit erzwungener Heiterkeit.

Isabella legte leise ihre Hand auf Christinens Schulter. Ich glaube, sagte sie langsam und feierlich, ich glaube, oder vielmehr ich weiß, daß meine Tochter sich weder vermählen, noch eine alte Jungfer, sondern daß sie bald ein seliger Engel werden wird?

Oh Isabella, sagte Christina fast unwillig, Du nennst mich Deine Freundin, und doch bist Du so grausam gegen mich. Ist's nicht genug, daß Du mich marterst mit der traurigen Prophezeihung Deines eigenen Todes, willst Du nun auch den Tod Deines Kindes prophezeihen?

Isabella sah sie fast erstaunt an. Wie? Du glaubst also, ich würde Euch mein Kind lassen? fragte sie.

Nein, Christina, sie wird mir bald nachfolgen, ich werde sie mir bald nachholen, da ich glaube, eine Mutter kann selbst im Himmel nicht selig sein ohne ihr Kind. Aber still, Schwester, still! Sieh, die Kaiserin kommt hieher! Laß uns heiter sein und lächeln!

Und mit einem süßen, bezaubernden Lächeln trat Isabella der Kaiserin entgegen.

Nun, herzliebe Frau Tochter, sagte Maria Theresia zärtlich, mein Herz zieht mich schon wieder zu Dir her, und sehne mich nach dem stillen Beisammensein in unsern Gemächern, wann all die vornehmen, besternten Leute da fort sind, und wir ein wenig entre nous sein können. Wollen einmal heut en famille speisen, denke ich, es müßte denn sein, daß meine Tochter Isabella es anders wünschte. Denn Du bist heute die Kaiserin des Festes und sollst uns Deine Wünsche als Befehle sagen!

Dann, Majestät, wünsche ich nur Eins! sagte Isabella, die Hand der Kaiserin an ihre Lippen drückend.

Und was denn, meine Tochter?

Daß Sie mich freundlich anschauen, Majestät, und mich ein wenig lieben!

Nun, das ist ein Befehl, dem mein Herz gar nicht ausweichen kann, rief Maria Theresia zärtlich, denn mit

jedem Tage liebe ich Dich mehr, und wenn ich Dich und den Joseph anschaue, klingt's in mir wieder wie ein schönes Lied aus meiner verklungenen Jugend.

Oh, Majestät, Ihre Jugend ist noch nicht verklungen, sie strahlt noch hell und schön von Ihrem Angesicht, und leuchtet wundervoll aus Ihren Augen.

Nein, Kind, sagte die Kaiserin lächelnd, das Fratzerl wird alt, aber das Herz ist freilich noch jung geblieben, und ein gut Stück davon gehört Dir an. Machst mir den Erzherzog so glücklich und froh, daß ich meine, wer ihn jetzt anschaut, dem muß sich's Herz bewegen vor Freude, denn die helle Liebe schlägt ihm aus den blauen Augen heraus, und —

Eben trat der Erzherzog in das Kabinet ein und näherte sich mit hastigen Schritten der Kaiserin, während im Saal, neben der geöffneten Thür des Kabinets, der Kaiser Franz und der Graf und Obristhofkanzler Kaunitz erschienen und mit gespannter Aufmerksamkeit in das Kabinet hinein blickten.

Verzeihen Ew. Majestät, wenn ich Sie zu stören wage, sagte Joseph sich verneigend. Aber ich vernahm da eben von dem Oberhofmarschall eine so überraschende Neuigkeit, daß ich mir erlauben wollte, Ew. Majestät um die Bestätigung derselben zu fragen?

Nun, und was für eine Neuigkeit, mein Sohn? fragte die Kaiserin fast ängstlich. Sind etwa Nachrichten von der Armee gekommen, ist ein Courier von London da?

Oh, sagte Joseph leichthin, Ew. Majestät wissen wohl, daß ich mir niemals erlaube, meine Augen auf diesen Krieg hinzuwenden, den Sie nun schon seit sechs Jahren so ruhmvoll gegen unsern Feind führen. Wäre ein Courier gekommen, so würde ich auch ohne Zweifel der Letzte sein, der davon erführe. Nein, nicht den Krieg betrifft meine Frage, sondern es handelt sich dabei nur um ein Vergnügen, das, wie ich höre, uns entzogen werden soll. Der Oberhofmarschall sagt mir, daß Ew. Majestät heute nicht mit dem Hof der Opernvorstellung beizuwohnen geruhen werden.

Und das ist es, was Dich so in Erstaunen setzt?

Ja, Majestät, das ist es! Denn man wird heute Abend eine neue Oper vom Ritter Gluck aufführen, und sie ist, so viel ich weiß, vom Grafen Durazzo ausdrücklich zur Verherrlichung dieses Tages bestimmt worden.

Auch wollen wir die Aufführung nicht verhindern, sondern nur derselben nicht beiwohnen, sagte die Kaiserin ernst.

Das Antlitz des Erzherzogs verfinsterte sich, und er war schon im Begriff, eine heftige Antwort zu ertheilen, als seine Gemahlin leise ihre Hand auf seinen Arm legte und ihn mit einem flehenden Blick ansah. Sofort erhellte sich Joseph's Antlitz, und er bezwang seinen Unmuth.

Ew. Majestät verzeihen, wenn ich zu opponiren wage, sagte er freundlich. Diese neue Oper Glucks soll reich an Schönheiten sein, und wäre es daher wohl werth, von den Ohren kaiserlicher Majestät vernommen zu werden.

Im Gegentheil, man hat mir gesagt, daß diese Oper sehr schlecht und langweilig sei, rief die Kaiserin lebhaft. Der Text soll schwerfällig, schleppend und ohne alle Poesie, die Musik ganz ohne alles Feuer und Leben sein. Es ist daher zu fürchten, daß diese Oper heut Abend vollständiges Fiasco macht, und es wäre uns nicht wohlanständig, wenn wir einem solchen Ereigniß, zumal am heutigen Festtage, beiwohnen wollten.

Aber Diejenigen, welche Eurer Majestät diese Nachrichten gebracht, waren vielleicht im Irrthum, Majestät, und weil sie das Alte lieben, waren sie dem Neuen feindlich gesinnt. Erlauben Sie mir, meine Mutter, Ihnen im Namen des großen Meisters, den das Nicht-

erscheinen Eurer Majestät schmerzlich demüthigen würde, erlauben Sie mir auch, Ihnen im Namen des Ober-Intendanten Grafen Durazzo die Bitte vorzutragen, es möchten Eure Majestät noch einmal Ihren Entschluß erwägen, ob er vielleicht sich noch gnädigst umgestalten ließe.

Möge mir meine Gemahlin erlauben, mich den Bitten Joseph's anzuschließen, sagte der Kaiser, in das Kabinet eintretend. Ganz Wien erwartet die heutige Aufführung als ein Kunstereigniß, und nur durch die Anwesenheit Eurer Majestät kann dasselbe seine Weihe empfangen.

Fängt der Herr Kaiser auch an, zu opponiren? rief die Kaiserin. Schließt er sich auch den modernen, neuen Ideen an, welche das Alte vornehm in den Hintergrund drängen und sich das Ansehen geben wollen, als wenn sie was Edleres und Besseres zu schaffen vermögen. Bin nicht des Willens, diese neuen Ideen zu unterstützen und den Geistern den Zügel schießen zu lassen, denn wenn man's thut, so verlieren sie ganz und gar den Halt und das Gleichgewicht, und werden so wild, daß man sie nicht mehr zu bändigen vermag. Hasse solches Opponiren gegen das Bestehende, und solches Schönthun mit neuen Richtungen, durch die am Ende nichts gebessert und geändert wird. Es ist ein vor-

nehmes Ueberheben über seine Zeit, weiter nichts, ein bequemes Abwehren der Autorität, und solch aufrührisch Wesen soll nimmer bei mir seine Unterstützung finden. War nicht unsere Oper glänzend und schön? Sind wir nicht allezeit zufrieden gewesen mit den Musiken, welche unsere Capellmeister geschaffen? Was thut denn dieser Herr Gluck jetzt auf einmal so stolz und meint, jetzt wolle er uns eine neue Musik lehren, und was uns bis dahin wohlgefallen, sei nichts als veralteter Plunder, und weder Hasse, noch er selber hätten's bis dahin verstanden, was Musik sei! Hat uns nicht Metastasio Gedichte und Opern geschrieben, welche seinen Ruhm durch ganz Europa getragen? Warum verschmäht der Herr Gluck nun auf einmal seine herrlichen Gedichte, und componirt ein Drama von einem Mann, den Niemand kennt, und von dem noch Niemand weiß, daß er ein Dichter ist? Hab' nicht die Absicht, dem Metastasio eine Kränkung zuzufügen, denke vielmehr, daß ich dem greisen Dichter, der seit dreißig Jahren unser Hofpoet ist, wohl eine freundliche Berücksichtigung schuldig bin, und, wenn Ihr's wissen wollt, das ist ein Hauptgrund, weshalb ich nicht in die Oper gehe, ich will den Metastasio nicht kränken. Er hat mir so viele schöne Gedichte geschrieben, hab' in meinen jungen Jahren so sehr geschwärmt für

seine Liebespoemen, möcht' ihm also auch jetzt nicht ungetreu werden, sondern ehrlich zu ihm halten, sonst würd's mir scheinen, als würd' ich meiner eigenen Vergangenheit ungetreu, und davor muß sich der Mensch am Allermeisten hüten! —

Dieses Gedicht Calzabigi's soll indessen wirklich neue und überraschende Schönheiten enthalten, sagte der Kaiser, der Obristhofkanzler Graf Kaunitz erzählte mir soeben davon.

Ach, der Graf Kaunitz nimmt also auch Partei für das Neue und Ungewohnte? fragte Maria Theresia, indem sie dem Grafen winkte, in das Kabinet einzutreten.

Ja, Majestät, ich bin für das Neue und Ungewohnte, sagte Kaunitz sich leicht verneigend. Ich habe das von meiner Herrin und Gebieterin gelernt, von der Kaiserin Maria Theresia, welche das ganze alte Oesterreich neu gestaltet hat, und dem ganzen Europa den ungewohnten Anblick einer ebenso tugendhaften als edlen, ebenso liberalen und großmüthigen, als frommen und strengen Kaiserin gegeben hat.

Die Kaiserin nahm diese Schmeichelei Kaunitzens, dessen Lippen sich selten zu solchen Flatterien öffneten, mit einem huldvollen Lächeln auf.

Und Er meint auch, daß der Gluck in dieser Oper etwas Neues und Schönes geschaffen hat?

Ich meine, Majestät, daß er der alten Musik den Zopf abgeschnitten und sie ganz neu frisirt hat, so daß es scheint, als ob sie auf einmal ein jugendlich schönes Götterweib geworden, mit Gluth im Herzen und Feuer in den Adern. Ich meine ferner, daß Ew. Majestät den guten Abbate Metastasio wohl mit seiner Pension von sechstausend Gulden für seine siebenzig Jahre entschädigt und ihm einen glänzenden Beweis Ihrer Huld und Gnade gegeben haben. Das Alter hat gelebt, die Jugend will leben, Metastasio gehört dem alten Oesterreich an, und Beide sind von Ew. Majestät pensionirt; der Calzabigi und Gluck gehören dem jungen Oesterreich an, das Ew. Majestät geschaffen haben, und Beide dürfen daher von Ew. Majestät erwarten, daß Sie sie beschützen und ihnen Ihre Gnade gewähren.

Aber man hat mir gesagt, daß es heute Abend im Theater zu einem wahren Kampf der Parteien kommen werde, sagte die Kaiserin.

Nun, ich dächte, Ew. Majestät hätten es seit langer Zeit bewiesen, daß Sie den Kampf nicht scheuen!

Aber das Unterliegen, Graf. Man sagt, diese Oper werde eine Niederlage erleiden.

Ew. Majestät haben dem staunenden Europa schon einmal das heldenmüthige und hochherzige Beispiel gegeben, wie Sie auch in dem Besiegten das Genie und den Geist zu ehren wissen, und ihn die äußere Niederlage nicht entgelten lassen. Ew. Majestät waren nie größer, als in der Stunde, wo Sie dem von einer verlorenen Schlacht heimkehrenden Feldmarschall Daun entgegen fuhren*). Wenn Gluck heut Abend verliert, ist er der Feldmarschall Daun der Oper, und Ew. Majestät werden ihn alsdann schon aufzurichten wissen!

Die Kaiserin schüttelte lächelnd ihr Haupt. Weiß Er wohl, daß es gefährlich ist, mit Ihm zu streiten? sagte sie. Er schlägt uns immer mit unsern eigenen Waffen. Und Sie, mein Gemahl, sind also auch der Meinung des Grafen, und wollen, daß wir dem Metastasio und Hasse dies Dementi geben, obwohl es Beide so fromme und gottesfürchtige Leute sind? Fehlen Beide keinen Tag in den Messen, hab' oft selber schon, und gestern noch, den Hasse im inbrünstigen Gebet am Altar knieen sehen, aber niemals noch bin ich dem Gluck in der Kirche begegnet, und das eben ist's, was mich seckirt. Der Gluck ist kein guter Christ!

---

*) Nach der verlorenen Schlacht bei Torgau.

Aber er ist ein großer Componist, rief der Erzherzog lebhaft, und das meine ich, ist auch ein Gott wohlgefälliger Mensch, der Metastasio und der Hasse können freilich mehr in die Kirche gehen als Gluck, sie sind Beide alt und können nichts Besseres mehr thun. Als sie jung waren und noch zu schaffen vermochten, werden Ew. Majestät sie auch nicht oft in der Kirche getroffen haben.

Das Antlitz der Kaiserin erglühte vor Zorn bei diesen hastigen und unbesonnenen Worten des Erzherzogs, und mit Entsetzen sahen alle Anwesende dem Ausbruch des Gewitters entgegen, das sich da auf der finstern Stirn der Kaiserin zusammenzog. Aber Isabella wußte demselben zuvorzukommen. Sie neigte sich vor der Kaiserin, und ihre Hand ergreifend und an ihre Lippen drückend, sagte sie: Ew. kaiserliche Majestät haben mir vorher gnädigst erlaubt, Ihnen heute einen Wunsch vortragen zu dürfen. Wollen Sie mir gestatten, jetzt für zwei Wünsche die Erfüllung zu erflehen?

Gewiß will ich das, sagte die Kaiserin, deren Antlitz sich bei dem Anblick ihrer halb vor ihr knieenden und zärtlich zu ihr aufschauenden Schwiegertochter schon wieder zu erheitern begann. Sag' mir Deine Wünsche, meine Tochter, und da ich weiß, daß Du nichts Unge-

bührliches bitten wirst, so verspreche ich Dir schon im Voraus Gewährung.

Nun denn, sagte Isabella lächelnd, so bitte ich denn zuerst, daß Ew. Majestät meinem Gemahl und mir erlauben wollen, an der stillen Messe, die Ew. Majestät in der Mittagsstunde in Ihren Zimmern feiern lassen, Theil nehmen zu dürfen, damit unsere Gebete vereint zu Gott empor steigen, und ihn für uns Alle um Glück und Frieden, um Liebe und Eintracht bitten können. Wollen mir Ew. Majestät diesen Wunsch gnädig gewähren?

Die Kaiserin legte in ihrer raschen, lebhaften Weise ihren Arm um den Nacken Isabella's und drückte sie zärtlich an ihr Herz. Du bist ein Engel, Isabella, sagte sie, einen Kuß auf die reine, klare Stirn der Prinzessin drückend. Verstehst es, die Stürme zu beschwichtigen und den Unmuth zu versöhnen. Ja, Kind, sollst mit dem Joseph in meinem Zimmer die Messe hören, und vereint wollen wir Drei zu Gott beten um Liebe, Eintracht und Glück. Brauchst mir aber jetzt Deinen zweiten Wunsch nicht zu sagen, denn ich denke, ich errath' ihn schon! Wolltest erst die Kaiserin beschwichtigen und der Mutter schön thun. Meintest, dann würde sie schon weich werden und zugestehen, was Dein Gemahl ge=

wünscht und gerad' nicht auf eine feine Weis' erbeten hat? Nun, habe ich's halt nit errathen?

Sie nickte Isabellen lächelnd zu, und diese neigte leise bejahend ihr Haupt. Dann wandte sich die Kaiserin ihrem Gemahl zu.

Herr Gemahl und Kaiser, sagte sie, da Ew. Majestät meinen, „das große Kunstereigniß" heut Abend in der Oper könne ohne uns nicht gedeihen, nun so wollen wir Ihrer höhern Einsicht uns unterwerfen und mit dem ganzen Hofe in die Oper gehen. Und wär's auch nur, fuhr sie fort, sich mit einem huldvollen Ausdruck ihres edlen Angesichtes an Graf Kaunitz wendend, wär's auch nur, um „das schöne Götterweib" zu sehen, welches unsern Obristhofkanzler so in Flammen gesetzt, daß er, der sonst immer friert, selbst ganz warm geworden war. — Nun, Herr Sohn, hab' ich's nun recht gemacht? fragte sie dann, hastig nach Joseph umblickend, der sich leise an Isabellens Seite gestellt hatte. Bist Du nun zufrieden, da ich Euch meine Meinungen und Vorurtheile opfere, und Euch den Willen thue? Willst ein ander Mal daran gedenken, wenn Du mir auch eine Meinung und ein Vorurtheil opfern sollst?

Ich werde mit tiefer Beschämung immer daran gedenken, wie gnädig und gütig meine Kaiserin mir heute

meine Unart verziehen hat, sagte der Erzherzog, die dargereichte Hand der Kaiserin an seine Lippen drückend.

Nun, wir wollen's für dies Mal vergessen, rief Maria Theresia, es ist heut Festtag, über den keine Wolke dahin ziehen soll. Wir wollen jetzt in unsere Gemächer gehen und mitsammen die Messe hören, mein Sohn, denn ich denke immer, es möcht doch nicht gut sein, mit dem Gebet zu Gott so lange zu warten, bis man alt geworden und nichts mehr thun kann. An den faulen thatenlosen Gebeten, mein' ich, hat der Herr auch kein sonderlich Wohlgefallen und keine Freude; aber wenn wir unsere Thaten mit Gott beginnen und vor der Arbeit inbrünstiglich zu ihm beten, dann giebt er auch seinen Segen und sein Gedeihen. Hast also wohl Grund, mein Sohn, recht oft und recht inbrünstig zu Gott zu beten, denn die Welt erwartet von Dir große Thaten und eine große und schwere Arbeit hat Dir das Schicksal vorbehalten. Warte also mit Deinem Gebet nicht, bis Du alt bist, mein Sohn, sondern bete weil Du noch jung bist und gar sehr der göttlichen Gnade bedarfst!

VI.

Orpheus und Euridice.

Ganz Wien drängte heute dem Theater nächst der Hofburg zu, die hohen Herren und Damen vom Adel sowohl, wie die Bürger und Krämer mit ihren Frauen wollten diese neue wunderbare Musik hören, um deretwillen Wien seit einigen Wochen gleichsam in zwei feindliche Lager getheilt war, die mit der heftigsten Fehde einander bekämpften. In dem Einen Lager stand der Abbate Metastasio, der ergrauete Hofpoet, der schon unter dem Vater der jetzigen Kaiserin sein Haupt mit Lorbeern umkränzen durfte und diese Lorbeern für so unsterblich hielt, daß er es für einen Frevel erachtete, wenn man diese Lorbeern für verwelkt und zermürbelt erklärte; ihm zur Seite stand der erst vor Kurzem von Dresden nach Wien berufene Hof-Capellmeister Hasse, seit fast einem halben Jahrhundert der unumschränkte

Beherrscher der Bühne, den die Italiäner seit vierzig Jahren schon il caro Sassone nannten, und der so viele Opern geschrieben, daß er selber sagte, er würde viele derselben, wenn er sie unerwartet hören sollte, gar nicht mehr als seine Arbeiten erkennen. Selbst der fleißige und schnell schreibende Metastasio hatte nicht so viele Texte als Hasse Opern zu schreiben vermocht, und der caro Sassone hatte daher manche von Metastasio's Opern zwei Mal componirt, um seinem nie rastenden Compositionsdrang genug zu thun. Um Hasse und Metastasio hatten sich die Italiäner geschaart, und mit stolzer, hohnlächelnder Sicherheit verkündigte diese seit langen Jahren in Wien so mächtige und einflußreiche Partei der neuen Oper mit ihrem kalten, langweiligen Text und ihrer barbarischen, an Melodieen so armen Musik den unvermeidlichen Fall. — In dem andern Lager stand Christoph Gluck mit seinem Freund Raniero von Calzabigi, umgeben nur von einer kleinen Schaar von Freunden und Anhängern, welche indessen mit dem ganzen Feuer und der ganzen Energie der Begeisterung für die neue Oper Partei nahmen und die neue Musik auf Kosten der alten, welche sie die veraltete nannten, in den Himmel erhoben. Gluck selber indessen schien ganz gleichgültig und unbeirrt diesen Parteikämpfen zuzuschauen.

Nicht Einmal war, seit er die Proben seiner Oper begonnen hatte, der Ausdruck fester, ruhiger Energie und unerschütterlicher Entschlossenheit aus seinem Antlitz gewichen, allen Kabalen und Intriguen seiner Feinde hatte er dieselbe gleichmüthige Ruhe, dieselbe Standhaftigkeit entgegengestellt. Entschlossen zu siegen, oder sein Werk mindestens zu Ende zu führen, schreckte er jetzt vor keinem Hinderniß zurück, bot er seine breite gebieterische Stirn mit kühnem Muthe allen Stürmen und allen Ungewittern dar, überzeugt, sie endlich doch alle durch seine Kraft und Beharrlichkeit besiegen zu können. — Vergebens hatte daher die erste Sängerin, die berühmte Gabrieli, eine heftige Heiserkeit vorschützend, erklärt, den Proben nicht beiwohnen zu können. Gluck hatte ihr erwidert, er werde sich die Nebenbuhlerin der Gabrieli, die Signora Tibaldi, aus Mailand kommen lassen und ihr die Rolle der Euridice einüben. Diese Drohung hatte bewirkt, was keine Arzenei des Arztes vermochte, — die Signora Gabrieli war von ihrer Heiserkeit genesen und hatte sich feierlich verpflichtet, alle Proben mit durchzumachen. Vergeblich hatte der Sänger Guadagni versucht, durch einige Fiorituren und Cadenzen, einige Ferma und Vorhalte, diesen ihm so barbarisch dünkenden, melodielosen Arien des Orpheus ein wenig

von dem Duft italiänischer Musik zu verleihen. Bei jeder solcher Verzierungen hatte Gluck mit unwilligem Stirnrunzeln mit dem Taktstock auf das Pult geschlagen und mit gebieterischer Stimme gefordert, der Sänger solle keinen Ton und keine Note anders singen, wie sie in seinem Notenheft ihm vorgezeichnet sei, denn alle seine Fiorituren seien keine Verzierungen, sondern nur Verunstaltungen seiner Musik. Vergeblich hatten die Choristen, bisher nur gewohnt als fast stumme Figuren, höchstens mit einigen monotonen Phrasen auf dem Theater zu erscheinen, erklärt, es gehe über ihre Kräfte und Fähigkeiten, diese neuen schwierigen Chöre zu singen, welche wie ein Drama im Drama selber erschienen, so viel Leben, Gluth und Empfindung athme aus ihnen; Gluck hatte mit unermüdlichem Eifer jedem Choristen einzeln seine Stimme eingeübt, er hatte, bald die Violine, bald das Violoncell spielend, das Orchester bis zur höchsten Vollendung, zur höchsten Präcision geführt, und so war endlich, allem Widerstand, aller Feindseligkeit unerachtet, das große Werk gelungen, und die Oper Euridice und Orpheus konnte wirklich zum Geburtsfest der Erzherzogin Isabella zur Aufführung gelangen.

Als die Stunde der Aufführung herannahte, trat Gluck im eleganteſten Hof=Costüm, im goldgestickten

Sammetgewande, den Degen an der Seite, den Federhut unterm Arm, die Brust geziert mit dem schimmernden päpstlichen Orden, in das Kabinet seiner Gemahlin ein, sie kam ihm in glänzender Toilette, strahlend von Brillanten, entgegen und reichte ihm mit einem glücklichen Lächeln die Hand dar.

Schau mich einmal an, Held Christophorus, sagte sie. Sieh, ich habe heute alle meine Brillanten angelegt, meinen ganzen Brautschmuck, den ich seit meinem Hochzeitstag nicht wieder getragen. Es ist mir heute so feierlich und glücklich zu Muthe, gerade wie damals, als ich mit Dir in das Gotteshaus zur Trauung fuhr. Damals, Christophorus, vermählten sich unsere Herzen, heute vermählen sich unsere Seelen in dem Gotteshaus der Kunst, denn mir scheint, diese Kämpfe und Stürme haben unsere Seelen erst recht zu einander geführt, und es soll heute ihr Hochzeitsfest sein!

Recht so, Mariane, rief Gluck, sie innig umarmend, hab' nimmer so sehr erkannt und gewußt, welch ein Segen und ein Glück ein treues und edles Weib ist, als in diesen Monaten der Sorgen und der Anfeindungen. Oft, wenn ich all den finstern, gehässigen Blicken da auf der Bühne und im Orchester gegenüber stand, hab' ich an Deine treuen, glänzenden Augen gedacht, und sie

haben mir Muth ins Herz geflüstert, und mir Kraft gegeben auszuharren in meinem Trotz und meiner Strenge. Allzeit, wenn ich verdrießlich und aufgeregt heim kam, hat's sich wie kühlender Balsam auf mein Herz gelegt, Deinen frohen Willkommensgruß zu hören und das gute, frische Lächeln zu sehen, mit dem Du dem mürrischen herabgestimmten Gatten entgegen kamst. Wäre oft verzagt und muthlos geworden und hätte zuletzt geglaubt, was sie Alle schrieen und jammerten, sei wahr, hätte geglaubt meine Musik tauge wirklich nichts und die Musiker hätten Recht mit ihrem Getadel, wärst Du nicht dagewesen mit Deiner Begeisterung und Deinem Entzücken, hätte ich Dich nicht erblassen gesehen bei dem No! der Furien, hätte ich nicht die Thränen gesehen, die in glänzenden Brillanttropfen aus Deinen Augen rollten bei der Schmerzensarie des Orpheus und bei der Sterbescene der Euridice, welche die Andern kalt und gefühllos zu nennen beliebten. Dein Beifall, Mariane, hat mich gehalten und getragen, und ohne Dich wär' ich ermattet und verzagt!

Wärst nicht ermattet und verzagt, Maestro, sagte sie lächelnd, nicht ich, sondern Dein Genius ist es, der Dir Muth und Kraft verliehen. Weil Du der Größe und Erhabenheit Deines Werkes Dir bewußt warst, ver-

zagtest Du nicht, sondern warst Du Deines Sieges und Deines Triumphes gewiß. Das wahrhaft Große und Erhabene kann doch nimmer unterliegen, es muß doch zuletzt den Sieg über das Gemeine und Mittelmäßige in der Welt erringen.

Ach, die Welt ist nicht so gerecht und schön, wie Du sagst, Mariane! Wenn's so wäre, würde Sokrates nicht den Giftbecher getrunken haben und Christus nicht gekreuzigt sein. Das Gemeine hat das allgemeine Verständniß für sich und siegt durch die Sympathieen, die es in der Masse der Menschen findet. Das Mittelmäßige herrscht in der Welt, denn es ist Allen bequem, weil es Niemanden verletzt, Niemanden imponirt, weil es Niemanden demüthigt durch seine Größe, Niemand zum beschämenden Bewußtsein seiner eigenen Kleinheit bringt. Ich weiß, Mariane, daß meine Oper nichts Mittelmäßiges ist, sondern etwas Erhabenes und Großes, ein echtes, wahres und reines Kunstwerk, und darum weiß ich auch, daß es möglich ist, daß sie im Kampf mit der Gemeinheit und der Mittelmäßigkeit unterliegen kann. Arme Mariane, hast Dich so herrlich geschmückt wie zu einem Hochzeitsfest, und doch kann's sein, daß es das Begräbnißfest meiner Oper ist!

Nun, wenn es das wäre, so bin ich immer doch

nicht umsonst geschmückt, rief Mariane mit strahlenden Augen, so bin ich geschmückt, wie es die Frauen der Indier sind, welche in edler Gattentreue mit dem Gatten, den sie geliebt, auf dem Scheiterhaufen verbrennen wollen und sich zu diesem Feuertod auch mit dem Brautanzug ihres Hochzeitstages schmücken. Will mit Dir leben und sterben, mein Maestro; ob sie Dich steinigen oder zum Himmel erheben, für mich bleibt das gleich, für mich kann Deine erhabene Bedeutung durch nichts geschmälert, durch nichts erhöht werden. Ich glaube an Dich und an Deinen Genius mit aller Kraft und aller Ueberzeugung meiner Seele, und ob Du nun siegst oder fällst, Dein Werk war es werth zu siegen, und sie können es nimmer und nimmer ertödten, denn es trägt den Glanz der Unsterblichkeit auf seiner Stirn!

Möcht' es wissen, ob man dereinst da droben etwas von seiner Unsterblichkeit auf der Erdenwelt weiß, sagte Gluck sinnend. Möcht' es wissen, ob die Menschen heut über hundert Jahre noch meine Opern singen und werth halten, oder ob sie sie dann auch veralteten Plunder nennen, wie ich jetzt die Opern der vor mir Gewesenen! Aber es nützt nichts, darüber zu denken und zu grübeln, die Wolken liegen über dem Jenseits und keines Menschen Auge vermag sie zu durchdringen. Wollen wir also nur

fest und freudig die Augen auf das Diesseits heften und schauen, was es uns bringt! Komm, Mariane, der Wagen rollt so eben vor die Thür, es ist die höchste Zeit! Aber willst Du denn in Deinem prächtigen Putz in meine kleine vergitterte Loge neben der Bühne kriechen?

Nein, Christophorus, an solch einem Fest- und Ehrentag ist mir Deine kleine Gitterloge nicht gut genug. Habe mir ganz allein für mich eine Loge gemiethet, wo ich das ganze Haus sehen und eine entzückte Zeugin des allgemeinen Enthusiasmus sein kann.

Welch ein unerschütterliches Göttervertrauen dies Weib hat! rief Gluck mit einem frohen Lachen, indem er seiner Frau den Arm gab und sie zum Wagen geleitete. Verharrt dabei, daß sie einen Triumph erleben wird, obwohl sie all' die Cabalen kennt, die der divino Metastasio und der caro Sassone gegen mich geschmiedet haben. Aber Weib, wie wird Dir denn in Deiner Loge, wo Du Jedermann sehen kannst, also auch von Jedermann gesehen wirst, wie wird Dir denn da zu Muthe sein, wenn meine enthusiastischen Feinde die Oper auspfeifen? Würdest dann doch sehr wünschen, Dich in der kleinen Gitterloge verkriechen zu können.

Nein, ich würde das nicht wünschen, Maestro, denn nicht Deiner, sondern des Publikums allein hätte ich

mich dann zu schämen, und ich würd' es grad und fest anschauen, und meine flammenden Blicke sollten sie schon fühlen lassen, wie sehr ich sie verachte. Sie würden vor mir die Augen schon niederschlagen, nicht aber ich vor ihnen!

Nun, wir werden sehen, sagte Gluck heiter, Mariane in den Wagen hebend und mit jugendlicher Lebendigkeit ihr nachfolgend. Vorwärts jetzt! —

Im Theater war heut ein seltsames, auffälliges Leben. Es schien, als ob wirklich eine ungewöhnliche Aufregung diese Menge bewegte, welche da im Parterre wie ein schwarzes Meer auf- und niederwogte. Man erblickte da finstere Angesichter, flammende Augen und zusammengepreßte Lippen, man hörte hier und dort grollende Worte, hastige Zänkereien, die freilich schnell von den Umstehenden gedämpft und beschwichtigt wurden, aber bald an einer andern Stelle sich wieder erneuerten. Wer mit dem Wiener Leben und seinen hervorragenden Persönlichkeiten näher vertraut war, der erkannte in diesem aufgeregten Parterre sehr leicht die beiden feindlichen Elemente, aus denen es zusammengesetzt war; der sah da die feurigen Italiäner, die ernsten, fromm blickenden Männer des alten Oesterreichs, die alten pensionirten Hofdiener, welche Alle aus Vorurtheil oder Gewohnheit

zu den Anbetern Metastasio's gehörten. Der sah aber auch da die jungen kecken Gesichter der Wiener Studenten, der jungen Musici, der jungen Deutschen überhaupt, welche mit freudiger Ueberzeugung ihren Stolz darin suchten, den übermüthigen Italiänern, die da vermeinten nur die italiänische Musik sei die wahre und berechtigte, den edlen deutschen Meister gegenüber zu stellen und seinen neuen Tonweisen, seinem „musicalischen Drama" den Sieg zu verschaffen über italiänisches Tongeklingel. Aber auch in den Sperrsitzen und den Logen, in denen das vornehmere Publikum sich befand, war derselbe unruhige Geist, dieselbe Aufgeregtheit zu bemerken. Man sprach lauter und lebhafter wie sonst, man ereiferte sich schon im Voraus gegeneinander, indem die Einen der neuen Oper einen glänzenden Sieg, die Andern eine unvermeidliche Niederlage prophezeihten. Die Anhänger Gluck's erzählten jubelnd, daß der Sänger Guadagni, welcher anfangs diese neue, ungewohnte Musik gar nicht habe singen wollen, zuletzt aus einem Widersacher ein begeisterter Anhänger derselben geworden und mit Thränen in den Augen zu Gluck gesagt habe: „Jetzt erst weiß ich, was wahre Musik ist. Lehren Sie mich sie zu singen, Sie sollen an mir einen gehorsamen Schüler finden." — Die Feinde Gluck's erwiderten, daß es

nichts destoweniger ein langweiliges Genre, arm an Melodieen, arm an Gefühl und Reiz sei, und daß wenn Hasse und Metastasio sich nicht öffentlich gegen diese neue Art der Oper erklärt hätten, dies nur daher komme, weil sie meinten, es bedürfe ihres verdammenden Urtheils gar nicht, sondern die Oper werde sich selbst ihr Urtheil sprechen*). — Auf einmal wurden alle diese Gespräche, diese Streitigkeiten im Parquet und in den Logen durch ein mächtiges unruhiges Wogen im Parterre zum Schweigen gebracht. Man sah aus der dunklen Masse Arme sich empor strecken, Hände mit vorgestrecktem Zeigefinger alle nach einer bestimmten Stelle hindeuten, man hörte anfangs leise, dann immer deutlicher murmeln: sie kommen! — Sofort richteten sich Aller Blicke zu der von den Armen und Händen bezeichneten Stelle hin. Dies war eine kleine Loge im ersten Rang, deren Ausgangsthür man seit einigen Minuten geöffnet hatte und in der so eben zwei Männer erschienen. Der eine von ihnen war ein Greis mit silberweißem Haar, das in einzelnen zierlichen Locken zu beiden Seiten seines bleichen zarten Angesichtes niederfloß. Um seine schmalen Lippen spielte ein eigenes, gedankenloses, höfisches Lächeln, seine kleinen

*) Anton Schmid: Ritter von Gluck. S. 92.

dunklen Augen hatten, wie sein ganzes Antlitz, einen milden, wohlwollenden, fast herablassenden Ausdruck. Seine kurze gedrungene Gestalt war in die schwarzen Gewänder eines Abbé gehüllt, aber diese unscheinbare geistliche Kleidung ward gehoben durch den Theresien-Orden, der an dem breiten Seidenband um den Hals gebunden auf dem feinen weißen Spitzenjabot ruhte. — Der Andere war eine hohe, hagere Gestalt im gestickten Hofkleid, wie die kaiserlichen Capellmeister es zu tragen pflegten. Sein knochiges dürres Antlitz war stolz und ernst, um seinen großen, aufgeworfenen Mund zuckte ein höhnischer verächtlicher Ausdruck, seine großen lichtblauen Augen hatten etwas Strenges, Gebieterisches, das sehr wohl zu der graden, hochaufgerichteten Gestalt paßte. Arm in Arm gingen diese beiden Männer durch die Loge und traten an die Brüstung derselben. Sofort erhob sich vom Parterre her ein lautes Jubeln und Applaudiren, und mit begeistertem Zuruf tönte es von allen Seiten: Es lebe Metastasio! Es lebe Hasse!

Die beiden Männer verneigten sich und nahmen unter dem erneuerten Jubeln und Applaudiren des Publikums auf ihren Lehnsesseln Platz. — Unfern von ihnen war so eben die Gemahlin Glucks in ihre Loge getreten. Sie hatte diesen öffentlichen Triumph der Gegner ihres

Gatten mit einem ruhigen, sanften Lächeln aufgenommen, sie bewahrte dieses Lächeln noch, als der Jubel schon lange verstummt war, und die Enthusiasten des Parterre's schwiegen. Denn Mariane war sich sehr wohl bewußt, wie viele Blicke sich jetzt von dem triumphirenden Künstlerpaar auf sie gewandt hatten, mit welch' boshaftem Behagen man bemüht war, in ihrem Antlitz einen Ausdruck der Furcht oder des Zorns zu entdecken; ihr gleichmüthiges, ruhiges Wesen, ihr freundliches Lächeln sollte also den höhnischen Gegnern beweisen, daß sie gar keine Unruhe, keine Sorge empfinde. — Auch sein Moment wird kommen, sagte sie zuversichtlich zu sich selber, auch er wird seinen Empfang haben!

Und sie hatte sich nicht getäuscht! Eben erschien Gluck auf seinem erhöheten Dirigenten-Platz, eben wandte er sich den Musikern zu, da brach der Sturm des Jubels los, da hoben sich im Parterre, in den Sperrsitzen, in den Logen die Hände, um mit lautem Schallen freudig in einander zu schlagen, da rief es, schrie es, brüllte es aus tausend Kehlen: Es lebe der Ritter Gluck! Es lebe der große Meister!

Gluck verneigte sich hier und dorthin und grüßte und winkte mit den Händen, Mariane lehnte sich in ihren Fauteuil zurück und entfaltete mit einer nachlässigen,

stolzen Ruhe ihren großen mit Juwelen besetzten Fächer, Metastasio neigte sich lächelnd zu Hasse hinüber und flüsterte ihm einige Worte zu, die dieser mit einem stummen Neigen des Kopfes erwiderte, und sich dann gedankenvoll mit der breiten, knochigen Hand durch sein volles buschiges graues Haar fuhr.

Auf einmal rief eine mächtige, gebieterische Stimme: Ihre Majestät die Kaiserin und der kaiserliche Hof!

Alles Geräusch, alles Sprechen verstummte, in den Logen und dem Parquet erhoben sich die Sitzenden und wandten ihre Blicke der großen mit dem zweiköpfigen Adler verzierten Mittelloge zu, in der so eben der Oberhofmarschall mit dem goldenen Stabe erschienen war, um die Ankunft der Majestäten zu verkünden. Die breiten Thüren der Loge wurden jetzt geöffnet, und am Arm des Gemahls erschien die Kaiserin, strahlend von Brillanten, strahlender noch durch ihre imposante Persönlichkeit, ihre hohe, wahrhaft königliche Gestalt, ihr edles, immer noch schönes Angesicht, über das ein Ausdruck stolzer Würde und bezaubernden Liebreizes ergossen war. Ihr folgte der Erzherzog Joseph, seine Gemahlin am Arm führend, und im eifrigen Gespräch mit ihr begriffen, gar nicht auf das Publikum achtend, das sich da überall so ehrfurchtsvoll und tief verneigte. Und

hinter dem jungen erzherzoglichen Paar erschienen sodann die Prinzen und Prinzessinnen des Kaiserhauses, sieben blühende Töchter und drei Söhne; selbst die kleine kaum achtjährige Marie Antoinette, und der sechsjährige Maximilian durften heute, und Beide zum ersten Mal, dem Theater beiwohnen. Es war heute ein Familienfest, und Maria Theresia wollte sich an diesem Tage ihrem Volke als glückliche Familienmutter zeigen.

Die Kaiserin trat mit ihrem Gemahl an den Rand der Loge und grüßte mit freundlichem Neigen ihres Kopfes das ehrfurchtsvoll schweigende Publikum, dann ließ sie sich langsam auf dem großen mit Goldbrokat überzogenen Lehnsessel nieder, und winkte den Prinzen und Prinzessinnen, auf den Tabourets zu beiden Seiten und hinter ihr Platz zu nehmen.

Das war das Signal, daß die Oper ihren Anfang nehmen konnte. Das Publikum nahm wieder seine Sitze ein, Gluck erhob den Dirigentenstab und winkte den Musikern.

Die Ouverture begann. Schweigend, in athemloser Spannung lauschte das Publikum dieser kurzen, ernsten Ouverture, die mit ihren Oboen, Hörnern und Trommeln nur wie der Herold erschien, der das Nahen eines Königs oder eines Helden verkündet. Dann flog der

Vorhang empor, und in ernster Trauerhalle hörte man Orpheus klagen um sein hingeschwundenes Weib, welches für ihn in den Tod gegangen war. In das rührende Klagelied mischt sich mit ernsten, wehmuthsvollen Klängen der Chor der Trauernden, bis Orpheus auch diese mit ihm Trauernden läßt, und in tiefer, einsamer Schmerzensklage sich ergeht um die edle Euridice, welche für ihn den Opfertod gelitten. Aber dem Trauernden erscheint endlich der Gott der Liebe, um ihm Muth und Trost zuzusprechen, um ihn zu ermuthigen, selber hinab zu steigen in die Unterwelt, und vom allmächtigen Gotte des Orkus sich das geliebte Weib zurück zu erbitten. Orpheus, von diesem Rath Amors zu neuen und himmlischen Hoffnungen entflammt, beschließt, den gefährlichen Gang zu wagen, und ruft die Freunde, um ihnen seinen Entschluß mitzutheilen.

Unter dem lautlosen Schweigen des Publikums fiel der Vorhang nach diesem ersten Act. Man sah die Anhänger Hasse's und Metastasio's mit höhnischem Lächeln und mitleidiger Verachtung die Achseln zucken, und selbst die vorher so thatendurstigen, begeisterten Anhänger Glucks fühlten sich ein wenig herabgestimmt von dieser ernsten, feierlichen, reizlosen Musik, welche in strenger

dramatischer Durchführung alle Coquetterie der Gesangskunst, allen überflüssigen Schmuck der Töne streng vermied.

Freut mich, daß der Metastasio hier ist, sagte die Kaiserin zu ihrem Gemahl, der Herr von Calzabigi giebt ihm den Beweis, daß Metastasio noch nicht alt geworden, und noch keinen Nachfolger und Ersatzmann gefunden. Nun, und was sagt meine Tochter Isabella zu dieser merkwürdigen Musik? fragte Maria Theresia, sich an die Infantin wendend; aber als sie sie anschauete, zuckte sie zusammen in tiefem Erschrecken, und ein ahnungsvolles, unbestimmtes Bangen bemächtigte sich ihrer Seele. Isabella's Antlitz war farblos und todesbleich, es zeigte den Ausdruck tiefer, unermeßlicher Trauer. Ihre großen dunklen Augen waren starr der Bühne zugewandt, als lausche sie immer noch auf die Liebesklage des Orpheus und die Trauergesänge seiner Freunde. Joseph sah das nicht; er hatte sich von seinem Sitz erhoben und plauderte harmlos und froh mit den jungen Geschwistern.

Hilf Gott, murmelte die Kaiserin, sie sieht in Wahrheit aus wie eine Sterbende. Oh, wenn sie nun Recht hätte mit ihren unheimlichen Prophezeihungen, wenn sie wirklich bald in den Tod ginge! Oh mein Gott, ich

liebe sie zu sehr, um sie nicht zu verlieren. Sie wird ein Opfer sein, welches der Himmel von mir fordert*)!

Isabella zuckte zusammen, und schien wie aus einer Erstarrung zu erwachen. Ihr Auge gewann wieder Feuer und Leben, ihre Wangen begannen wieder sich zu röthen, und auf ihre vorher so fest zusammengepreßten Lippen kehrte das Lächeln zurück. Einen Blick voll zärtlichen Flehens auf die Kaiserin heftend, neigte sie sich nieder und küßte ihre Hand.

Verzeihung, Majestät, sagte sie leise, die Musik hatte mich verzaubert und mir selbst entrückt. Ich war wie in einer andern Welt, ganz und gar der Gegenwart entrückt.

Diese Musik gefällt Dir also? fragte die Kaiserin.

Oh, Majestät, rief Isabella, das ist keine Musik, welche gefallen kann, das ist die höchste, erhabenste Sprache der Wahrheit und des Lebens!

Nun, sagte die Kaiserin zärtlich, da Dir diese Oper so wohlgefällt, so will ich Dir einen Beweis geben, daß ich Dich liebe, indem ich Deinem Geschmack den meinen unterordne. Der nächste Festtag, den wir nächst diesem zu feiern haben, wird, so hoffe ich, der Krönungstag

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe: Caraccioli Vie de Joseph II. S. 87.

Lobsprüchen, die von allen Lippen, wie Blumenbouquets und Lorbeerkränze, auf das Haupt ihres Geliebten niederträufelten. Die Anhänger Metastasio's und Hasse's aber waren kleinlaut verstummt, und wagten nicht mehr der allgemeinen Zufriedenheit des Publikums zu opponiren. Unter so freudiger Aufregung der Zuhörer begann der dritte Act. In immer erhöheter Freude und Rührung lauschte das Publikum; hier und da hörte man bei Euridice's rührend schöner Arie, bei ihrem Zurücksinken in den Orkus, leises Schluchzen und Weinen, und leises, vielleicht von Rührung gedämpftes Gemurmel des Beifalls begleitete diese ganze Scene. Als aber dann Orpheus im Feuerschmerz leidenschaftlicher Liebe um die Gattin klagte, als er diese so wunderbar innige und feurige Arie „che faro senza Euridice" sang, da konnte die Menge, überwältigt von Rührung und Freude, seinen Jubel, sein Entzücken nicht mehr zurückhalten. Ganz hingerissen, ganz begeistert, mit hochklopfendem Herzen, mit Thränen in den Augen, rief und jubelte man da capo! und als Guadagni diesem allgemeinen Ruf genügt und die Arie wiederholt hatte, erhob sich auf einmal das begeisterte Publikum, um mit lautem Jubelruf nach Gluck zu rufen, so lange zu rufen und zu jubeln, bis Meister Gluck endlich sich entschließen

mußte, sich umzuwenden, und dem Publikum das Anschauen seines edlen, von Aufregung und Freude errötheten Angesichtes zu gönnen; wie er das that, rauschte ein neuer, ungeheurer Sturm des Beifallklatschens, der Vivats durch das Haus, sich immer wieder erneuernd, und immer wieder emporsteigend. — Der Capellmeister Hasse hatte nicht länger Lust gehabt, dem Triumph seines Gegners zuzuschauen, und war leise von dannen geschlichen, Metastasio, gutmüthiger und feiner, war geblieben, und hatte in stolzer Großmuth selber seine zarten weißen Hände zum Beifallklatschen ineinander geschlagen. Mariane hatte ihren großen Fächer ausgespannt, um dahinter ihr von seligen Thränen überfluthetes Angesicht zu bergen, und wie der Beifall so großartig und machtvoll gleich einer Siegeshymne daher rauschte, flüsterte sie: ich wußt' es, ja, ich wußt' es! Das wahrhaft Große und Schöne muß doch zuletzt den Sieg davon tragen!

Auch in der kaiserlichen Loge hatte die allgemeine Begeisterung gezündet. Kaiser Franz hatte mehr als einmal sein Bravo gerufen und laut schallend applaudirt, und Maria Theresia selbst hatte es einen Moment wie einen grauen Schleier über ihre Augen dahinziehen gefühlt. Aber sie schüttelte mit stolzer Würde diesen Schleier fort und sagte fast unwillig: es klingt wohl

Alles recht schön und wundervoll. Aber es ist doch eine heidnische und unchristliche Oper, in der niemals von Gott, sondern immer nur von den Göttern die Rede ist!

Isabella sagte nichts. Sie hatte das große Bouquet von duftenden Rosen, das ihr Joseph heute, der rauhen Winterszeit zum Trotz, gebracht hatte, von ihrem Busen genommen, und drückte es an ihr Angesicht, um die Blumen ihre Thränen trinken zu lassen. Ihr Gemahl sah die hellen Tropfen, die im Schimmer der Kerzen wie Diamanten auf den Blättern der Rosen funkelten. Er nahm sanft das Bouquet aus den Händen Isabellens und küßte die Thränen von den Blumen fort, dann neigte er sich zu Isabellen hin. Weine nicht, meine Isabella, flüsterte er leise und zärtlich, jede Deiner Thränen fällt wie eine schwere Last auf mein Herz und macht mich beklommen und angstvoll. Trockne Deine Augen, meine Geliebte, Du Kaiserin meines Herzens. Dereinst sollst Du auch vor der Welt eine Kaiserin sein, und dann werden Deine Völker zu Dir aufjauchzen, wie ich es thue, und dann wirst Du die Macht haben alle Thränen zu trocknen und alles Leid verschwinden zu machen, und alle Menschen werden Dich segnen und preisen, wie ich es thue, und —

Ein lautes Donnern des Beifalls übertönte die Stimme Josephs. Die Oper war zu Ende, und das entzückte Publikum rief mit jauchzendem Beifallsgruß den Ritter Gluck, den Schöpfer des musicalischen Drama's.

VII.

Auf Wiedersehen nach drei Jahren.

Der Krieg war zu Ende. Ganz Wien jauchzte vor Wonne und Genugthuung. Der Krieg, welcher seit sieben Jahren so viel Blut, so viel Menschen und so viel Geld gekostet, er war zu Ende, und Oesterreich hatte Frieden gemacht mit Preußen.

Keiner von Beiden hatte bei diesem jahrelangen Krieg etwas Anderes gewonnen, als ruhmwürdige Siege, ehrenvolle Narben und das Bewußtsein der Stärke und des Muthes seines Gegners. Beide hatten sie viel materielle Verluste zu beklagen, welche viele Jahre lang noch als schmerzvolle und kostbare Rückerinnerung sie belasten mußten. In Oesterreich hatte man, um die Kriegskosten zu decken, das Papiergeld erfunden und das Land mit Millionen von „Coupons" überschwemmt. In Preußen hatte man zu gleichem Zweck Millionen schlechten Geldes

geprägt, und den Beamten statt des Gehaltes sogenannte „Beamtenscheine" gegeben, welche man nach Beendigung des Krieges in dem schlechten Gelde, das bald darauf außer Cours gesetzt ward, zahlte. Aber Preußen hatte das gewonnen, daß Oesterreich es in seinen Rechten überhaupt und seinem Besitz von Schlesien insbesondere anerkannte, und Oesterreich dagegen hatte von dem König von Preußen die Zusicherung erhalten, daß er dem Erzherzog Joseph seine Kurstimme zur römischen Königswahl geben werde, und sich anheischig machte die Anwartschaft des Hauses Oesterreich auf das Herzogthum Modena zu fördern und zu unterstützen.

Ganz Wien, wie gesagt, jubelte vor Wonne über den endlich erlangten Frieden und zog den heimkehrenden narbenbedeckten Kriegern mit frohen Liedern, mit Eichenzweigen und Lorbeerkränzen entgegen. Ueberall athmete man auf, entwarf man Pläne, um nach so bangen Sorgen und Aengsten nun auch in vollen Zügen die Segnungen des Friedens genießen zu können.

Aber während das österreichische Volk lachte und jubelte, während die Sonne des Glücks strahlend und hell wieder über Oesterreich aufgegangen zu sein schien, begann eine düstere, unheilsvolle Wolke sich über die Kaiserburg hernieder zu senken und ihre trüben Schatten

über die sonst so heitern und glücklichen Gesichter zu werfen.

Es fehlten nur noch wenige Monate, daß man den dritten Jahrestag der Vermählung des Erzherzogs Joseph mit der Infantin Isabella zu feiern hatte, und schon begannen die jungen Erzherzoginnen, mit Begierde jede Gelegenheit zu heitern Festen ergreifend, von den vielerlei Plänen zu sprechen, die sie für diesen Tag ersonnen hatten. Aber Isabella selbst hatte für diese lachenden Zukunftsträume nur ein trauriges Lächeln und ein zweifelndes Kopfschütteln. Ihr Antlitz ward immer ernster und kummervoller und nur, wenn ihr Gemahl an ihrer Seite war, vermochte sie noch diesen äußern Anschein von Heiterkeit und Frohsinn zu bewahren, nur dann gewann sie es über sich zu lachen und zu scherzen, und dann erklangen die Saiten ihrer Violine, ließ sie ihre schlanken Finger mit Kunstgewandtheit über die Tasten fahren. Aber allein mit ihren Damen, oder in Gesellschaft mit den Erzherzoginnen und der Kaiserin war sie ernst und trübe, bemühte sie sich, Alle vorzubereiten auf ihren Tod, der nun, wie sie sagte, in einigen Wochen erfolgen werde.

Du glaubst es also wirklich, meine Tochter? fragte die Kaiserin schmerzvoll, als Isabella ihr einst mit feier-

lichem Ernst wieder ihren nahen Tod prophezeiht hatte. Du willst uns also wirklich verlassen?

Ich will nicht, sagte sie leise, aber ich muß. Es ist Gott, welcher mich abruft und mich zu sich nimmt.

Und woher weißt Du, daß er Dich rufen wird?

Isabella schwieg einen Moment, dann hob sie ihre gesenkten Blicke mit einem unaussprechlichen Ausdruck zu dem Antlitz der Kaiserin empor. Ein Traum hat es mir verkündet, sagte sie, ein Traum, den ich nimmer und nimmer vergessen kann und an den ich glaube mit der ganzen Kraft meiner Seele!

Ein Traum? sagte die fromme Kaiserin leise vor sich hin. Es ist wahr, Gott spricht oft zu den Menschen in ihren Träumen und was er ihre wachenden irdischen Augen nicht sehen lassen kann, das zeigt er ihnen im Traum. Und was sah'st Du denn in Deinem Traum, Isabella?

Die Infantin zögerte wieder und blickte sinnend vor sich hin. Was ich sah? flüsterte sie dann. Es giebt Gesichte, für die es keine Worte und keinen Ausdruck giebt, die nach Außen nimmer zum Bilde sich gestalten lassen, aber innen in unsern Herzen mit unverlöschlichen Farben sich eingebrannt haben. Was ich sah? Ich sah ein brechendes, geliebtes Auge, ich sah eine kaum noch

zuckende, noch athmende Leiche, ich lag aufgelöst in Schmerz und Pein neben der sterbenden Gestalt meiner — meiner Mutter. Ich flehete zu ihr, mich nicht zu verlassen, mich mit sich zu nehmen in den Tod. Oh Madame, die Gebete der Verzweiflung haben selbst über den Tod noch Gewalt und vermögen die entflatternde Seele fest zu halten. Ich schrie, ich weinte, ich jammerte so lange, bis die sterbende Gestalt wieder Leben gewann, bis die gebrochenen Augen sich wieder mit hellem Liebesblick mir öffneten, bis die schon erkalteten Lippen sich wieder bewegten, bis die Leiche sich aufrichtete und mich ansah, mich, die ich in Jammer und Pein neben ihr kniete.

Entsetzlich! rief die Kaiserin. Und Du erwachtest nicht vor Grauen und Angst bei diesem furchtbaren Traum?

Nein, ich erwachte nicht, und es war mir, als ob dieses Alles Wahrheit und Wirklichkeit sei. Ich erwachte nicht, ich sah die Leiche sich erheben, mich anschauen, ich hörte die Worte, die sie mit hohler, in Seufzern sich verlierender Grabesstimme zu mir sprach. Diese Worte: auf Wiedersehen in drei —

Sprich nicht weiter, nicht weiter, murmelte die Kaiserin bleich und angstvoll, indem sie sich bekreuzte. Du

sprichst mit so überzeugender Wahrheit, daß selbst ich einen Moment den Traum mit der Wirklichkeit verwechselte. An welchem Tage hattest Du diesen Traum?

In den Herbsttagen des Jahres 1760, Majestät.

Die Kaiserin erwiderte nichts, sie drückte einen Kuß auf die Stirn der Infantin, und verließ dann hastig das Zimmer, um in ihre Gemächer zurückzukehren.

Ich will beten, beten! murmelte sie angstvoll und mit Thränen in den Augen. Vielleicht, daß Gott gnädig ist und Erbarmen hat!

Sie befahl die Wagen vorfahren zu lassen, und fuhr nach der Stephanskirche, um dort unten in der Kapelle an den Gräbern ihrer Ahnen auf ihre Kniee niederzusinken zu stundenlangem Gebet.

Von diesem Tage an war Maria Theresia traurig und still, beobachtete sie mit sorgenden Blicken das Antlitz Isabellens, als suche sie in demselben mit angstvoller Pein die Lineamente, welche das Nahen des Todes verkündeten. — Aber Wochen vergingen, schon war der Oktober heran gekommen, und Isabellens Prophezeihung begann jetzt Allen als eine belächelnswerthe Phantasterei zu erscheinen. Nur die Kaiserin stimmte nicht ein in die Hoffnungen der Uebrigen. Nur sie blickte immer noch

mit angstvoller Sorge auf das ernste, melancholische Antlitz der Infantin hin.

Du hast aus der Kaiserin eine Proselytin gemacht, sagte die Erherzogin Christina lächelnd zu Isabellen, als sie eines Tages sich allein mit ihr in ihrem Kabinet befand. Sie glaubt wirklich an Deine Prophezeihung, obwohl Du niemals blühender und gesunder ausschautest, als eben jetzt!

Und Du glaubst mir immer noch nicht, Christina? fragte Isabella, zärtlich ihren Arm um Christinens Nacken legend. Du, meine Freundin, meine Vertraute, Du hast den grausamen Muth zu zweifeln, und mir zu wünschen, daß ich die Last dieses Geheimnisses, dieser Schmerzen, dieser Verstellung noch länger durch meinen verödeten, düstern Lebenspfad dahin schleppen soll?

Ich habe den frommen Muth, an die Güte Gottes, und, Isabella, an die Güte Deines eigenen Herzens zu glauben! Diese drei Jahre werden vorübergehen, und wenn Du erkannt hast, daß diese sogenannte Prophezeihung wirklich nichts weiter war als ein Traumgesicht Deiner Verzweiflung, dann wird Dein Herz sich dem Vertrauen, dem Glück öffnen, dann wird ein neues Leben, eine neue Zukunft sich Dir erschließen, dann wirst Du endlich die Liebe meines armen beklagenswerthen Bruders er=

widern, und nicht aus großmüthiger Selbstüberwindung, sondern aus wahrer Neigung wirst Du dann Dich bemühen, ihn glücklich zu machen.

Ich wollte, Du sprächst die Wahrheit, sagte Isabella traurig. Wäre mein Herz der Liebe fähig, so würde ich Ihn geliebt haben, Ihn, dessen edle, vertrauensvolle Liebe mein Stolz und meine Qual zugleich gewesen ist. Glaube mir, Christina, ich habe viel gelitten in diesen kurzen Jahren meiner Ehe, ich habe in Verzweiflung gerungen mit meiner Pein, ich wollte meine Vergangenheit überwinden, ich wollte wieder leben, leben und des Glückes genießen, aber es war umsonst. Mein Herz war gestorben, ich konnte es nicht wieder erwecken, ich konnte nur schweigen, nur dulden und warten.

Mein Gott, rief Christina, wider ihren Willen von der zuversichtlichen Todesahnung Isabellens mit fortgerissen, ist denn nichts im Stande, Dich an diese Erde zu fesseln? Wenn Deines Gemahls Liebe Dich nicht rührt, denkst Du denn zum Mindesten nicht an Dein Kind? Kannst Du denn wirklich so gleichgültig und so kalt sein, Dein Kind verlassen zu wollen?

Du glaubst wirklich, daß ich Euch mein Kind lassen werde? fragte Isabella fast erstaunt. Oh nein, nein,

Ihr werdet sie höchstens sechs bis sieben Jahre haben, dann wird sie zu mir kommen*).

Oh Isabella, Isabella, ich kann's nicht fassen, daß Du uns entrissen werden sollst, rief Christina mit hervorstürzenden Thränen, und die Infantin fest in ihre Arme schließend, als wolle sie sie an ihrer lebensvollen Brust schützen gegen die Berührung des Todes. Bleibe bei uns, Isabella, verlaß mich nicht. Mein Gott, ich liebe Dich ja so grenzenlos!

Schluchzen erstickte ihre Stimme, keines Wortes mehr mächtig, neigte sie ihr Haupt auf Isabellens Schulter und weinte laut. Die Infantin beugte sich über sie und küßte sie, und flüsterte ihr Worte der Liebe zu, und bat sie mit inniger Zärtlichkeit, nicht zu weinen, ihr für die wenigen letzten Lebenstage noch den Sonnenschein ihres Lächelns, ihres Frohsinns zu gönnen.

Und Christina unterdrückte schnell ihr Schluchzen und Weinen, und lehnte nun still und matt ihr Haupt noch an Isabellens Schulter.

Beide schwiegen sie; eng umschlungen sich haltend,

---

*) Der Infantin eigene Worte. Diese ganze Unterredung Isabellens mit Christinen ist historisch, und das Wunderbarste dabei ist, daß diese Prophezeihung Isabellens über den Tod ihres Kindes sich erfüllte. Die kleine Erzherzogin, ihre Tochter, starb im noch nicht vollendeten siebenten Jahre. Wraxall Th. II. S. 395.

standen sie da, mit trauervollem Herzen, mit bleichen Angesichtern, zwei Erzherzoginnen, beide in der Fülle der Schönheit, des Glückes, der Jugend, und Beide doch so voll Kummer und Schmerzen, Beide doch so gebeugt in Gram und Sorge!

Eine tiefe, heilige Stille umgab sie, ihre Lippen, welche sich leise bewegten, flüsterten vielleicht Gebete zu Gott empor. Auf einmal ward dieses feierliche Schweigen durch das tiefe, volltönende Schlagen der großen Uhr, welche auf dem Kamin stand, unterbrochen. Isabella erbebte und hob ihr bleiches Antlitz empor, um mit entsetzten Blicken nach der Uhr hinzustarren.

Seit vielen Monaten hatte die Uhr nicht geschlagen, man hatte schon den Uhrmacher kommen lassen, und er hatte erklärt, das Werk sei in Unordnung und bedürfe einer Restauration. Aber Isabella hatte sich nicht entschließen können, die Uhr fortzugeben; es war eine Erinnerung an ihre Heimath, an ihre Mutter, in deren Cabinet sie immer gestanden; sie hatte daher es vorgezogen, die Uhr auf ihrem Kamin zu behalten, wenn auch ihr Klang verstummt war, wenn sie Isabellen auch nicht mehr die Stunden verkündete.

Seit vielen Monaten hatte diese Uhr nicht geschlagen, jetzt schlug sie. Rastlos, immerfort, gleichmäßig und

volltönend brummte sie mit ihrer schnarrenden Metallstimme durch die Stille, rastlos, athemlos klang ihr Geläute durch das Schweigen.

Isabella riß sich bleich und zitternd aus Christinens Armen empor, und die Hand nach der Uhr ausstreckend, rief sie entsetzt: Christina, das ist das Signal, das mich von hinnen ruft*)!

Und außer sich, in sich erschauernd vor bangem Grausen, that sie einige Schritte rückwärts, als wolle sie versuchen, zu entfliehen.

Die Uhr schlug immerfort, gleichmäßig, ruhig. — Komm, komm, laß uns hinausgehen, flüsterte Christina mit bleichen, bebenden Lippen.

Ja, komm, hauchte Isabella dann!

Sie streckte den Fuß aus, um zu gehen, aber sie vermochte es nicht! Es schwindelte vor ihren Blicken, ihre zitternden Füße trugen sie nicht länger, sie brachen zusammen, und Isabella sank auf ihre Kniee nieder.

Christina stieß einen Schrei aus und wollte nach Hülfe eilen. Aber Isabella hielt sie zurück. Es geht zu Ende, hauchte sie leise. Ich fühle meine Sinne schwinden. Höre, höre meine letzten Worte. Wenn ich

---

*) Historisch. Der Erzherzogin eigene Worte. Wraxall. S. 397.

gestorben bin, wird Dir meine Oberhofmeisterin einen Brief geben, den ich heute für Dich geschrieben. Schwöre mir zu thun, was ich in diesem Briefe von Dir fordere.

Ich schwöre es, bei Allem, was mir heilig ist! sagte Christina feierlich.

Es ist gut, hauchte sie leise. Jetzt rufe die Aerzte! — —

Furchtbare Tage und Stunden waren es, welche jetzt folgten, Tage solcher Qual und solchen Jammers, wie das menschliche Herz sie wohl zu erdulden, die menschliche Sprache sie nicht zu schildern vermag.

Auf den Ruf der jungen Erzherzogin eilten die Dienerinnen herbei. Man trug die besinnungslose, fieberglühende Infantin auf ihr Lager, man rief die kaiserlichen Leibärzte. Die Kaiserin selber führte den berühmten Arzt van Swieten an das Lager Isabellens, an welchem Joseph bleich und bewegungslos saß, fest die starren, thränenlosen Blicke auf die Geliebte gerichtet, die jetzt zum ersten Mal ihm nicht zulächelte, den Druck seiner Hand nicht erwiderte, und stumm blieb bei seinen flehenden, klagenden Worten.

Van Swieten beugte sich über die Kranke, die mit weit geöffneten Augen, mit glühenden Wangen, mit hoch-

athmender Brust da lag. Er untersuchte ihren Puls, er legte die Hand auf ihre feuchte Stirn, auf ihr bald stockendes, bald heftig hämmerndes Herz. In athemlosem Schweigen standen Alle um ihn her. Die Kaiserin hatte die Hände gefaltet und betete. Der Erzherzog hatte das Auge von seinem Weibe zu dem Arzt emporgehoben, seine ganze Seele lag in dem Blick, mit welchem er ihn anschaute.

Van Swieten schwieg noch immer, er setzte seine Untersuchung fort. Er bedeutete die leise weinenden Dienerinnen, die Füße Isabellens zu entkleiden, und neigte sich dicht über sie. Als er sich wieder emporhob, sah Joseph, welcher ihn immerfort anstarrte, daß das ernste, unerschütterliche Antlitz van Swietens bleich geworden war.

Doctor, sagte er mit flehender Stimme, Doctor, sagen Sie nicht, daß sie sterben muß. Sie haben schon so Vielen das Leben gerettet, retten Sie mir mein Weib, und nehmen Sie dafür Alles, was ich habe und bin. Retten Sie mir mein Weib.

Van Swieten antwortete nicht, er trat wieder an das obere Ende des Lagers und betrachtete wieder aufmerksam das Gesicht Isabellens. Ihre Wangen waren jetzt noch tiefer geröthet, und brannten hier und da in

einzelnen dunklen Flecken. Van Swieten sah es, und faßte mit ungewohnter Hast nach Isabellens Händen, die Joseph fest mit den seinen umklammert hielt.

Lassen Sie mir ihre Hände, murmelte Joseph, und ehe er sie los ließ, neigte er sich nieder und küßte sie.

Der Doctor schaute mit ernst forschenden Blicken auf diese schmalen Hände hin, die sonst so durchsichtig weiß gewesen, und jetzt auch von der Gluth des Fiebers geröthet waren. Er wandte die Hand um und betrachtete die innere Handfläche, er schob die Finger auseinander und untersuchte mit prüfendem Auge die Zwischenräume.

Doctor, aus Erbarmen sprechen Sie! flehte der Erzherzog. Mein Gott, sehen Sie denn nicht, daß ich sterben muß vor Angst, wenn Sie nicht sprechen, wenn Sie mir nicht sagen, daß Sie meine Isabella retten wollen!

Die Kaiserin betete nicht mehr. Als sie gesehen, wie der Arzt die Hände der Kranken nahm, um sie zu untersuchen, hatte sie einen dumpfen Schrei des Entsetzens ausgestoßen, und ihr Antlitz mit ihren Händen verhüllend, weinte sie leise vor sich hin. Um das Bett knieten die Dienerinnen Isabella's, die thränenumdüsterten Blicke auf den Arzt geheftet, von dessen Lippen sie jetzt den Ausspruch über Leben und Tod erwarteten.

Van Swieten legte jetzt sanft die Hände Isabellens wieder auf die Kissen nieder. Dann schob er leise die Spitzenumhüllung ihres Gewandes auf ihrer Brust auseinander, aber, als habe er genug gesehen, verhüllte er sie rasch wieder und richtete sich empor.

Seine Augen, welche bis jetzt die Blicke Joseph's vermieden hatten, begegneten ihnen jetzt mit dem Ausdruck tiefen, schmerzlichen Mitgefühls.

Sprechen Sie, murmelte Joseph mit zuckenden, farblosen Lippen, sprechen Sie, ich habe Muth zu hören.

Es ist meine Pflicht zu sprechen, sagte van Swieten feierlich, meine Pflicht, zu fordern, daß sowohl ihre Majestät die Kaiserin, als auch der Erzherzog sofort dies Gemach verlassen. Die Frau Erherzogin hat die Pocken!

Maria Theresia stieß einen Schrei aus, und sank besinnungslos zusammen. Aus dem anstoßenden Zimmer stürzte der Kaiser herein, und hob, unterstützt von dem Arzt, die ohnmächtige Gemahlin in einen Fauteuil empor, und winkte den Dienerinnen, ihm zu helfen, daß man sie hinaus trüge.

Joseph achtete auf das Alles nicht. Er war bei den Worten des Arztes wie vom Blitz zerschmettert zu-

sammengebrochen, und ruhte mit dem Oberkörper auf dem Lager Isabellens.

Erzherzog Joseph, rief van Swieten feierlich, im Namen Ihrer heiligen Pflichten, im Namen Ihrer Mutter und Ihrer Geschwister, im Namen der Völker, deren Kaiser Sie dereinst sein werden, beschwöre ich Sie, verlassen Sie dieses Gemach, welches jetzt schon von der furchtbarsten aller Krankheiten verpestet ist!

Joseph richtete sich mit einer raschen Bewegung empor, ein wildes, freudiges Lachen zuckte durch sein blasses Gesicht. Oh, sagte er mit schwerer, lallender Zunge, ich bin ein glücklicher, beneidenswerther Mann! Ich habe die Pocken schon gehabt; ich bin gesichert gegen die Ansteckung. Ist das nicht beneidenswerth, sagen zu können, ich habe die Pocken schon gehabt? Ich werde wenigstens das Recht haben, an ihrem Lager zu bleiben, sie zu pflegen, sie zu bewachen, bis sie entweder genesen, oder gestorben ist!

Aber, wagte der Arzt mit leiser Stimme zu sagen, Sie werden die Ansteckung von diesem Zimmer zu der Kaiserin und den Erzherzoginnen tragen.

Ich werde dieses Zimmer nicht verlassen, Doctor, sagte Joseph entschieden. Es wird also durch mich Niemand angesteckt werden. Sagen Sie nichts mehr, denn

es ist umsonst. Ich werde Isabella pflegen, ich werde immer an ihrer Seite sein, bis —

Mehr sagte er nicht, seine Stimme erstickte in Thränen, er legte seine Hände vor sein Angesicht, um sie zu verbergen, aber sie quollen zwischen den Fingern hervor, und fielen in hellen brillantenen Tropfen auf das Lager Isabellens nieder.

Van Swieten hatte nicht den Muth ihm noch länger Widerstand zu leisten, und der Erzherzog blieb. Er blieb, um sein Weib mit nie ermüdender Geduld, mit rührender Zärtlichkeit zu pflegen.

Isabella wußte es nicht, ihre starren, weitgeöffneten Augen waren immer auf ihn gerichtet, aber sie erkannte ihn nicht; sie sprach zu ihm, sie richtete an ihn Worte voller Zärtlichkeit und Liebe, Worte einer glühenden, seligen Leidenschaft, wie Joseph sie nimmer von ihr vernommen, Worte voll Gluth und Entzücken, aber indem sie so zu ihrem Gemahl sprach, gab sie ihm einen andern fremden Namen, nannte sie ihn nicht Joseph, sondern Ricardo, und indem sie ihm ihre glühende Liebe gestand, warnte sie ihn vor der Rache und dem Zorn ihres Vaters. Zuweilen auch in ihren Fieberphantasieen meinte sie vor sich eine blutige Gestalt zu sehen, bei deren Anblick sie in herzzerreißenden Jammer, in verzweif-

lungsvolle Klagen ausbrach, zu der sie flehte ihr den Tod zu geben, sie mit sich zu nehmen in das Grab. Dann schien sie mit Entsetzen der Stimme eines Andern zu horchen, und rief, ihre blutenden, entstellten Hände in einander ringend: oh mein Gott, mein Gott, welch eine furchtbare Marter! Drei Jahre! Drei Jahre der Qual! Erst auf Wiedersehen in drei Jahren!

Ihr Gemahl achtete wenig auf diese wilden, phantastischen Erscheinungen und Träume ihrer Fieberphantasieen, er hörte nicht auf den Sinn ihrer Worte, sondern nur auf die Musik ihrer Stimme. Diese Stimme war das Einzige, an dem er seine geliebte, seine angebetete Isabella noch wieder zu erkennen vermochte, diese Stimme war noch so schmelzend und weich wie in den Tagen ihrer Schönheit und Gesundheit, alles Andere war verschwunden, das schöne, liebreizende, anmuthige Weib hatte sich in eine elende, geschwollene, mit Blut und schwärenden Wunden bedeckte grauenhafte Gestalt verwandelt.

Aber auf einmal, an dem sechsten Tage ihrer Krankheit, richtete diese Gestalt, welche so lange unbeweglich im Delirium der Schmerzen und des Fiebers dagelegen, sich empor, auf einmal schlug Isabella die Augen auf, und wandte sie mit dem Strahl des Verständnisses auf Joseph hin.

Lebewohl, Joseph, hauchte sie leise, lebewohl. Es ist vollbracht; ich sterbe!

Nein, nein, Du stirbst nicht, rief er in Thränen ausbrechend, und sich über sie neigend. Du kannst nicht so grausam sein, mich zu verlassen. Oh Isabella, meine Geliebte, mein Weib, geh nicht von mir!

Weine nicht, sagte sie traurig, klage nicht um mich, sondern vergiß mich, und verzeihe mir! — Und als Joseph, von Schmerz überwältigt, schwieg, wiederholte sie dringender: verzeihe mir, Joseph, sag', daß Du mir verzeihst, damit ich ruhig sterben kann.

Ich Dir verzeihen! rief er schluchzend. Ich, der Dir nur zu danken hat, der durch Dich das Leben, die Liebe und das Glück erst kennen gelernt hat, ich, dem Du die letzten drei Jahre des Lebens zu einem goldenen Sonnentraum verklärt hast!

Du warst also glücklich, fragte sie, glücklich durch mich?

Ich war glücklich, ich bin es, wenn Du bei mir bleibst!

Nun denn, hauchte sie leise, so darf ich ruhig sterben! Er war glücklich, ich habe meine Pflicht erfüllt, ich habe gesühnt!

Sie sank tief seufzend auf ihr Lager zurück. — Eine

lange, schauerliche Stille trat ein. — Auf einmal hörten die im Nebenzimmer Versammelten einen furchtbaren, gellenden Schrei. Als sie in das Krankenzimmer eintraten, war Isabella gestorben, und Joseph lag besinnungslos auf seinen Knieen vor ihrem Lager*)!

---

*) Diese mysteriöse und wunderbare Geschichte der Infantin Isabella von Parma ist keine müßige und willkürliche Roman-Erfindung, sondern sie beruht auf Thatsachen, die von allen in jener Periode lebenden Geschichts- und Memoirenschreibern erwähnt werden. Karoline Pichler, deren Mutter in der Zeit von Isabellens Tode noch Kammerfrau der Kaiserin war, erzählt auch die Geschichte von der wunderbaren Prophezeihung, nach welcher die Prinzessin anfangs in drei Stunden, dann in drei Tagen, drei Wochen, drei Monaten, zuletzt in drei Jahren ihren Tod erwartete, und fügt hinzu, daß sie in der That noch vor Ablauf der drei Jahre gestorben sei, „in den Armen ihres verzweifelnden Gemahls." (Karol. Pichler Denkwürdigkeiten, Th. I. S. 140). — Am ausführlichsten sind die Nachrichten, welche Wraxall, ein englischer Tourist, welcher in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Wien besuchte, und durch seine vornehme Geburt und seine Verbindungen und Empfehlungen Gelegenheit hatte bei Hofe und in den angesehensten aristocratischen Kreisen zu verkehren, über Isabella von Parma und ihr mysteriöses Schicksal giebt. Selbst der sonst so strenge und ernste englische Geschichtsschreiber Coxe hat es nicht verschmäht, diese von Wraxall gegebenen Nachrichten zu benutzen und sich auf sie zu berufen. (Coxe: History of Austria Vol. V. S. 395). Wraxall aber vernahm Alles, was er erzählt, aus dem Munde der angesehensten und glaubwürdigsten Herren und Damen des Hofes, und selbst die Erzherzoginnen bestätigten ihm die Wahrheit dieser traurigen und wunderbaren Geschichten, die er in seinen Memoiren mittheilt. Er fügt alsdann hinzu: „Nach einer so genauen Erzählung der Umstände, welche dem Tode von des Kaisers erster Gemahlin voran gingen und ihn begleiteten, fühle ich meinerseits nun noch die Verpflichtung meine Ansicht darüber hinzuzufügen, über den Grad der Glaubwürdigkeit, die man denselben zugestehen darf. In der That, wenn menschliche Zeugnisse eine Thatsache beweisen können,

so sind die strengsten Beweise für die Prophezeihung der Infantin vorhanden, namentlich die Zeugnisse der Kaiserin Königin selbst, der Erzherzoginnen und mehr als der Hälfte der Damen des Hofes. Es scheint schwer irgend einen Grund zu vermuthen, oder anzugeben, weshalb diese Alle sich oder Andere so hätten täuschen sollen. Aber man muß freilich der Leichtgläubigkeit und dem Aberglauben Einiges beimessen. Auch muß man in Betracht ziehen, daß die Infantin von Parma, gleich viel aus welcher Ursache, sehr nervöser und melancholischer Gemüthsart war, und immer den Tod vor ihrer gereizten Phantasie erblickte. Unter dem Einfluß dieser Melancholie sagte sie, daß sie in kurzer Zeit sterben, und daß ihre Tochter ihr bald nachfolgen werde. Wären ihre Prophezeihungen nicht eingetroffen, so würde man sie verlacht und vergessen haben. Aber ihr zufälliges Eintreffen gaben ihnen Berühmtheit. — Isabella hatte das melancholische Temperament ihres Großvaters Philipp V. von Spanien geerbt, und ihre Schwermuth absorbirte zuletzt alle andern schönen und edlen Eigenschaften ihres Characters. Keine Vergnügungen, keine Bemühungen Derjenigen, welche sie umgaben, konnten diesen Trübsinn, der sich, statt sich mit der Zeit zu verringern, immer mehr zu steigern schien, sänftigen. In ihrer ganzen Geschichte ist etwas Räthselhaftes, Mysteriöses, das nicht zu ergründen und ganz geeignet ist Neugierde zu erregen und Theilnahme zu erwecken. Der Erzherzog liebte sie leidenschaftlich, und gab ihr täglich Beweise davon. Wenn sie im Theater oder sonst wo im Publikum erschien, ermangelte er nie sie zu begleiten, trug gewöhnlich ihren Mantel über seinen Arm geschlagen, und bewies durch alle seine Handlungen, wie sehr ihm ihr Glück am Herzen liege. Die Infantin hingegen benahm sich gegen ihn mit großer Aufmerksamkeit, obwohl anzunehmen ist, daß ihr Herz ungerührt und unempfindlich bei allen diesen Beweisen seiner Leidenschaft blieb. Wenn sie in Gesellschaft, oder im Publikum erschien, bemühte sie sich heiter und froh zu erscheinen, aber sobald sie in ihre Gemächer zurückgekehrt war, versank sie wieder in Trauer und Melancholie. (Wraxall. Memoirs of the Courts of Vienna etc. Th. II. S. 387—398). Diesen Nachrichten über die Infantin fügt Wraxall noch hinzu, daß ihr Vater Don Philipp von Parma, wie man allgemein erzählte, im Jahre 1766 auf einer Jagd, auf der er sich verirrte, von seinen eigenen Hunden getödtet und halb aufgefressen sei. —

VIII.

Che faro senza Euridice.

Die Sterbeglocken waren verhallt, die Leichenfeierlichkeiten waren beendet. Isabella von Parma ruhte zu St. Stephan in der Kaisergruft; der Stein war wieder über die Gruft geschoben, und die kaiserliche Familie war wieder in die Burg zurückgekehrt.

Joseph hatte den Trauerfeierlichkeiten nicht beigewohnt, er hatte, seit man ihn damals bewußtlos von dem Sterbelager seiner Gemahlin fortgetragen, seine Zimmer nicht wieder verlassen. Während er in seinem Kabinet eingeschlossen, hatten seine Diener, welche angstvoll im Vorzimmer auf jedes Geräusch, jeden Ton aus dem Zimmer ihres Herrn lauschten, ihn auf und niedergehen hören, immerfort mit demselben raschen gleichmäßigen Schritt; mitten in der Nacht war dies Geräusch auf einige Stunden verstummt, aber am nächsten Morgen hatte

es wieder angefangen, hatte man wieder Stunde um Stunde den raschen gleichmäßigen unaufhaltsamen Schritt des auf und nieder Wandelnden gehört. Vergeblich war die Kaiserin selber an seine Thür gekommen, und hatte mit zärtlichen Worten gebeten, ihr zu öffnen, er hatte ihr keine Antwort gegeben, er war ruhig weiter gewandelt, immerfort auf und ab. So war ein zweiter Tag und eine zweite Nacht vergangen, und am Morgen des dritten Tages klopfte der Kaiser an die Thür seines Sohnes und meldete ihm, daß Alles zum Leichenbegängniß der Erzherzogin bereit sei, und daß man nur noch auf ihn warte, um die Ceremonie beginnen zu können.

Bei diesem Zuruf öffnete sich die Thür und der Erzherzog trat heraus. Sein Antlitz war geisterbleich, seine Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren glanzlos und trübe, seine fest zusammengepreßten Lippen zuckten, wie im verhaltenen Weinen. Ohne ein Wort zu sprechen, ohne ihn nur zu begrüßen, lehnte Joseph sich auf den Arm des Kaisers und schwankte, auf ihn gestützt, durch die lange Reihe der Weihrauch duftenden, schwarzausgeschlagenen Gemächer zu dem Todtenzimmer hin. Dort brannten hohe Wachskerzen, dort murmelten knieende Priester die Sterbegebete, dort stand der Sarg, dieser schwarze, fürchterliche Sarg, der Alles enthielt, was

Joseph geliebt, der sein Glück, seine Jugend, seine Hoffnungen unter seinem schwarzen Deckel eingeschlossen hatte. Als der Erzherzog diesen Sarg erblickte, stieg ein leises, schmerzvolles Wimmern aus seiner Brust empor. Er stürzte zu ihm hin, er breitete seine Arme über ihn aus und lehnte sein bleiches Haupt auf den Sargdeckel, der ihm sein Liebstes verhüllte. — In diesem Augenblick wurden die Flügelthüren geöffnet, und in dem angrenzenden Saal sah man die Kaiserin, umgeben von den Erzherzoginnen, Alle in langen schwarzen Trauergewändern, Alle die Häupter bedeckt mit schwarzen Schleiern, aus denen ihre bleichen, verweinten Gesichter hervorschauten. Und hinter der Kaiserin und ihren Kindern standen die Herren und Damen des Hofes, schwarzverhüllt und traurig, wie diese. — Der Erzherzog achtete auf das Alles nicht, er sah nicht, wie die Kaiserin jetzt, langsam den Saal durchwandelnd, die Schwelle überschritt, und in das Sterbezimmer eintrat. Er hielt immer noch den Sarg umfangen, sein Antlitz ruhte immer noch auf dem Sargdeckel, er sah nicht, wie die Priester sich erhoben, er hörte nicht, daß ihre Gebete beendigt waren, er murmelte leise Worte, die Niemand verstand, und die dennoch Thränen in die Augen des Kaisers und der Kaiserin trieben.

Maria Theresia näherte sich ihrem Sohn, sie neigte sich über ihn, und küßte sein Haar, und berührte mit ihrer Hand sanft seine Schulter.

Mein Sohn, sagte sie mit zitternder Stimme, richte Dich empor und sei ein Mann! Komm, laß uns ihr irdisch Theil begraben. Der Körper gehört der Gruft unserer Ahnen. Die Seele ist bei Gott und bei uns! Komm, mein Sohn, wir wollen dem Körper die letzte Ehre erzeigen, und ihn begleiten zur letzten Ruh!

Und während die Kaiserin sprach, begannen draußen die Glocken aller Thürme zu läuten, hörte man von der Straße her das dumpfe Wirbeln der Trommeln, und die laute dröhnende Stimme der Kanonen auf den Wällen, welche dem trauernden Wien verkündeten, daß der Leichenzug sich jetzt in Bewegung setze.

Komm, mein Sohn, sagte die Kaiserin noch einmal. Die Stunde der Feier ist gekommen!

Joseph richtete mit einem lauten Aechzen sich empor, er ließ seine traurigen, entsetzten Blicke in dem Gemach umherschweifen, er sah die Priester und die Knaben mit den Rauchfässern, er sah die im Hintergrunde des Zimmers zusammengedrängten, weinenden Dienerinnen Isabellens, er sah das mit schwarzen Trauergestalten angefüllte Nebengemach, er sah seine Aeltern, welche bleich

und traurig neben ihm standen, er hörte das Läuten der Glocken und das Wirbeln der Trommeln, und jetzt erst, jetzt in diesem fürchterlichen Moment schien er die Wahrheit und Wirklichkeit seines Unglücks, an das sein Herz immer noch nicht hatte glauben können, begriffen zu haben. Ströme von Thränen entstürzten seinen Augen, ein krampfhaftes Zittern durchbebte seine ganze Gestalt, und von dem Sarge rückwärts schwankend, sank er halb ohnmächtig in die Arme des Kaisers.

Eine tiefe, nur von Schluchzen und Seufzen unterbrochene Stille trat ein. Draußen klangen die Glocken, wirbelten die Trommeln, donnerten die Kanonen immerfort, und riefen den Sarg, der seiner Stätte in der Kaisergruft harrte.

Auf einmal richtete der Erzherzog sich wieder empor. Mit festem Schritt trat er wieder zu dem Sarge hin, und indem er sich über ihn neigte, und ihn küßte, nahm er eine der Rosen, die über denselben gestreut waren.

Lebewohl, Isabella, meine Geliebte, lebewohl, sagte er leise, und wieder küßte er den Sarg, dann richtete er sich empor, und seine großen Augen auf die Kaiserin heftend, sagte er mit zitternder Stimme: ich danke Ihnen, meine Mutter, daß Sie den Muth haben, diesen fürchterlichen Gang zu gehen, und Isabellen zu begleiten. Grüßen

Sie die Särge meiner Ahnen, und sagen Sie ihnen, daß niemals eine edlere und schönere Gestalt unter sie getreten, als diese Frau, welche Sie ihnen heute bringen.

Du willst uns nicht begleiten? fragte die Kaiserin erstaunt.

Nein, sagte er fast unwillig. Begrabt Ihr, was zu begraben ist, aber verlangt nicht, daß ich sehe, wo Ihr meine Isabella gebettet habt. Während Ihr die Todte begrabt, laßt mich zu der Lebenden sprechen!

Er wandte sich ab, ohne die Kaiserin, ohne den Sarg noch einmal anzuschauen, und wandelte langsam wieder durch die Reihe der Zimmer nach seinen Gemächern hin.

Lassen Sie ihn gehen, flüsterte der Kaiser, ich glaube, er würde sterben, wenn er dieser Ceremonie beiwohnen sollte!

Die Kaiserin seufzte tief auf, und winkte die Kammerherren herbei, welche den Sarg hinunter zu tragen hatten bis zu dem, von zwölf Pferden gezogenen Catafalk. Der Zug setzte sich in Bewegung.

Joseph, wie gesagt, war in seine Gemächer zurückgekehrt, und wieder hörte man in seinem Kabinet seinen rastlosen, unaufhaltsamen, gleichmäßigen Schritt. Es war grausig und schauerlich anzuhören in der tiefen

Stille ringsumher, es klang wie das laute Klopfen und Hämmern des Todtenwurms, der vielleicht schon im Begriff war, einen neuen Sarg zu hämmern für die Kaiserfamilie. Maria Theresia mindestens empfand es so, und dieses fürchterliche, ununterbrochene ruhelose Auf- und Niederwandeln ihres Sohnes ängstigte und marterte ihr Herz. Sie hatte, von der Leichenfeier heimkehrend, mit ihrem Gemahl und ihren Kindern sich zu Joseph begeben wollen, um ihn zu trösten mit ihrer Liebe und ihrer Theilnahme. Aber sie hatten seine Thür schon wieder verschlossen gefunden, und wieder waren die Bitten der Kaiserin, diese Thür zu öffnen, unerwiedert geblieben.

Es muß Etwas geschehen, um den Starrsinn seines Kummers zu brechen, sagte die Kaiserin angstvoll. Ich kenn' den Joseph, es ist eine heftige, unbändige Natur, heftig und treu in seiner Liebe und in seinem Haß. Hat sein Herz und sein Leben hingegeben an diese Frau, ach, und ich fürcht' jetzt, sie wird ihn nachziehn zu sich in die Gruft. Sag' mir, Franz, was soll ich thun, um ihn zu trösten? Wie wollen wir ihn herausbringen aus diesem dumpfen öden Zimmer, in welchem er auf- und niedergeht, wie der Löwe in seinem Käfig?

Gehen Sie noch einmal hin, und befehlen Sie

ihm, die Thür zu öffnen, er wird nicht den Muth haben, Ihrem Befehl zu trotzen, sagte der Kaiser, welcher es so sehr gewohnt war, seiner Gemahlin zu gehorchen.

Maria Theresia näherte sich wieder der Thür, und mit ihrer Hand anpochend, rief sie: mein Sohn Joseph, ich befehle Dir als Deine Kaiserin und Deine Mutter, die Thür zu öffnen!

Keine Antwort erfolgte, man hörte nichts als denselben ununterbrochenen gleichmäßigen Schritt.

Die Kaiserin stand horchend da, ihre Stirn verfinsterte sich, und heftig und unwillig trat ihr Fuß auf den Boden. Es ist umsonst, sagte sie dann, von der Thür zurücktretend, wir haben keine Gewalt mehr über ihn. Sein Kummer ist der einzige Gebieter, den er noch anerkennt, und der hat ihn störrisch gemacht selbst gegen seine Mutter.

Aber dies ist zu viel, rief der Kaiser empört. Es ist unmännlich und schwach, so zu klagen und zu jammern, und alle Welt seine Thränen und seinen Kummer sehen zu lassen.

So, meinen Sie das? fragte die Kaiserin, sehr bereit an dem Kaiser einen Blitzableiter ihres Unwillens gegen Joseph zu haben. Sie nennen es also unmännlich, wenn ein Mann um sein Weib jammert und klagt? In

Ihrer stolzen Manneswürde finden Sie es schwach, daß der Joseph alle Welt seine Thränen sehen läßt, die er doch nur vergießt um ein Weib? Glaub's wohl, daß der Herr Kaiser nicht so handeln würde, wie sein Sohn, bin's ganz überzeugt, daß er im ähnlichen Falle weit mehr Energie und Gemüthsstärke beweisen, und sich weit mehr als ein Mann zeigen würde! Aber bedenke der Herr Gemahl, daß der Joseph noch nicht die Reife und die Lebensweisheit seines Vaters hat, daß er noch ein armer, unverdorbener Jüngling ist, der schwach genug war, sein Weib grenzenlos zu lieben und ihr treu zu sein.. Das sind Fehler seiner Jugend, mit denen der Herr Kaiser Nachsicht haben muß!

Oh Majestät, sagte der Kaiser mit einem sanften Lächeln, ich wünsche nur, daß er diese Fehler niemals ablegen, und daß die Erfahrung und das Leben niemals sein Herz verhärten möge. Ich war auch nur unwillig, weil ich hörte, daß die Stimme Maria Theresia's nicht über meinen Sohn dieselbe Gewalt übte, wie sie sie seit meiner Jugend an über mich geübt, wie sie meine Leidenschaften beschwichtigt und gesänftigt, und mir Friede, Glück und Ruhe gegeben hat!

Die schnell versöhnte Kaiserin reichte ihm mit einem zärtlichen Liebesblick die Hand dar. Würd'st halt auch

so um mich trauern, Franzel? fragte sie weich. Würd'st auch nit hören auf die Stimme Deines Vaters und Deiner Mutter, wenn sie mich fortgetragen hätten von Dir? Brauchst nicht zu schwören und zu sagen, daß es so ist, ich weiß es doch! Wir haben uns geliebt, als wir noch Kinder waren, wir werden uns noch lieben, wenn wir Greise sind, und wenn Eins von des Andern Herzen gerissen wird, so werden wir klagen und weinen, wie der Joseph drinn. Darum wollen wir Nachsicht haben mit dem armen Sohn! Wollen ihn nicht schelten, sondern sehn, wie wir sein erstarrtes Herz weich machen können, daß es aufthaut in Thränen und in Liebe!

Wenn Ew. Majestät mir erlauben wollen, sagte die junge Erzherzogin Christina, aus dem Kreise ihrer Geschwister vortretend, so möchte ich es versuchen, seinen Schmerz zu lindern.

Und wie willst Du das angeben? fragte die Kaiserin ihre Lieblingstochter.

Ich habe ihm eine Mittheilung zu machen, sagte Christina ernst. Ich habe Isabellen schwören müssen, das, was ich ihrem Gemahl nach ihrem Tode sagen sollte, Niemand als ihm allein zu offenbaren. Aber ich weiß, es wird seinen Kummer lindern, und Isabella wußte es auch!

So versuche es, meine Tochter, ob Deine Stimme mehr Einfluß auf ihn übt, als die meine, sagte die Kaiserin. Ich aber will auch versuchen, durch ein Mittel, das schon als Knabe auf ihn zu wirken pflegte, seinen starren Schmerz zu brechen. Wir wollen ihn eine Musik hören lassen, welche Isabella liebte.

Sie ließ einen der Kammerherrn rufen, und gab ihm halbleise einige rasche, eilige Befehle. Man soll einen Hofwagen nehmen, sagte sie zum Schluß. In einer Viertelstunde muß er hier sein!

Der Kammerherr flog hinaus, und die kaiserliche Familie war jetzt wieder allein.

Jetzt, meine Tochter, sagte die Kaiserin, jetzt versuche, ob er Dich hören will!

Die junge Erzherzogin näherte sich der Thür und klopfte. Mein Bruder Joseph, sagte sie, ich bitte Dich, mir zu öffnen. Ich komme als die Abgesandte einer Todten, es ist Isabella, welche mich zu Dir schickt.

Sofort ward drinnen der Riegel zurückgeschoben, und in der geöffneten Thür sah man einen Moment Joseph's bleiches, vergrämtes Angesicht.

Tritt ein, sagte er mit einer einladenden Handbewegung zu Christinen. Sie folgte seinem Wink und trat in dies kleine Gemach, in welchem in den letzten

Tagen so viele Thränen vergossen, so viele Seufzer ausgestoßen worden.

Jetzt rede, sagte Joseph, sie athemlos vor Erwartung anstarrend. Was hat Dir Isabella gesagt? Mit was für einem Auftrag sendet sie Dich zu mir?

Seine Schwester schaute mit einem tiefen Schmerzgefühl in sein bleiches, kummervolles Gesicht, auf seine eingefallenen Wangen, auf seine großen hohlen Augen, die vom Weinen trübe und glanzlos geworden! Armer, armer Joseph, klagte sie leise, ich sehe es wohl, Du hast sie grenzenlos geliebt!

Er machte eine ungeduldige Bewegung. Beklage mich nicht, sagte er fast rauh. Es giebt Schmerzen, die zu groß und zu heilig sind, als daß man sie durch Mitleid und Klagen entweihen darf. Beklage mich nicht, sondern sage mir, was Isabella Dir aufgetragen, mir zu sagen!

Christina zögerte noch immer. Sie hatte ein unbestimmtes Gefühl, als wäre sie jetzt im Begriff, den Todesstreich nach seinem Herzen zu führen, als wäre der Trost, den sie ihm zu bringen habe, noch bitterer als der Kummer selbst, der an seinem Herzen nagte.

Rede, rede! rief Joseph ungeduldig. Wenn Du den Namen Isabella's nur als Vorwand genommen hast,

um zu mir zu kommen, so ist das ein grausames Spiel, das ich Dir nie verzeihen werde. Warum hast Du mich gestört in meinem Zusammensein mit ihr? Denn sie war bei mir, fuhr er mit einem leisen Lächeln fort, und starrte zu dem Divan hinüber, auf welchem sie einst in glücklichen und schönen Stunden so oft neben ihm gesessen. Sie saß da in ihrem weißen Gewande, mit dem Rosenbouquet am Busen, sie schaute mich an mit ihren zärtlichen, strahlenden Augen. Ich lag zu ihren Füßen, wie ich sonst gethan, und das Haupt an ihr Knie gelehnt, blickte ich zu ihr auf und lauschte auf die Worte, die wie himmlische Musik von ihren Lippen strömten.

Hat sie Dir je gesagt, daß sie Dich liebe? fragte Christina laut. Joseph zuckte zusammen, und schien wie aus einer Verzückung zu erwachen. Er hatte ganz vergessen gehabt, daß er nicht allein mehr sei, und nur mit sich selber hatte er zu sprechen geglaubt.

Hat sie Dir jemals gesagt, daß sie Dich liebe? fragte Christina noch einmal.

Er starrte sie an und schien nachzudenken. Ich entsinne mich nicht, daß sie es jemals mit Worten gethan, sagte er dann. Aber es bedurfte der Worte nicht. Ihre Liebe sprach zu mir aus jedem Blick und aus

jedem Lächeln, ich erkannte sie und war mir selig ihrer bewußt in Allem, was sie that und dachte. Ihr ganzes Leben war Liebe, ach, und ich habe sie verloren.

Du hast sie nicht verloren, denn Du hast sie niemals besessen, sagte Christina rasch.

Er schrak zusammen, und seine Stirn verfinsterte sich. Was sagst Du da? fragte er rauh.

Christina trat dicht zu ihm heran, und ihre beiden Hände auf seine Schultern legend, schaute sie ihm in's Angesicht, bis ihre Augen von Thränen umdüstert waren.

Ich sage, flüsterte sie mit bebender Stimme, ich sage, traure nicht länger, mein Bruder. Wirf Deinen Kummer zu der Todten in die Gruft. Denn die, um welche Du trauerst, die, welche Du die Deine nanntest, war dennoch niemals Dein! Isabella hat Dich niemals geliebt!

Das ist nicht wahr! rief Joseph entsetzt, das ist nicht möglich! Du lügst, Christina, Du lügst. Es ist eine jämmerliche, grausame Lüge, welche Ihr Euch ersonnen habt, um mich zu trösten.

Es ist die Wahrheit, sagte Christina feierlich, die Wahrheit, welche ich Isabellen geschworen habe, Dir zu sagen.

Joseph stieß einen dumpfen Schrei aus und sank halb bewußtlos auf den Divan nieder, vor welchem sie standen. Christina setzte sich neben ihm, und ihren Arm um seinen Nacken lehnend, sagte sie: mein Bruder, mein geliebter Bruder! Wende Dein Herz ab von der Todten, welche in der Kaisergruft schläft, wende es uns wieder zu, uns, Deinen Aeltern, Deinen Geschwistern, denn wir Alle lieben Dich, und Isabella hat Dich nie geliebt! Sie hat Deine Liebe nur geduldet!

Sie hat meine Liebe nur geduldet, murmelte er leise vor sich hin, und sein Haupt sank kraftlos auf seine Brust nieder. Auf einmal richtete er es hastig wieder empor, und heftete seine Blicke mit einem flehenden Ausdruck auf das schöne Antlitz seiner Schwester.

Christina, sagte er, bedenke wohl, was Du thust! Bedenke, daß ich Isabella geliebt mit der ganzen Kraft und Gluth meines Herzens, bedenke, daß sie für mich der Inbegriff alles Schönen, alles Guten und Tugendhaften ist. Suche nicht, mich zu trösten, indem Du mir den Glauben an das einzige Weib nimmst, welches ich geliebt habe, Du würdest mir damit den Glauben an alle Frauen, an alle Menschen überhaupt nehmen. An wen soll ich noch glauben, wenn nicht an sie? Wessen Liebe soll ich noch vertrauen, wenn ihre Liebe eine Lüge

gewesen! Oh Christina, Christina, es ist nicht wahr, aus Erbarmen, sage, daß Du mich betrügen wolltest, um mich zu trösten!

Nein, ich habe Dir die Wahrheit gesagt, um Dich zu heilen, sagte Christina. Isabella hat Dich niemals geliebt; wenn Du mir nicht glauben willst, so glaube ihren eigenen Worten!

Sie zog ein Papier aus ihrem Busen und reichte es Joseph dar. Es ist ein Brief, sagte sie, den ihre Oberhofmeisterin mir nach ihrem Tode übergeben hat, und den ich Isabellen in der letzten Stunde ihres Bewußtseins geschworen habe, treu und pünktlich zu besorgen. Ließ nun, was in dem Brief steht.

Joseph nahm das Papier und entfaltete es. Es ist ihre Handschrift, murmelte er leise, und er versuchte zu lesen, aber seine Hände zitterten so sehr, und seine Augen waren umschleiert von Thränen.

Lies Du, sagte er, Christinen das Blatt wieder darreichend, ich vermag es nicht!

Christina las: Meine Christina! Vertraute meiner Leiden, meines Kummers und meiner Selbstvorwürfe, höre meine letzte Bitte, die Bitte einer Gestorbenen. Dir übertrage ich es, Joseph zu trösten und aufzurichten. Die Lüge soll nicht über das Grab hinausgehen, und

seine edlen Thränen sollen nicht auf das Grab einer Unwürdigen fallen! Wenn er um mich weint, so gehe zu ihm, und sage ihm die Wahrheit, sage Alles, was Du von mir weißt, zeige ihm meine Briefe, sage ihm, daß er nicht um mich trauern soll, weil ich es nicht verdiene, weil ich ihn nie geliebt habe. Das ist meine letzte Bitte! Gehe hin und erfülle sie! Isabella.

Joseph hatte, während sie las, seine Hände über sein Antlitz gelegt, und leise ächzend ihr zugehört. So blieb er sitzen, auch als sie verstummt war, unbeweglich, das Haupt in seinen Händen begrabend, ächzend und wimmernd.

Auf einmal drangen aus dem Nebenzimmer sanfte melodische Töne zu ihnen herüber, erzitterte die Luft von weichen, klagenden Melodien; anfangs leise und flüsternd, dann immer lauter und mächtiger anschwellend durchrauschten sie das Gemach in ihren vollen harmonischen Weisen, ergriffen sie das Herz ihrer Hörer mit ihren wunderbaren Klängen.

Joseph ließ seine Hände von seinem Antlitz niedergleiten und lauschte. Er hatte diese Musik schon früher vernommen. Er kannte sie nur zu wohl! Er erinnerte sich jenes Abends im Opernhause, wo Isabella ihre Thränen in dem Rosenbouquet hatte verbergen wollen

und er sie von den Blumen fortgeküßt hatte. Er sah sie wieder vor sich in ihrer Schönheit und Lieblichkeit, mit diesen tiefen, unergründlichen Augen, die er so sehr geliebt hatte. Die Musik zauberte alle Erinnerungen, alles Glück und alle Liebe wieder zum Leben wach in ihm. Wie oft hatte er die rührenden, schmelzenden Töne dieser Violine gehört, wie oft hatte Isabella in der Dämmerung des Abends, in ihrem weißen Gewande wie eine Engelserscheinung vor ihm schwebend, aus diesen zitternden, jauchzenden, weinenden und klagenden Saiten zu ihm gesprochen. Und eines Tages, als er sie gefragt, ob sie ihn liebe, da hatte sie nicht mit Worten zu ihm gesprochen! Er erinnerte sich jetzt jener schönen Stunde auf dem Balcon. Sie hatte ihm nicht geantwortet mit Worten, sie hatte zu ihm gesagt: „Die Liebe hat ihre eigene Sprache, das ist die Musik. Komm und höre, ob Du sie verstehst!“ — Oh er erinnerte sich dessen jetzt, jetzt in dieser Stunde, wo man ihm sagte, daß sie ihn nie geliebt habe. Und in dieser Stunde konnte er es noch nicht glauben, wollte er es nicht!

Unter dem Rauschen der Musik nahm er den Brief Isabellens noch einmal in die Hand, und seine Blicke auf Christina gerichtet, küßte er das Papier. Ich glaube

Dir nicht, sagte er. Mein Vertrauen zu ihr ist ewig wie meine Liebe und mein Schmerz!

Dieser unerschütterliche Widerstand machte Christina hart und grausam. Ich werde Dir Beweise geben, sagte sie, Du sollst ihre Briefe an mich lesen und daraus ersehen, daß sie nicht Dich, sondern einen Andern geliebt hat.

Einen Andern! rief er mit drohendem Tone. Einen Andern! Wenn er lebt, so werde ich ihn tödten!

Er lebt nicht mehr, er war schon todt, bevor sie Dich gesehen! rief Christina, erschreckt von seiner Heftigkeit.

Ein stolzes, glückliches Lächeln erhellte sein Gesicht. Er war schon todt, sagte er. Sie hat ihn vergessen an meinem Herzen! — Er nahm den Brief und las ihn noch einmal. Oh, sagte er dann mit einem triumphirenden Ausdruck der Freude, auf das Papier deutend, sieh und erkenne, wie edel und großmüthig sie war. Damit meine Thränen versiegen sollten, damit ich nicht um sie klage und trauere, darum schrieb sie diese Zeilen, darum ersann sie diese großmüthige Lüge. Oh, Isabella, mein Herz durchschaut Dich und versteht Dich auch im Tode noch!

Er nahm das Papier und drückte es an seine Lippen.

Christina schwieg, aber zu sich selber sagte sie mit der Hartnäckigkeit eines echten Weibes: Ich werde ihn enttäuschen! Ich werde ihm alle ihre Briefe an mich geben, und dann wird er sehen, daß sie ihn betrog, daß sie ihn nie geliebt hat*).

Aus dem Nebenzimmer tönte und rauschte die Musik weiter. Jetzt verstummte die Violine, jetzt gab man auf dem Clavier einige Akkorde an, und nun hob sich über den Akkorden eine volle, mächtige Frauenstimme. Mit klagendem, seelenerschütterndem Jammer rief diese Stimme den Schmerzensschrei des Orpheus: che farò senza Euridice!

Joseph erbebte, und eine tiefe Röthe überdeckte seine Wangen. Es war Isabellens Lieblingsarie gewesen. Und wieder erinnerte er sich, und wieder sah er sie an jenem Abend, wie sie ihre Thränen in dem Rosenbouquet verbarg und dann zu ihm aufschaute mit diesen unergründlichen Augen.

Ja, er erinnerte sich, und unter dem Zauber dieser Erinnerungen, gerufen gleichsam von den Tönen dieser Musik, durchschritt Joseph langsam das Gemach und

---

*) Karoline Pichler. Denkwürdigkeiten Th. I. S. 149.

näherte sich der Thür. Kaum wissend, was er that, öffnete er sie. Er folgte nur den Tönen, die ihn riefen.

Im Nebenzimmer am Clavier saß Meister Gluck, und ließ seine Hände über die Tasten gleiten, und spielte. Neben ihm stand die junge Erzherzogin Elisabeth und sang mit ihrer himmlisch klaren, schmelzenden Stimme. Und da war der Kaiser und die Kaiserin, und alle Geschwister Joseph's, und Alle schauten sie zu ihm hinüber, zu ihm, der da bleich auf der Schwelle stand, das Antlitz von Thränen überfluthet, und Alle streckten sie ihm ihre Hände entgegen mit flehenden Liebesblicken.

Nur Meister Gluck schien Joseph's Nähe nicht zu ahnen, er schlug fast unwillig auf die Tasten und unterbrach mit seltsam kreischenden, verzweifelnden Akkorden den Gesang der jungen Erzherzogin, und rief ihr mit rauher Stimme zu, sie habe falsch gesungen, sie solle noch einmal anfangen. Aber während er das sprach, rannen zwei große Thränen über seine Wangen und fielen nieder auf seine Hände, die wunderbare Klänge aus den Saiten hervorriefen.

Die Erzherzogin begann die Arie auf's Neue, der

Schmerzensruf erschallte wieder: Che farò senza Euridice!

Und wieder richteten sich alle Blicke auf Joseph hin, und die Kaiserin breitete ihre Arme nach ihm aus, und Joseph, überwältigt von seinem eigenen Herzen, stürzte sich in die mütterlichen Arme, und sich an sie anklammernd, wiederholte er mit schmerzvoller Klage: che farò senza Euridice!

Die Kaiserin drückte das Antlitz ihres Sohnes fest an ihren Busen und küßte sein Haupt, auf welches ihre Thränen niederfielen, der Kaiser trat zu ihnen und umschlang sie Beide mit seinen Armen. Elisabeth sang nicht mehr. Aber Meister Gluck hörte es nicht. Seine Hände glitten über die Tasten hin und entlockten ihnen wunderbare, nie gehörte Harmonieen. Sein Haupt war aufwärts gerichtet, als lausche er zum Himmel empor, sein Antlitz strahlte vor Begeisterung, denn er hörte seine Musik der Zukunft, er hörte seine Alceste, und der Liebesklage des Erzherzogs Joseph's gab er Worte und Musik, und aus den Tasten schwoll es zum ersten Mal empor, das wunderbare Klagelied aus Alceste: no, crudel, non posso vivere, tu lo sai, senza di te! — Und weiter rauschten die erhabenen Melodieen des Meisters, und das Kaiserpaar

hielt den Sohn umfangen, und an dem Herzen seiner Mutter weinte Joseph seine letzten Jünglingsthränen. Die Blüthenträume seiner Jugend waren jetzt verwelkt. Der Schmerz hatte ihn zum Manne geschmiedet!

Zweites Buch.

Der König von Rom.

I.

Die Kaiserin ging mit heftigen Schritten in ihrem Arbeits-Kabinet auf und ab. An dem mit Papieren überdeckten Tisch in der Mitte des Zimmers stand der Pater Porhammer, das Haupt geneigt, fromm und demüthig wie immer. Wenn Maria Theresia, an ihm vorüberschreitend, ihre flammenden Augen auf ihn heftete, stand er da mit gefaltenen Händen, die Blicke zur Erde gesenkt. Aber wenn sie an ihm vorübergegangen, richtete er seinen Blick wieder empor und schaute ihr nach mit blitzenden Augen und triumphirendem Lächeln. So wie sie jedoch sich ihm wieder zuwandte, war dieser Ausdruck der schlauen Beobachtung und des stolzen Triumphes schnell genug wieder verschwunden, und Porhammer war dann weiter nichts als der fromme ehrerbietige Diener Gottes und seiner Kaiserin, der tugendhafte und gläubige Priester der Kirche.

Und Ihr wißt dies ganz gewiß? fragte die Kaiserin nach einer langen Pause, in der sie mit ihrem Zorn gerungen. Es ist kein Irrthum, keine Verwechselung möglich? Der Obristhofkanzler sollte wirklich so sehr seiner Würde und seiner Ehre vergessen können, um mit Schauspielerinnen und Sängerinnen ein unwürdig Liebesspiel zu treiben? Um in seinem Hause ihnen üppige Gastgelage zu geben und Saturnalien mit ihnen zu halten?

Es ist so, wie ich Ew. Majestät berichtete, sagte Porhammer mit seiner sanften, flüsternden Stimme. Zwei der fähigsten und vorzüglichsten Beamten der Keuschheits-Commission beobachten ihn seit Monaten, ohne daß Einer von dem Andern etwas weiß. Jeden Tag haben mir Beide Bericht abzustatten, und diese Berichte stimmen immer ganz genau mit einander überein. Diese Berichte bestätigen es, daß der Graf von Kaunitz, welchen Ew. Majestät mit Ehren und Würden überhäuften, welchem Sie die erste Stelle in der Regierung einrä umten—

Die erste Stelle? unterbrach ihn die Kaiserin mit einem flammenden Zornesblick. Die erste Stelle in der Regierung nehme ich selber ein, Herr Pater, und ich denke nicht, daß irgend Jemand es gewagt hat, oder

jemals es wagen wird, mich, so lang' ich lebe, von dieser zu verdrängen. Habe meine Gewalt und meine Macht von Gott erhalten, und muß ihm dereinst Rechenschaft ablegen von meinem Thun, darf deshalb Keinem erlauben für mich zu denken, und statt Meiner zu regieren, muß schon sehen, es allein zu machen. Hört Ihr wohl, Herr Pater, ich allein nehme die erste Stelle in der Regierung ein, und werde sie behaupten.

Der Pater verneigte sich ehrfurchtsvoll. Ew. Majestät unterbrachen mich, ehe ich mit meinem Satz zu Ende war, sagte er. Ich wollte sagen, daß Ew. Majestät dem Grafen Kaunitz die erste Stelle nach Eurer Majestät selber in der Regierung einräumten. Aber der Graf ist nicht dankbar für so viel empfangene Wohlthaten. Die Berichte meiner Agenten stimmen in allen Punkten überein, der Graf, welcher die heilige Verpflichtung hätte, seinen Untergebenen, so wie dem Adel ein Beispiel der Tugend, der Sittenreinheit, des frommen und gottseligen Wandels zu geben, der Graf ist ein Wüstling und ein Libertin, der mit beißendem Spott Allem Hohn spricht, was Tugend und Ehrbarkeit heißt. Die hohe Schule, welche er in Paris durchgemacht, und in welcher die Marquise Pompadour und der üppige Hof von Versailles —

Ich bitte den Herrn Pater zu bedenken, daß Frankreich unser Bundesgenosse ist, unterbrach ihn die Kaiserin mit strengem Ton.

Der Pater verneigte sich. Die hohe Schule der Galanterie, welche der Graf in Paris durchgemacht, hat hier ihre Früchte getragen, fuhr er fort. Er spottet alles Heiligen, aller Keuschheit, aller Reinheit, und scheint dieses Hohnsprechen aller Tugend ganz absichtlich vor aller Welt zur Schau zu tragen. Sängerinnen und Schauspielerinnen sind sein täglicher Umgang. Statt seinem Hause eine legitime Herrin zu geben, umgiebt er sich mit einem Kreis coquetter Schönen, denen Allen er die Hoffnung giebt, sich zu vermählen, und die er in einem beständigen Kampf um ein Lächeln, eine Gunstbezeugung erhält.

Wer sind diese Damen? fragte die Kaiserin.

Es sind die Gräfinnen Luzan und Kinsky, und endlich vor allen Dingen die Gräfin Clary, welche sogar bei ihm in seinem Hause wohnt, und die Honneurs desselben macht.

Und warum heirathet er die Clary nicht? fragte die Kaiserin, welche nichts mehr liebte, als Heirathen zu vermitteln.

Der Pater zuckte die Achseln. Die Gräfin Clary

wünscht nichts sehnlicher, als geheirathet zu werden, denn ich glaube sogar, sie liebt den Grafen wahrhaft. Aber Kaunitz scheint ihre Wünsche nicht erhören zu *wollen*, oder vielleicht auch nicht zu *dürfen*, denn die schöne Sängerin Foliazzi hält ihn in ihren Banden, und bewacht ihn mit eifersüchtigen Augen. Sie läßt den Grafen fast niemals allein, sie ist sogar neben ihm, wenn er Sonntags in seiner Hauscapelle sich die Messe lesen läßt. —

Er hört also doch die Messe? unterbrach ihn die Kaiserin scharf. Er ist also nicht ganz der verstockte, spottende Weltmann, als welchen Ihr ihn mir schildert, er verspottet nicht die heiligen Gebräuche der Kirche! Es freut mich, das von Euch zu hören, Herr Pater!

Der fromme Herr hatte sein Antlitz doch nicht so sehr in seiner Gewalt, daß er ganz und gar den Unmuth verbergen konnte, den die Worte der Kaiserin in ihm erregten. Er fühlte, daß er zu weit gegangen in seinem frommen Eifer gegen den stolzen und übermüthigen Grafen, der es wagte, sein Nebenbuhler in der Gunst der Kaiserin zu sein, und von dem er jetzt fast fürchtete, daß er höher in derselben stände, als selbst Er, der Beichtvater der Kaiserin. Er mußte deshalb noch einen letzten Versuch machen, er mußte den

Grafen einer persönlichen Beleidigung der Kaiserin zeihen.

Ja, sagte er, der Graf läßt sich am Sonntag in seinem Hôtel die Messe lesen, aber er hat ein ausdrückliches Uebereinkommen mit dem Pater Josua getroffen, daß die Messe nie länger als fünfzehn Minuten dauern darf, und wenn die heiligen Worte kaum verklungen sind, eilt er in den Eßsaal, wo ihn seine Schönen erwarten, wo Signora Foliazzi ihm den Becher credenzt, wo —

Man muß diese Person aus Wien entfernen, rief die Kaiserin hastig.

Ach, Majestät, ich glaube, der Graf wäre im Stande ihr nachzureisen, und nimmer nach Wien zurückzukehren. Er kann, wie es scheint, ohne die Signora nicht leben, er ist unzertrennlich von ihr. Selbst wenn er zu Hof fährt, wenn er hierher kommt, um mit Eurer Majestät zu conferiren, muß die Foliazzi ihn begleiten, und in seinem Wagen der Rückkehr des Grafen von seiner erhabenen Kaiserin harren!

Das ist nicht wahr, rief die Kaiserin mit zornglühenden Wangen, so weit kann sich der Graf nicht vergessen, so weit kann er den Anstand und die gute Sitte nicht verletzen, daß er hier, vor der Pforte meines

Palastes, sich von seinen Buhlerinnen sollte erwarten lassen, daß die ernsten und gewichtigen Conferenzen mit mir nichts weiter sein sollten als eine Unterbrechung in seinem Liebesspiel mit einer Sängerin. Das ist nicht wahr, Herr Pater, Ihr seid zu weit gegangen in Eurem Eifer, Ihr behauptet Dinge, welche nicht möglich sein können!

Welche aber nichtsdestoweniger wahr sind, Majestät, sagte Porhammer feierlich, welche ich mich anheischig mache, Ew. Majestät zu beweisen!

Beweiset es mir, rief Maria Theresia, beweiset es mir, und ich werde dann diesem Grafen Kaunitz den Beweis führen, daß Maria Theresia noch immer die selbstherrschende, unabhängige Kaiserin ist, welche sich stützt auf ihre eigene Kraft, und nur den Rath und Beistand Derer annimmt, welche sie hoch genug achtet, um sie ihres Vertrauens würdig zu halten!

Die Augen des Paters leuchteten in boshafter Freude, er schlug sie nieder, um die Kaiserin diesen Ausdruck nicht sehen zu lassen.

Ich werde beweisen, was ich behauptet habe, sagte er, Ew. Majestät sollen erkennen, wie weit die Insolenz und Sorglosigkeit des Grafen Kaunitz geht, und wie wenig —

Ein leises, schüchternes Klopfen an der Thür unterbrach ihn, und der eintretende Kammerhusar meldete den Obristhofkanzler Grafen von Kaunitz.

Jetzt ist er verloren, dachte der Pater mit innerem Frohlocken, die Kaiserin ist ganz in der Stimmung ihn ihren Zorn fühlen zu lassen. Ich werde über diesen gefährlichen Feind den Sieg erringen!

Der Herr Graf mag eintreten, befahl die Kaiserin dem Kammerhusaren, und sich dann an den Pater wendend, sagte sie: Ihr bleibt hier, Herr Pater!

Der Pater verneigte sich, und zog sich leise in eine Fensternische zurück; in der geöffneten Thür erschien der Obristhofkanzler Graf von Kaunitz. Es war noch dasselbe zarte, weiße Angesicht mit den rosigen Wangen, sein Haupt war noch bedeckt mit derselben phantastischen Perrückenform, deren Zickzacklocken ihm die Furchen der Stirn verdeckten, es war noch dieselbe zarte schlanke, gerade Gestalt früherer Jahre. Nichts hatte sich in diesen zehn Jahren, seit er Minister war, an ihm geändert; wie aus Marmor gemeißelt, so steinern und unwandelbar war sein Angesicht, das nimmer altern und verfallen zu können schien.

Der Graf wartete die Begrüßung der Kaiserin gar nicht ab, er näherte sich ihr mit der sorglosen, uncere-

moniösen Art, nicht als ob er zu seiner Herrin und Kaiserin, sondern nur als ob er zu einer Dame komme.

Ew. Majestät sehen, daß ich von Ihrer gnädigen Erlaubniß, zu jeder Stunde des Tages zu Ihnen kommen zu dürfen, Gebrauch mache, sagte er, sich tief verneigend. Da ich überdies nicht in der eitlen und hoffährtigen Absicht komme, Ew. Majestät kostbare Zeit durch müßiges Plaudern zu vergeuden, sondern von ernsten und wichtigen Staatsangelegenheiten zu reden habe, so bedarf es wohl keiner weitern Entschuldigung meines Kommens.

Diese ruhige, ungezwungene Haltung des Grafen hatte etwas so Imponirendes, daß selbst die Kaiserin sich davon ergriffen fühlte. Sie, welche in ihrer leichtbeweglichen, leichtgereizten Natur sonst jeder geringen Aufwallung sich hinzugeben pflegte, unterdrückte in diesem Moment ihren Mißmuth, und gewann es über sich, den Grafen mit freundlichen und gnädigen Worten willkommen zu heißen.

Ew. Majestät willigt also darein, mit Ihrem Obristhofkanzler ein kleines Conseil zu halten? fragte Kaunitz, mit einem scharfen Seitenblick auf den Pater, der seine schwarzen listigen Augen auf ihn gerichtet hielt.

Wenn der Obristhofkanzler zu so ungewohnter Stunde kommt, sagte die Kaiserin, so muß ich annehmen, daß

es außergewöhnliche Geschäfte sind, die Ihn zu mir führen. Bin also bereit den Conseil zu halten!

Kaunitz verneigte sich, und dann sich mit einer stolzen, vornehmen Kopfbewegung an den Pater wendend, sagte er mit strengem, gebieterischem Ton: Sie haben es gehört, Herr Pater, Ihro Majestät will ein Conseil mit mir halten!

Ich habe es gehört, sagte der Pater, indem er unbeweglich auf seiner Stelle blieb.

Demgemäß also, da wir hier nicht von religiösen, sondern von politischen Angelegenheiten zu sprechen haben, werden der Herr Pater die Güte haben, hinaus zu gehen!

Ihro Majestät haben mir befohlen zu bleiben. Ich werde also bleiben! sagte der Pater mit stolzer Ruhe.

Graf Kaunitz wandte sich wieder der Kaiserin zu, welche mit finsterer Stirn dem Streit der Beiden zugehört hatte. Wenn dem so ist, wie der Herr da behauptet, sagte er sich tief verneigend, so erlauben mir Ew. Majestät mich zu entfernen. Ich werde warten, bis Ew. Majestät ihre Geschäfte mit diesem Herrn beendet haben, und Ihr Ohr für mich wieder frei ist. Man soll die Geschäfte Gottes und des Staates nicht durcheinander mischen, da aber ohne Zweifel den Erstern

der Vorrang gebührt, so trete ich zurück und gebe Gott die Ehre!

Er verbeugte sich noch einmal, und wollte das Zimmer verlassen. Der Ruf der Kaiserin hielt ihn zurück.

Bleibe Er, Herr Graf, sagte sie, und Ihr, Herr Pater, verlaßt uns!

Porhammer erblaßte, und ein Blitz des Hasses schoß aus seinen Augen auf Kaunitz hin, der mit seiner unbeweglichen, steinernen Ruhe ihn anstarrte. Dann neigte er sein Haupt und verließ schweigend das Gemach.

Graf Kaunitz, jetzt spreche Er, sagte die Kaiserin. Aber lasse Er es wichtige Nachrichten sein, die Er mir bringt, und die es entschuldigen, daß Er meinen Beichtvater auf so unfreundliche Weise aus dem Zimmer jagt.

Wichtig, Majestät, denke ich, ist jede Nachricht, welche Oesterreich und Oesterreichs Herrscherfamilie betrifft, sagte Kaunitz mit seinem unveränderlichen Gleichmuth. Meine heutigen Nachrichten betreffen nur mittelbar den Staat, aber unmittelbar die Herrscherfamilie. So eben bringt mein Courier die Nachricht von der erfolgten Wahl des Erzherzogs Josephs zum König von Rom.

Nun, sagte die Kaiserin achselzuckend, diese Nachricht

ist gerade so sehr wichtig nicht, denn wir haben es vorausgesehen. Seit Preußen uns seine Churstimme zugesagt, war die Wahl des Erzherzogs gesichert. Das ist der einzige Vortheil, den uns dieser furchtbare, langjährige Krieg gebracht, daß Preußen die Wahl meines Sohnes nicht hinderte.

Nein, Majestät, es ist nicht der einzige, sagte Kaunitz lebhaft. Große und unermeßliche Vortheile hat dieser Krieg uns auch außerdem noch gebracht. Er hat die Wehrkraft des Landes gehoben und gestärkt, er hat ganz Europa mit Achtung und Bewunderung erfüllt für unsere Feldherrn und unsere Armee, er hat gezeigt, welch' unermeßliche Mittel und nie zu erschöpfende Hülfsquellen dem österreichischen Kaiserreich zu Gebote stehn, und endlich und vor allen Dingen hat er den verschiedenen Nationalitäten, die zusammen die österreichische Monarchie bilden, zum ersten Male das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, der Einheit gegeben. Unter Einer Fahne, unter Einem Feldherrn haben Ungarn und Slavonier, Italiäner und Böhmen, Oesterreicher und Lombarden Jahre lang gekämpft, nur Ein Ziel vor Augen habend: den Sieg zu erkämpfen für Maria Theresia, ihre große Kaiserin. Dieses gemeinsame Ziel hat sie zu Freunden, zu Brüdern gemacht, für dieses gemeinsame Ziel haben

sie ihr Blut vergossen, und wenn sie jetzt, mit Narben und Wunden bedeckt, heimkehren in ihre Berge und Thäler, so werden sie mit Selbstgefühl ihre zerschossenen Glieder und ihre Narben ihren Freunden zeigen, und mit Stolz ihnen erzählen, daß sie gekämpft und gesiegt haben für das Vaterland! Nein, Majestät, dieser Krieg hat nicht nur den kleinen Vortheil der zugesagten Churstimme Preußens gebracht. Auf den Schlachtfeldern sind die Ungarn und Slavonier, die Böhmen und Italiäner mit ihrem vergossenen Blut und dem Blut ihres gemeinsamen Feindes zu Oesterreichern getauft worden!

Aber wir haben doch dem bösen Mann mein schönes Schlesien belassen müssen, seufzte die Kaiserin. Glaub' Er mir, Kaunitz, so oft ich daran denke, fühl ich's wie einen Stich in meinem Herzen, und die Augen schlagen sich mir nieder ganz von selbst, und frag' mich ganz schaamvoll, wie ich dereinst meinem Ahnherrn, dem großen Kaiser Karl dem Fünften gegenüber treten soll, mein' schon seine großen Augen mich zornvoll anschauen zu sehn, wenn ich ihm sag', daß meine Hand doch zu schwach gewesen ist, um sein Erbe festzuhalten, und daß unter meiner Regierung sein Oesterreich wieder kleiner geworden ist!

Ew. Majestät sollen, so Gott will, solche Botschaft

nicht ihrem großen Ahnherrn zu melden haben, rief der Graf mit ungewohnter Lebhaftigkeit. Lassen wir dem kleinen König von Preußen das Stückchen Schlesien, es wird ihm vorläufig mehr Sorge als Freude machen, und statt etwas einzubringen, ihm viele Millionen kosten. Viel gute Worte, viel Schmeicheleien und sehr viel Geld wird es ihn kosten, ehe er Ihre widerrechtlich Ihnen entrissenen Unterthanen, ehe er die Oesterreicher in Schlesien in gute und gehorsame Preußen umwandeln kann. Während er damit beschäftigt ist, werden wir nicht müßig sein, und wenn wir auch Schlesien verloren haben, werden wir uns durch andere Länder und neue Besitzthümer den Verlust zu ersetzen trachten!

Nein, nein, rief die Kaiserin. Es ist genug des Krieges und des vergossenen Blutes. Was nicht Unser wird durch das Recht, soll auch nicht Unser werden durch das Schwert!

Aber Erbschaften und Verträge geben Rechte, sagte Kaunitz. Wir müssen also suchen, Erbschaften zu machen und Heirathsverträge abzuschließen, welche dem Kaiserstaat neuen Länderbesitz zuführen. Ew. Majestät haben heirathsfähige Töchter und Söhne, es wird daher Zeit sein, an passende und ehrenvolle Vermählungen zu denken.

Die Augen der Kaiserin leuchteten höher auf, und ihr Antlitz strahlte in einem stolzen und glücklichen Lächeln. Seit dem wiederhergestellten Frieden war die Vermählung ihrer Kinder der Gegenstand ihres heimlichen Nachdenkens und ihrer heimlichen Sorge, und wenn der Graf Kaunitz jetzt dieses Thema berührte, kam er damit nur ihren innersten Wünschen entgegen. Der Unwille und Zorn gegen den Obristhofkanzler war jetzt ganz und gar verflogen, ihre Gedanken waren nur noch mit den Heirathsplänen für ihre Kinder beschäftigt.

Es wird schwer halten, meinen Töchtern würdige Gemahle zu finden, sagte sie. So viel ich mich umschaue in den Familien der regierenden Häuser, überall sind die Herrscher vermählt und ihre Söhne zu jung für meine Töchter Elisabeth und Amalie; ich kann die erwachsenen Mädels nicht an Knaben verheirathen; und es thut nicht gut, viel appanagirte Prinzen in die Familie zu bringen. Der Kaiser, mein Gemahl, welcher in diesen Familienangelegenheiten wohl eine entscheidende Stimme hat, wird sich nimmer entschließen, die Töchter an kleine Prinzen, denen er den Haushalt und die Appanage geben muß, zu vermählen. Auch mein' ich selber, daß es den Kaisertöchtern nicht ziemt, das Land

zu beschweren mit den Familien kleiner Prinzen, die dem Hause keinen neuen Glanz verleihen, sondern von ihm nur Glanz empfangen können. Wenn ich meinen Töchtern keine würdigen Partieen finden kann, so mögen sie unvermählt bleiben, oder sich Gott vermählen.

Wenn Ew. Majestät Ihren ältesten Töchtern diese heilige Bestimmung vorbehalten haben, so hat die Politik nichts dagegen einzuwenden, sagte Kaunitz, denn es ist wahr, die Regentenhäuser haben jetzt meist junge Thronerben. Sie warten auf das Heranwachsen der jungen Erzherzoginnen.

Mögen sie warten, rief die Kaiserin heiter, wir wollen ihren Thronen würdige Fürstinnen erziehen.

Aber der Erzherzog Leopold hat nicht mehr nöthig zu warten, sagte Kaunitz, und mit seiner Vermählung werden wir uns zuerst zu beschäftigen haben. Der spanische Gesandte Graf Ripperda war soeben bei mir mit einer geheimen Botschaft seines Herrn, des Königs Carl IV. Der König weiß sehr wohl, daß die Wahl des Erzherzogs Joseph zum römischen König und damit zum dereinstigen Kaiser gesichert ist, und daß demgemäß Kaiser Franz dem Erzherzog Leopold das Großherzogthum Toscana vererben wird. König Carl von Spanien möchte dem jungen Großherzog von Toscana eine

Großherzogin geben. Seine Tochter Marie Louise zählt jetzt achtzehn Jahre, und der Graf Ripperda meint, daß der König von Spanien seiner Tochter eine glänzende Mitgift geben würde.

Es ist eine gute und passende Partie, sagte die Kaiserin, lebhaft mit dem Kopfe nickend. Die Frauen aus dem Hause der Bourbonen sind allezeit liebenswürdig, edel und großsinnig gewesen. Wir haben das an der heimgegangenen Erzherzogin Isabella gesehen. Diese Enkelin des Königs ist gestorben, jetzt wollen wir die zerrissenen Familienbande mit den Bourbonen auf's Neue knüpfen, und wie die Enkelin so auch die Tochter des Königs dem Hause Habsburg einverleiben. Möge Gott dieser zweiten Ehe seinen Segen geben und ihr längere Dauer verleihen, als der meines armen Joseph's.

Auch der Erzherzog Joseph wird bald wieder an eine Vermählung denken müssen, sagte Kaunitz.

Armer Joseph, seufzte die Kaiserin. Sein Herz ist noch so voll Trauer und Schmerz, und während er noch weint um die Gestorbene, denken wir schon daran, ihre Stelle zu ersetzen. Aber Er hat Recht, Herr Graf, der Joseph muß sich wieder vermählen, darf sein Herz nicht hören, sondern nur seine Pflicht, und die will und

fordert, daß er dem Thron einen Erben gebe. Nur wollen wir ihm noch ein wenig Zeit gönnen, seinen Schmerz auszuweinen.

Seine Thränen werden versiegen, wenn er in Frankfurt zum König von Rom gesalbt wird, sagte Kaunitz. Die Befriedigung des Ehrgeizes ist der sicherste Balsam für die Entbehrungen des Herzens, und eine Königskrone, welche man empfängt, ist wohl ein Ersatz für ein Weib, welches man verliert!

Meint der Herr Obristhofkanzler das? fragte Maria Theresia gereizt. Scheint es Ihm so leicht, ein geliebtes Weib zu vergessen? Dünkt's Ihn ein so stolzes Glück, eine Krone auf dem Haupt zu haben? Er kennt freilich das Eine und das Andere nicht, aber ich kann Ihm aus Erfahrung sagen, daß man halt sehr unglücklich sein kann mit einer Krone, und sehr glücklich ohne diese. Hätt' oftmals schier verzagen und vergehen mögen vor Kummer und vor Weh, trotz der Kaiser- und der Königskron' auf meinem Haupt; sie deuchten mich zuweilen so scharf und spitz wie Dornenkronen, und hätt' der Franzerl nicht immer ein bissel von dem Myrtenkranz unserer Liebe als Unterlag' drunter geschoben, so würden sie mein Haupt blutig geritzt und verwundet haben mit ihren Stacheln. Hätt' auch nimmer den Muth gehabt

so zu kämpfen für die Kronen, wenn ich mich nit gesteifet und gestützt hätte auf mein gutes Recht, und den Arm meines Kaisers, der mir allzeit Trost zugeflüstert und mich aufgerichtet hat, wenn ich schier verzagen mocht'. Aber freilich, was die Liebe anbetrifft, das versteht der Herr Graf nicht. Sein Herz ist wie ein großer Markt, wo die Weibsleute spazieren gehn, und Er sich schöne Sclavinnen sucht für Seinen Harem, aber kein edles Weib findet für Sein Haus! Hab' mir wunderliche Dinge erzählen lassen über Sein Haus, Herr Obristhofkanzler, hab' seltsame Mährchen gehört von —

Ein leises, mehrmaliges Kratzen an der Thür unterbrach die lebhafte Rede der Kaiserin, und auf ihr gebieterisches Herein öffnete sich diese Thür und Pater Porhammer trat ein.

II.

Heirathspläne.

Mit langsamen, feierlichen Schritten näherte sich Vorhammer der Kaiserin, welche ihm mit erstaunten, fragenden Blicken entgegen sah.

Kaiserliche Majestät halten zu Gnaden, wenn ich störe, sagte er dann mit seiner sanften, schmeichlerischen Stimme. Aber Ew. Majestät haben mir einen Befehl gegeben, welcher keinen Aufschub duldete. Ew. Majestät befahlen mir, Ihr für ein von mir behauptetes Factum den Beweis zu liefern.

Nun, und dieser Beweis? fragte die Kaiserin lebhaft.

Dieser Beweis, Majestät, steht vor der Thür Ihres Palastes, er befindet sich in der Kutsche des Herrn Obristhofkanzlers Grafen von Kaunitz.

Die Kaiserin stieß einen Schrei des Unwillens aus,

eine dunkle Gluth bedeckte ihre Wangen. Ihre flammenden Zornesblicke wandten sich auf Kaunitz hin, der mit vollkommen ruhigem und theilnahmlosem Angesicht die Kaiserin anschaute und de Worte des Paters gar nicht gehört zu haben schien. — Diese unerschütterliche Ruhe des Grafen gab der Kaiserin ein wenig Besonnenheit wieder. Sie wußte schon aus Erfahrung, daß die Pfeile ihres Zorns machtvoll abzuprallen pflegten an dieser eiskalten, felsenharten Gestalt, die da vor ihr stand, und sie fühlte in diesem Moment mehr wie jemals, daß sie den Obristhofkanzler, wie sehr ihn auch die Keuschheitscommission anklagen möge, doch in ihrem Staatsrath und ihrer Hofkanzlei nicht entbehren könne. — Mit einer raschen, gebieterischen Handbewegung hieß sie den Pater hinaus gehen, und ging mit heftigen Schritten, nach Athem und nach Fassung ringend, auf und ab.

Graf Kaunitz blieb ruhig und unbefangen neben dem Tisch stehen, und seine kalten, gleichgültigen Blicke richteten sich bald auf die Papiere, die auf dem Tisch lagen, bald auf die Gemälde, die an den Wänden hingen. Er war eben damit beschäftigt, sich die Manschetten von Alençonner Goldspitzen, welche seine feinen weißen Hände umgaben, zurecht zu zupfen, als die Kai=

ſerin vor ihm ſtehen blieb und ihm mit ihren großen flammenden Augen feſt in's Antlitz ſtarrte.

Herr Obriſthofkanzler Graf Kaunitz, ſagte ſie dann in ihrer raſchen, gebieteriſchen Weiſe, ſage Er mir, wer ſitzt da unten in Seiner Kutſche, die vor der Thür meines Hauſes ſteht, und Seiner Wiederkehr harrt?

Wer in meiner Kutſche ſitzt? fragte Kaunitz. Ich wüßte nicht, daß ich irgend Jemand mitgebracht hätte, der durch mich Ew. Majeſtät vorgeſtellt werden könnte, und deſſen Namen ich alſo Eurer Majeſtät zu melden hätte.

Glaub's wohl, daß Er mir den Namen der Perſon nicht nennen will, die da unten in Seiner Kutſche ſitzt, rief die Kaiſerin; glaub's wohl, daß Er mir ein Geheimniß machen möchte aus ihrer Gegenwart. Muß aber dem Herrn Grafen ſagen, daß mir Sein Betragen ſehr wenig gefällt, daß es mich ſeckirt, ſolche unehrbare und üppige Dinge von dem Herrn Obriſthofkanzler zu vernehmen.

Haben Ew. Majeſtät mich irgend eines Vergehens gegen meine Pflichten als Ihr Miniſter und als Präſident Ihrer Hofkanzlei zu zeihen? fragte Kaunitz mit faſt rauhem Ton. Hab' ich mein Gelübde nicht erfüllt, welches ich vor zehn Jahren in die Hand Ew. Majeſtät

niederlegte. Bin ich lässig gewesen im Dienst meiner Kaiserin, im Dienst Oesterreichs? Hab' ich ihm nicht, wie ich es gelobt, all' meine Kraft, all' mein Geistesvermögen gewidmet? Hab' ich das Schiff, welches mir Ew. Majestät anvertrauten in schwerer Zeit, hab' ich es nicht sicher und ungefährdet durch die Klippen und Brandungen hingeführt, bin ich ein schlechter Verwalter gewesen, der seine Zeit vergeudet hat in Jubel und Lust, statt sie dem Dienst seines Herrn zu weihen? Wenn es so ist, wenn Ew. Majestät mich einer Pflichtvergessenheit, eines Vergehens in meinem Amt zeihen können, dann bin ich bereit, mein Amt und meinen Kopf zu den Füßen Eurer Majestät niederzulegen, und Ew. Majestät mögen dann zu Gericht sitzen über dem Verbrecher. Wollen Ew. Majestät also die Gnade haben zu sprechen: was für ein Vergehen ist es, dessen die Kaiserin ihren Minister anzuklagen hat?

Sprech' eben nicht von dem Minister, sagte die Kaiserin ein wenig verwirrt. Denk' auch nicht, daß ich den Minister eines Vergehens anzuklagen habe. Meine vielmehr, daß er sein Versprechen treulich erfüllt, und mir und meinem Oesterreich ein treueifriger, gewissenhafter und kluger Verwalter und Diener gewesen und auch ferner sein wird. Aber es genügt nicht, seine

Pflichten treu zu erfüllen als Staatsdiener, es giebt auch Pflichten der Tugend, der Sitte und Ehrbarkeit, die man als Mensch zu erfüllen hat.

Für Ew. Majestät und für mich selber ist es genügend, wenn ich meine Pflichten als Staatsdiener treu und gewissenhaft erfülle, sagte Kaunitz rasch. Was meine Pflichten als Individuum und als Mensch anbetrifft, so gehört das nicht hierher, und ich muß sehen, mich darüber mit Gott zu einigen. Jedenfalls wäre es ungeziemend von mir, darüber mit Eurer Majestät sprechen zu wollen. Ich bin hierher gekommen, um von den Angelegenheiten Oesterreichs und Eurer Majestät, nicht aber von den meinen zu sprechen*). — Und ohne der Kaiserin Zeit zu einer Erwiderung zu lassen, fuhr er in seinem r[illegible]igen Geschäftston fort: Wenn Ew. Majestät der Meinung sind, daß mit der zweiten Vermählung des Erzherzogs Joseph noch zu warten sei, so werden wir indeß doch immer die nöthigen, vorbereitenden Schritte thun müssen, um, sobald die Zeit des Abwartens vorüber, durch Weitläuftigkeiten und Präliminarien die dem Lande so nöthige und wünschenswerthe Vermählung nicht noch länger hinauszuschieben.

---

*) Kaunitzens eigene Worte. Siehe: Swinburne: Letters from the Courts of Europe of the Close of the last century.

Wir können dem Erzherzog von Oesterreich wohl noch eine Frist gewähren, aber der König von Rom darf nicht mehr die Stimme seines trauernden Herzens, sondern nur noch die Stimme der Pflicht hören. Er muß sein eigen Herz überwinden, und Oesterreichs Dynastie und dem deutschen Kaiser einen Nachfolger sichern.

Wenn wir ihm mindestens eine schöne und anmuthige Gemahlin, eine würdige Nachfolgerin seines heimgegangenen Engels vorschlagen könnten, sagte die Kaiserin sinnend.

Kaunitzens steinernes Antlitz verzog sich fast zu einem Lächeln. Ew. Majestät mögen mir verzeihen, sagte er, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß Ew. Majestät diese Vermählung des Erzherzogs zu sehr als eine Sache des Gefühls und der Sentimentalität, und zu wenig als eine Sache der Politik und der Nothwendigkeit betrachten. Die Hauptsache ist wohl, für den Erzherzog eine Gemahlin zu finden, welche durch ihre Familie die Interessen des Kaiserhauses fördert, und im Stande ist, dem Staate Erben zu gebären.

Und hat der Graf schon eine solche Gemahlin für meinen armen Sohn gefunden? fragte die Kaiserin. Weiß Er mir schon eine Prinzessin vorzuschlagen, welche

der Politik genehm, und dem Herzen und den Augen nicht gar so unwillkommen sein wird?

Es muß eine deutsche Prinzessin sein, sagte Kaunitz.

Und warum muß?

Weil jetzt Alles darauf ankommt, dem Hause Habsburg die Macht und die Bedeutung Deutschlands wieder zu gewinnen, die es durch diesen langen Krieg und durch die Meinungszersplitterung der Deutschen fast im Begriff ist einzubüßen. Preußen, durch diesen Krieg moralisch groß geworden, ist im Begriff, ein gefährlicher Rival Oesterreichs zu werden, und möchte sich bald eine entscheidende Stimme in den Angelegenheiten Deutschlands anmaßen. Das nördliche Deutschland hat sich schon mit seinen Interessen und Meinungen ihm zugewandt, und wenn wir Preußen gewähren lassen, wird es durch seinen Einfluß endlich Deutschland in zwei Hälften theilen; davon wird das nördliche, und ich muß leider hinzufügen, das intelligente Deutschland moralisch Preußen gehören, das südliche, das bigotte, durch Pfaffen und Jesuiten verfinsterte Deutschland sich vielleicht an Oesterreich anschließen. Wir werden also alsdann die revolutionairen, leicht selbst gegen ihre eigenen Herrscher gereizten Südländer für uns haben, das heißt, wenn wir ihnen viele Zugeständnisse machen;

Preußen wird den ganzen Norden, das heißt nicht blos Deutschland, sondern Schweden, England, Holland, Dänemark, ja sogar Rußland zu seinen Bundesgenossen machen, es wird durch seine Geistesfreiheit und Aufklärung sogar Propaganda machen in den österreichischen Staaten, es wird sich mit den Geistern verbünden, und durch solches Bündniß stark, wird es vorwärts schreiten. Jeder Schritt aber, den Preußen vorwärts thut in Deutschland, treibt Oesterreich einen Schritt zurück, und eines Tages kann es kommen, daß Preußen, das protestantische Preußen, als Rival Oesterreichs dasteht bei der Kaiserswahl, und für den Markgrafen von Brandenburg die Krone des deutschen Kaisers begehrt!

Das darf nun und nimmermehr geschehen, rief Maria Theresia mit flammenden Augen. Würd' in meinem Grabe selbst keine Ruhe finden, wenn der Tag käme, an welchem das alte, machtvolle und große Geschlecht der Habsburger solche Schmach und Demüthigung erführe durch dieses kleine, nur durch seine Prätensionen große funkelnagelneue Haus der Hohenzollern! Würd' nicht mein Ahn, der Kaiser Rudolf, selbst aus seinem Grab aufsteigen, wenn diese kleinen Burggrafen von Nürnberg, seine Lehnsmänner und Vasallen, jetzt sich vermessen wollten, die Rivalen seines Hauses zu sein,

und mit ihm zu streiten um sein gutes Recht auf Deutschlands höchste Ehrenstelle? — Nein, nein, nimmer darf dieser Tag kommen, wo Oesterreich sich Preußen unterordnet, oder auch nur sich ihm an die Seite stellt! Es sind natürliche Feinde, die nimmer diese Feindschaft ihres Blutes in Freundschaft verkehren können, die einander hassen und befeinden müssen, wie der Löwe ewig der Feind des Fuchses ist, und der Adler nimmer den Geier seinen Bruder nennt! — Aber ich seh's doch ein, daß Er Recht hat, Graf Kaunitz, seh's ein, daß die Gefahr da ist, von welcher Er spricht, und daß wir unsere Händ' nicht in den Schooß legen und ruhen können, sondern wachsam und thätig sein müssen allezeit. Der Krieg der Schwerter ist zu Ende, aber der Krieg der Geister wird jetzt um so mächtiger beginnen, und da mag dieser böse Mann, der mir mein Schlesien genommen hat, sogar stärker sein als wir, denn alles, was schlimm ist und gottesläſterlich, alles, was dieser bösen Schule der Freigeister und Philosophen angehört, das steht zu ihm und kämpft für ihn mit den Waffen des Hohns, der Aufgeklärtheit, der Gotteslästerung und der Ironie. Ich darf's nicht dulden und nicht zugeben, daß dieser böse Mann, der an der Spitze dieser Freigeister und Gottesläugner steht, daß der König von

Preußen seine Macht über Deutschland noch weiter ausdehne, und den Unglauben, den sie Protestantismus nennen, noch mehr ausbreite über deutsche Lande. Nicht blos Oesterreich, sondern auch die heilige Kirche ist dabei gefährdet, und als die Kaiserin Oesterreichs und die Bundesgenossin und Dienerin des heiligen Vaters zu Rom darf ich das nimmer und nimmer zugeben! Wir müssen also auf Mittel sinnen, solchen Machtgelüsten Preußens entgegen zu treten.

Es giebt dazu zwei Mittel, sagte Kaunitz, den glühenden Redestrom der Kaiserin mit seiner gewohnten Gelassenheit unterbrechend.

Laß Er hören, welches sind diese Mittel?

Das Erste ist, daß Oesterreich seine Verbindungen mit Deutschland immer fester knüpfe, daß es bei den deutschen Höfen und Herrscherfamilien sich Einfluß verschaffe, sei's durch Subsidien, die es ihnen zahlt, sei's durch Vortheile und Ehren, die es ihnen gewährt, oder endlich, sei's durch Familienbande, die es mit ihnen anknüpft. Und deshalb grade meine ich, daß der zukünftige König von Rom sich eine Gemahlin aus einem deutschen Hause wählen muß. Durch Ew. Majestät andere Kinder müssen wir uns mit dem übrigen Europa verbünden. Auf allen südlichen Thronen herrschen Bourbonen, und

diese Alle müssen eines Tages mit dem Hause Habsburg nur Eine Familie bilden. Durch die mögliche Vermählung des Erzherzogs Leopold mit der Enkelin des Königs von Spanien würden wir schon einen mächtigen südlichen Bundesgenossen gewonnen haben, und der Erzherzog selber wird als Großherzog von Toskana das Haus Oesterreich in Italien vertreten. Wenn dann eines Tages vielleicht der jetzige Erbprinz von Parma und der junge König von Neapel sich Erzherzoginnen von Oesterreich zu Gemahlinnen erwählen, so wird ganz Italien mit Oesterreich verwandt sein, und es mag und muß dahin kommen, daß der Name Italien nur noch eine geographische Bezeichnung, das Land selbst aber eine Provinz Oesterreichs ist! Wir werden auf diese Weise den Süden erobert haben; bleibt uns nur noch übrig, den Westen Europa's, das heißt Frankreich, noch enger mit uns zu verbünden. Der Sohn des Dauphins, der Enkel König Ludwigs, ist noch ein Knabe; er zählt kaum elf Jahre, — das heißt drei Jahre mehr als die junge Erzherzogin Marie Antoinette.

Wahrlich, Kaunitz, Er hat große und mächtige Pläne, rief die Kaiserin mit freudestrahlenden Blicken, und einem glücklichen Lächeln. Der Kaiser, mein Gemahl, pflegt mich oft scherzweise die Heirathsstifterin zu nennen; Er

treibt es doch weit mehr im Großen, wie ich; und während ich mich nur ein wenig mit der Gegenwart beschäftige, macht er schon Pläne für ein Jahrzehnt hinaus. Muß aber sagen, daß mir Seine Pläne gar wohl behagen, und daß ich Alles dazu thun werde, sie zu verwirklichen.

Es sind Pläne der Zukunft, und wir haben, wie Ew. Majestät selber sagen, ein Jahrzehnt vor uns, um sie in's Werk zu setzen. Vor allen Dingen aber müssen wir uns mit der Gegenwart beschäftigen. Ew. Majestät forderten von mir, Ihnen die beiden Mittel zu nennen, welche ich geeignet hielt, Preußens Machteinfluß in Deutschland zu schwächen. Ich sagte Ew. Majestät, das Erste sei: Oesterreich enger mit Deutschland zu verbünden. Ich zeigte Ew. Majestät, wie wir durch Heirathen der andern Erzherzoge und Erzherzoginnen das Haus Habsburg mit der großen Familie der Bourbonen verschwistern müßten, und wollte damit eben beweisen, daß grade durch den König von Rom Oesterreich seine überragende Stellung über ganz Deutschland sich wieder gewinnen müsse. Deshalb vor allen Dingen muß der Erzherzog Joseph eine Prinzessin aus einem deutschen Herrscherhause wählen, damit die Erwählung des Königs von Rom, und seine Macht über Deutsch-

land noch andern deutschen Herrschern zu einem wichtigen Familieninteresse werde. Nächst Preußen aber sind die beiden größten deutschen Fürstenhäuser die Churfürstenthümer Baiern und Sachsen.

Und sie haben Beide unvermählte Prinzessinnen, rief die Kaiserin. Ich wünschte wohl, daß wir die Tochter des Churfürsten von Sachsen wählen möchten, denn wir sind dem Hause Sachsen, das für uns so viel Unglück und Demüthigung erlitten, wohl eine Genugthuung schuldig. Aber ich glaube, man hat mir erzählt, die Prinzessin Maria Kunigunde von Sachsen besitze wenig Liebreiz und Anmuth!

Vielleicht ist die Prinzessin Maria Josepha von Baiern schöner, sagte Kaunitz rasch.

Sie ist indessen die Tochter Carls des Siebenten, rief die Kaiserin, die Tochter des Mannes, der mir einst meine Krone und mein Land streitig gemacht. Hab' viel gelitten und geweint um diesen Mann, und jetzt will Er, daß seine Tochter die Gemahlin meines Sohnes und Thronfolgers werde?

In der Politik darf es keine Feindschaften und kein Gedächtniß für geschehene Unbill geben! sagte Kaunitz bedächtig.

Aber ein Gedächtniß für empfangene Hülfe und

Freundschaft! rief die Kaiserin mit ihrem schönsten Lächeln. Werd's den Ungarn niemals vergessen, daß sie mir damals, als dieser Churfürst von Baiern, der sich Kaiser von Deutschland nannte, und mich verjagen wollt' von meinem Thron und meinen Landen, daß sie mir damals Hülfe und Beistand gewährten in meiner größten Noth. Habe damals gesiegt und bin Kaiserin geworden nur durch die Hülfe Gottes und das Schwert des heiligen Stephan, das meine braven Ungarn für mich in den Kampf getragen! Mit den Ungarn hab' ich damals den Kaiser Carl den Siebenten entthront, und die Kaiserkrone auf mein Haupt gesetzt, und jetzt soll dieses Mannes Tochter vielleicht dereinst die Kaiserin von Deutschland und die Königin von Ungarn werden! Lieber also wär's mir, wenn der Joseph die sächsische Prinzessin wählen möcht', doch will ich's auch nicht hindern, wenn er die Baierin wählt. — Nun, diese deutsche Heirath des Königs von Rom war Sein erstes Mittel, Oesterreichs Macht in Deutschland zu stärken. Nenn' Er mir jetzt Sein zweites Mittel, Herr Obristhofkanzler.

Das zweite Mittel, sagte Kaunitz zögernd, und seine großen blauen Augen fest auf die Kaiserin heftend, das zweite Mittel ist noch größer und bedeutender. Es heißt Aufklärung, Geistesfreiheit!

Die Kaiserin trat einen Schritt zurück und ihre Züge verfinsterten sich. Das heißt, rief sie heftig, das heißt, ich soll diesem Neuerungsgeist, der Alles verhöhnt, Alles besser weiß, als unsere Väter, ich soll dem Unglauben auch bei uns Thor und Thür öffnen?

Nein, Ew. Majestät, das heißt, wir wollen unsere Thüren und Fenster etwas öffnen, und ein wenig von dem Licht des Wissens, der Wahrheit und Erkenntniß, statt der bisherigen Finsterniß, bei uns aufdämmern lassen! Wir wollen Deutschland nicht das Recht gönnen, über Oesterreichs Geistesverfinsterung und Bigotterie zu spötteln, wir wollen nicht blos in der Politik, sondern auch in den Wissenschaften und den Künsten die Stelle einnehmen, die uns gebührt, das heißt, die erste Stelle! Wir wollen dem König von Preußen, der seinem Volk die Augen und den Geist verblendet mit allzuvielem Licht der Freigeisterei, nicht den Triumph gönnen, daß er Oesterreich das Land der Finsterniß und der Dunkelheit nenne. Ew. Majestät sind stark genug durch sich selber, durch die Liebe Ihres Volkes, durch die Achtung der ganzen Welt, Sie bedürfen zu Ihrer Sicherheit und Kraft nicht dieser unnatürlichen Mauer, mit welcher eine herrschsüchtige und ruhmbegierige Partei das Geistesleben Ihres

Volkes von aller Freiheit des Gedankens, von aller Erkenntniß und Wahrheit abschließen will.

Wen meint der Herr Obristhofkanzler mit dieser Partei? fragte die Kaiserin lebhaft.

Majestät, sagte Kaunitz mit festem Ton, ich meine die Partei, welche sich allein das Recht vorbehalten möchte, die Herzen, die Geister und die Gewissen der Jugend zu bilden, ich meine die Jesuiten! Wenn Oesterreich stark und mächtig werden und bleiben will nach Außen, wie nach Innen, muß es sich vor allen Dingen frei machen von den Jesuiten, welche die Geister und Gewissen knechten, und statt des Glaubens nur den Aberglauben predigen und lehren; muß es die Bande abwerfen, welche diese frommen Väter —

Es ist genug, unterbrach ihn die Kaiserin heftig. Schelt Er mir nicht mehr die Jesuiten, sag' Er nichts Schlimmes mehr gegen diese frommen Väter, welche durch Jahrhunderte schon aller Feindschaft, aller Verleumdung und aller Verlästerung zum Trotz, mit unerschütterlicher Treue, mit nie ermattender Energie, mit standhafter Freudigkeit für den Glauben und die Kirche gestritten, gearbeitet, gekämpft, gelitten und gesiegt haben!

Ja, rief Kaunitz mit ungewohnter Lebhaftigkeit, sie

haben überall gesiegt! Sie haben sich überall, wo man sie duldete, aus den Beichtstühlen in die Kabinette der Fürsten geschlichen, und unter dem Vorwand, die Gewissen der Fürsten lenken zu müssen, haben sie ihre Politik gelenkt, haben sie die Länder, die Völker und ihre Herrscher zu willenlosen Werkzeugen der Kirche gemacht, haben sie es dahin gebracht, daß über den Gesetzen des Landes noch die Gesetze der Kirche schwebten, und daß die Jesuiten nicht blos die Minister der Minister, sondern auch die Herren der Fürsten waren! Wenn Ew. Majestät Ihr Oesterreich mächtig und groß machen wollen in Deutschland, müssen Sie vor allen Dingen die geheimen Hauptlenker der früheren Politik, müssen Sie die spanischen Priester, die Söhne Loyola's, entfernen!

Und ich sag' ihm, daß ich's nit thue, und nimmer thun will, rief die Kaiserin glühend. Hab' die frommen Väter allzeit redlich und treu befunden, haben zu mir gestanden in aller Gefahr und aller Noth, haben mich nimmer verrathen, sondern treu zu mir gehalten, und zu meinem Hause.

Die Jesuiten meinen es mit Niemand treu, außer mit sich selber, sagte Kaunitz, sie bewahren kein Geheimniß, wenn es in ihrem Vortheil liegt, es zu verrathen!

Vergeß der Graf nicht, daß mein Beichtvater ein Jesuit ist, unterbrach ihn die Kaiserin.

Die Jesuiten, fuhr Kaunitz ruhig fort, ehren selbst das Geheimniß des Beichtstuhls nicht, und was ihnen unter dem heiligen Siegel der verschwiegenen Ohrenbeichte anvertraut worden, verrathen sie fremden Ohren, wenn es also ihr Vortheil erheischt!

Das ist nicht wahr! rief die Kaiserin glühend.

Halten zu Gnaden, Majestät, es ist wahr!

Diese ruhige Kühnheit des Grafen überraschte die Kaiserin, und machte sie stutzig. Kann Er mir ein Beispiel für Seine Behauptung vorlegen, fragte sie.

Ich kann es jetzt nicht, aber eines Tages werde ich Ew. Majestät Beispiele vorlegen!

Aber bis dahin kein Wort mehr gegen die Jesuiten, sie sind die Vormauer aller Autoritäten*)! rief die Kaiserin heftig.

Bis dahin kein Wort mehr von ihnen, wiederholte Kaunitz sich leicht verneigend. Die Jesuiten sind auch nicht die einzigen Feinde, welche Ew. Majestät im Innern Ihres Landes zu bekämpfen haben. Wir können daher mit der Bekämpfung der andern Feinde beginnen,

---

*) Der Kaiserin eigene Worte. Siehe: Coxe History etc. Th. V.

und jetzt, wo wir Frieden nach Außen haben, ist es wohl Zeit uns auch Frieden im Lande selbst zu schaffen!

Wie heißen unsere anderen Feinde, fragte die Kaiserin fast ungeduldig.

Es sind die reichen und unabhängigen Aristocraten, es ist vor allen Dingen der stolze, reiche und übermüthige Adel Ungarns, Majestät. Diese Herren Magnaten sind Alle gewissermaßen kleine unabhängige Souveraine, die gar nichts beitragen zu den Staatseinkünften, als freiwillige Geschenke, mit denen sie prunken, und welche die Hälfte von dem ganzen Ertrag des Königreich Ungarns für sich allein ziehen. In Ungarn giebt es keine Nation, sondern nur den Adel und Leibeigene und Pächter des Adels. Der Adel ist dort mächtiger, unabhängiger und mehr gefürchtet, als die Landesregierung, der Adel ist die eigentliche Landesregierung Ungarns!

Das ist wahr, sagte die Kaiserin, hab's oft schon gefühlt, daß der Uebermuth des ungarischen Adels ein gefährlich und schlimmes Ding ist, daß er sein Haupt höher erhebt, als es Vasallen in der Nähe des Herrschers geziemt.

Ew. Majestät großer Ahnherr Kaiser Carl V. hat gesagt: „nichts darf es wagen in der Nähe eines Herr-

schers höher empor zu steigen, als Er es will! Selbst den Bäumen in seinem Park muß er die Häupter abschlagen, wenn sie zu hoch in den Himmel emporwachsen, wie viel mehr also den Menschen!"

Aber diese Politik, so groß sie immer sein mag, soll doch nicht die Meine sein, rief die Kaiserin. Nicht durch Blutgerüste will ich mir Gehorsam verschaffen. Hab's ihm schon zuvor gesagt, bin dem Adel Ungarns Dank schuldig, will ihm denselben abtragen durch Nachsicht und Milde.

Es giebt auch noch ein anderes Mittel sie zu bezwingen, als das Blutgerüst, und nur dies wollte ich Ew. Majestät vorschlagen! Das Blutvergießen und die grausame Gerechtigkeit würde nur dazu dienen, die Gemüther aufzubringen, und den Adel noch wilder und entschlossener zu machen. Man muß überhaupt nie eher zu den äußersten Mitteln schreiten, als bis man die andern erschöpft hat.

Er meint also, daß es ein Mittel giebt, diesen stolzen und übermüthigen Adel zu zähmen?

Ich glaube es, Majestät! Die stolzen Herrn Magnaten müssen aus ihren Burgen und Raubschlössern, wo sie immer neue Freiheitsentwürfe brüten, und sich ärgern, daß sie dennoch über sich zuweilen die Hand des Ge-

setzes fühlen, hervorgelockt und hierher nach Wien und an den Hof gezogen werden. Man muß ihnen Ehrenstellen, Titel und Würden geben. Man muß diesem Adel Gelegenheit bieten, mit seinen Reichthümern zu glänzen, sein Geld auf prachtvolle Weise los zu werden, Schulden zu machen, und sich endlich bei der Sequestration seiner Güter auf Gnade oder Ungnade zu ergeben*).

Hör' Er, rief die Kaiserin erschrocken, wenn ich in Seinem Sinne sprechen wollte, so würde ich das eine recht Jesuitische Politik nennen.

Es ist auch getreu nach dem Grundsatz der Jesuiten: „der Zweck heiligt die Mittel," und da der Zweck ist, Eurer Majestät gehorsame und unterwürfige Vasallen aus dem übermüthigen ungarischen Adel zu bilden, so ist das Mittel, das ich vorschlage, wohl erlaubt. Wir wollen den Ungar nicht bezwingen durch die Strenge und das Blutgerüst, wir wollen ihn bezwingen durch das Vergnügen, durch die Schulden, und endlich durch Heirathen. Die ungarischen Grafen und Barone müssen ihre Gemahlinnen aus Wien holen, und die Verwandtschaft mit den großen und einflußreichen Familien Oesterreichs wird ihnen Fesseln auferlegen. Ihre Gemahlinnen

---

*) Briefe eines reisenden Franzosen in Deutschland. Th. I. S. 447.

werden in den ungarischen Schlössern den guten Ton und die feine Lebensart der Hauptstadt einführen, sie werden ihren Herculessen den Weiberrock anziehen, sie werden sie die sogenannten schönen Sitten und das verfeinerte Vergnügen kennen lehren, sie werden ihnen helfen ihre Reichthümer zu verschwenden und Schulden zu machen, und damit wird der übermüthige Adel das Gefühl seiner Unabhängigkeit und Freiheit verlieren. Wer sich dem Vergnügen ergiebt, hat keinen Sinn mehr für den Aufruhr, und wer Schulden hat ist nicht mehr frei. Den verschuldeten ungarischen Grafen aber werden Ew. Majestät alsdann Ehrenstellen und Hofämter geben, das wird sie ehrgeizig machen; die Ehrgeizigen sind immer abhängig von den Fürsten, welche Ehren zu verleihen haben, und dem Verschuldeten hat auch die Höhe der Besoldung einen großen, begehrenswerthen Reiz. — Wenn es uns also gelingt den übermüthigen Adel an den Hof zu ziehen, so ist damit die Hauptsache gethan; das Vergnügen, die Prahlerei, die Verschwendungssucht, und endlich die Heirathen werden das Uebrige thun!

Die Kaiserin war, während Kaunitz in seiner unveränderten, ruhigen Weise ihr so die geheimsten Fäden dieses Netzes zeigte, mit welchem man Ungarn von dieser Zeit an umspinnen wollte, mit raschen Schritten und in

sichtbarer Aufregung im Gemach auf- und abgegangen. Als der Graf jetzt schwieg, blieb sie vor ihm stehen und ihre großen feurigen Augen ruhten lange und forschend auf seinem unveränderlichen Angesicht.

Was Er mir da gesagt hat, Herr Obristhofkanzler, sagte sie, das ist ein traurig Stück aus den Geheimbüchern der Politik und der Regentenweisheit, und wenn man's liest, gehen Einem die Augen über und's Herz thut Einem weh, obwohl man sagen muß, daß es vernünftig und recht so ist, und auch zum Ziel führen kann. Mein Herz streitet wider Seine Maximen, aber mein Kopf giebt Ihm Recht, und da ich als Kaiserin und Herrscherin nicht meinem Herzen, sondern nur meinem Kopf folgen muß, so muß ich schon thun, was mein Herz betrübt. Mögen die schönen Damen meines Hofes und der Stadt Wien aus den freien Ungarn gehorsame und unterwürfige Ehemänner machen, an Ehrenkreuzen, Würden, Vergnügungen und Zerstreuungen wollen wir's nit fehlen lassen, und dann werden sich auch die Schulden und die Sequestrationen von selber finden!

Und die sequestrirten Güter geben wir an deutsche Adelsfamilien, sagte Kaunitz, damit die deutschen Häuser alsdann zu der Klasse der reichen ungarischen Edelleute gehören und den Einfluß des Hofes in Ungarn noch verstärken!

Thun wir's, aber reden wir nicht mehr davon, sagte die Kaiserin traurig. Das Herz thut mir weh von diesen Plänen, und meine Ohren schmerzt es, sie gehört zu haben. Es ist dasselbe Gefühl, als wie ich's habe, wenn ich in Schönbrunn dem Käfig des großen Löwen gegenüber stehe. Es ist ein wildes, majestätisches Thier, hat selbst in der Gefangenschaft noch nicht die Erinnerung an seine einstige Freiheit und Unabhängigkeit verloren, möcht' immer noch die Eisengitter zerbrechen und den Käfig zersprengen, kann's nit begreifen, daß die Fliege, die um seine Mähnen schwirrt und dann wieder hinaus fliegt durch das Gitter, daß die frei und unabhängig sein darf, während er, der König der Thiere, in Banden liegt. Aber weil er einmal eingefangen ist und seine Freiheit verloren hat, ist sein Bestreben und sein Drang nach Freiheit ein Verbrechen, hat er sein Recht an die Freiheit verloren. Wenn er alsdann vor Zorn in seinem Käfig brüllt und an den Eisenstangen rüttelt, da tritt der Wärter zu ihm und schlägt ihn mit der eisernen Ruthe so lange, bis die Wuth des Löwen bezwungen ist und er sich sanft und still wie ein Lamm an die Füße seines Herrn schmiegt. Hab's oft mit angeschaut, hab' bei jedem Hieb, den der Löwe bekam, ein Wehegefühl in meiner Brust gehabt, und hab' doch

bei jedem Hieb gefühlt, daß ihm Recht geschah, und daß er all' die Schläge verdient hat, die er bekam. Denn wer seine Freiheit verloren hat, der hat auch kein Recht mehr auf dieselbe, und wer einmal einen Herrn angenommen hat, der muß ihm dann auch gehorchen und ihm dienstbar sein. — Werd' Alles wohl in meinem Gedächtniß behalten, was wir jetzt gesprochen haben, werd' auch darnach thun und handeln, weil's sein muß! Wollen dem Löwen Zuckerbrot geben und ihn verführen mit Süßigkeiten, damit er in den Käfig kriecht. Aber — reden wir nit mehr davon! Reden wir von den andern Plänen, von all' den schönen Heirathsprojecten! Es macht mich froh zu denken, daß die meisten meiner Kinder Kronen auf ihren Häuptern tragen werden!

Die erste Krone werden wir jetzt auf das Haupt des Königs von Rom setzen, sagte Kaunitz. Möge es dann nur der Beredtsamkeit Eurer Majestät gelingen, den jungen König zu vermögen, daß er sich eine der Prinzessinnen zu seiner Gemahlin wähle.

Die sächsische oder die baierische Prinzessin, rief die Kaiserin; ich denk', er wird's thun, denn er wird einsehen, daß es nothwendig ist, und daß er seinem Stande dies Opfer bringen muß. Wann wird die Krönung in Frankfurt sein?

In vierzehn Tagen, Majestät.

Dann hat der Joseph also noch vierzehn Tage Zeit für seinen Schmerz. Wenn er heimkehrt aus Frankfurt, werd' ich den König von Rom an seine Pflichten mahnen. Aber horch, da schlägt die Glocke die zwölfte Stunde! Es ist Zeit zur Messe! Wenn der Herr Obristhofkanzler mir nichts mehr zu vermelden hat —

Halten zu Gnaden, Ew. Majestät, noch eine Kleinigkeit wünscht' ich vorzutragen. Sie betrifft meine eigene Person.

Nun, das ist mir eine Freude, rief die Kaiserin, daß Er endlich einmal auch für Sich Etwas vortragen will, und auch einmal ein Anliegen hat. Red' Er also, was ist's, womit kann ich Ihm dienen.

Es ist nur um des Decorums willen, Majestät, sagte Kaunitz. Ew. Majestät sagen, daß ich Verdienste habe, daß ich dem Vaterlande und der Kaiserin nützlich bin, ich selber fühle, daß es so ist, und den kleinen Seelen die Bescheidenheit überlassend, hab' ich den Muth, mich selber anzuerkennen und frei zu gestehen: daß Oesterreich mir Dank schuldig ist, daß Gott mich dazu auserkoren und befähigt hat, ihm große Dienste zu leisten. Einen so Auserkorenen soll man aber auch auszeichnen; wäre ich nicht Ich selber, sondern stände der Kaunitz neben

mir, und ich schaute an, was er gethan und geleistet, wie er Ew. Majestät geholfen, Oesterreich groß zu machen, wenn ich bedächt', was er noch in der Zukunft Großes und Bedeutsames thun kann und wird, so würde ich sofort zu Ew. Majestät eilen und zu ihr sagen: „Majestät, in Ihrer Macht liegt es, dem Verdienste, wenn man auch nicht im Stande ist, es zu belohnen, doch eine Auszeichnung und einen Glanz zu verleihen, der es hervorhebt aus der Masse. Ew. Majestät haben dem Grafen Kaunitz die Ehre gegönnt, Ihre rechte Hand zu sein; wenn der Kopf eine Kaiserin ist, so dünkt mich, ist es für die rechte Hand, die dem Kopfe doch so nahe ist, nicht genügend, sie nur mit einem Grafentitel zu benennen.“

Geben wir ihr also einen Fürstentitel? unterbrach ihn die Kaiserin lächelnd.

Das ist es, was ich Ew. Majestät vorschlagen wollte, sagte Kaunitz gelassen, indem er sich indessen doch ein wenig tiefer verneigte, als er es sonst zu thun pflegte.

Und ich nehme Seinen Vorschlag an, rief die Kaiserin heiter. Ich ernenne meinen Obristhofkanzler Grafen Kaunitz zum Fürsten Kaunitz, und werd' heute noch dem Ober-Ceremonien-Amt befehlen, das Patent auszufertigen.

Sie reichte Kaunitz ihre Hand dar, die er dies Mal mit ungewohnter Lebhaftigkeit an seine Lippen drückte. Ich nehme die mir so gnädig angebotene Rangerhöhung dankbar an, sagte er ruhig, nicht als ob sie mir und meinem Namen neuen Glanz verleihen sollte oder könnte, sondern weil es allen Ihren Beamten und Dienern ein erfreulicher Beweis sein wird, daß Ew. Majestät dem Verdienste seine Kronen nicht vorenthalten wollen. Und jetzt, da wir auch diese Kleinigkeit geordnet haben, bitte ich Ew. Majestät, in Gnaden mich zu entlassen.

Das heißt, sagte die Kaiserin mit ihrem gütigsten Lächeln, ich entlasse Ihn in Gnaden, aber nur bis morgen früh!

Sie winkte ihm mit der Hand den Abschiedsgruß und ließ sich sogar herab, als Kaunitz sich der Thür zuwandte, ihm noch einige Schritte zu folgen. — Kaunitz hatte schon die in den Vorsaal führende Thür geöffnet, aber die Schritte der Kaiserin hinter sich vernehmend, wandte er sich noch einmal um und verneigte sich tief.

Auf Wiedersehen, mein lieber Fürst, sagte die Kaiserin laut genug, daß der Pater Porhammer, welcher im Vorsaal stand und die Kaiserin erwartete, um sie in die Messe zu begleiten, es deutlich hören konnte.

Eine tiefe Blässe überdeckte seine Wangen, und dies Mal konnte er es seinem innern Zorn nicht verwehren, sich wenigstens in den Wolken auf seiner Stirn und in dem Blitzen seiner Augen Luft zu machen. Kaunitz, der eben an ihm vorüberschritt, sah es, und eine Art von Lächeln flog über seine starren Züge hin. Er grüßte den Pater mit einem stolzen, kaum bemerkbaren Neigen des Kopfes, und schritt dann langsam aus dem Gemach.

Er hat gesiegt, murmelte der Pater mit zitternden Lippen, aber dann zwang er seinen Mund zu einem Lächeln, denn da drüben hatte sich wieder die Thür geöffnet, und die Kaiserin erschien auf der Schwelle.

Der Pater eilte mit seinem leichten, unhörbaren Schritt zu ihr hin. Majestät, sagte er, habe ich nun nicht Recht gehabt? Habe ich Eurer Majestät nicht den Beweis meiner Behauptung geliefert?

Den Beweis welcher Behauptung? fragte die Kaiserin zerstreut. Pater Porhammer starrte sie erstaunt an, keines Wortes mächtig. — Oh, jetzt entsinne ich mich, fuhr die Kaiserin dann nach einer Pause fort, Ihr wolltet mir den Beweis geben, daß der Obristhofkanzler unten in seinem Wagen von einem Frauenzimmer erwartet werde! Hört aber, was ich Euch sagen will!

Es ist besser, Ihr schaut nimmer hinein in die Kutsche des Obristhofkanzlers, und geht an seiner ganzen Person mit geschlossenen Augen vorüber. Kann den Mann nicht entbehren, sondern bedarf seiner Dienste gar sehr. Er ist untadelhaft in seinem Dienst und verrichtet meine Geschäfte gut, das hör' und seh' ich gar wohl. Will also lieber nicht sehen, was er in seinen Nebenstunden thut, und welche Vergnügungen er sich erwählt, um sich zu zerstreuen und zu erholen von seinen beschwerlichen und vielfachen Amtsgeschäften. Sprecht mir also nichts wieder gegen den Obristhofkanzler Fürsten Kaunitz; und wenn er in seinem Privatleben weniger Tugend zeigt, wie wir es wünschen müssen, so wollen wir uns daran halten, daß er doch wenigstens ein treuer, gewissenhafter und geschickter Staatsmann ist, und das, denke ich, ist auch eine Tugend!

Pater Porhammer neigte demuthsvoll sein Haupt, und murmelte einige leise, unverständliche Worte.

Es ist die höchste Zeit zur Mess' zu gehen, sagte die Kaiserin, indem sie den an der Thür harrenden Kammerhusaren einen Wink gab, die Thüren des zweiten Vorsaals zu öffnen, um die dienstthuenden Herrn und Damen vom Hofe eintreten zu lassen, damit sie der Kaiserin in die Kapelle folgten. —

Maria Theresia kehrte indessen heut ungewöhnlich früh aus der Kapelle heim. Sie hatte keine Andacht und Erbauung finden können, ihr Herz war heut zu sehr mit irdischen Dingen beschäftigt, um sich ganz ohne Nebengedanken den himmlischen zuwenden zu können. — Die Vermählungsprojecte für ihre Kinder beschäftigten das Gemüth der Kaiserin und der Mutter, und indem sie jetzt in ihr Cabinet sich zurückzog, gab sie ihrem Oberhofmarschall Grafen Dietrichstein einen Wink, ihr dahin zu folgen.

Hör' Er, sagte Maria Theresia, als die Thür ihres Cabinets sich hinter dem Grafen geschlossen hatte, ich will Ihm einmal eine ganz vertrauliche Frage vorlegen. Er ist ein alter, langjähriger Diener meines Hauses, und ich denk' wohl, daß ich auf seine Verschwiegenheit und Treue zählen darf.

Ew. Majestät wissen wohl, daß ich eher sterben, als ein Geheimniß Eurer Majestät verrathen würde, rief der gute dicke Graf Dietrichstein in seiner gutmüthig enthusiastischen Weise.

Die Kaiserin schaute lächelnd in sein rothes, gutes Gesicht. Würd' Er auch lieber sterben, ehe denn Er mir eine Unwahrheit sagt? fragte sie.

Das, sagte Dietrichstein lächelnd, das, Majestät, ist

schon eine bedenklichere Frage, denn es giebt Umstände, wo selbst Eurer Majestät gegenüber eine Nothlüge —

Wenn ich Ihm aber befehle, mir durchaus und in dieser Stunde wenigstens genau die Wahrheit zu sagen, die Wahrheit ohne Rückhalt und Reserven?

Dann würde ich diesem kaiserlichen Befehl unterthänigst nachkommen und die Wahrheit antworten, was immer auch Euere Majestät zu fragen geruhen mögen!

Nun denn, höre Er. Er ist so eben von einer Reise durch Deutschland heimgekehrt, Er hat Aufträge gehabt an die Höfe von Baiern und Sachsen. Er kennt also, denke ich, die beiden heirathsfähigen Prinzessinnen von Dresden und München.

Ich kenne sie! sagte Graf Dietrichstein seufzend.

Nun also, sag' Er mir, wie schaut die Prinzessin Maria Kunigunde von Sachsen aus?

Sie ist schlank, sagte der Graf achselzuckend, sehr schlank sogar! Wenn mir Ew. Majestät den schlimmen Ausdruck um der Wahrheit willen verzeihen wollen, so muß ich sagen, sie ist klapperdürr, und wer sich an ihr stößt, der bekommt blaue Flecke.

Geh' Er, Graf, Er ist ein Verläumder, sagte die Kaiserin lächelnd. Die Prinzessin von Sachsen ist also, will Er sagen, ein sehr zartgebautes, junges Mädchen?

Zu Befehl, Majestät, nur daß man zuweilen versucht sein könnte, wenn man das Gesicht der Prinzessin anschaut, sie trotz ihres zarten Baues für einen Mann zu halten!

Jesus Maria, was will Er damit sagen? fragte die Kaiserin erschrocken.

Ich will damit sagen, erwiderte Graf Dietrichstein mit komischem Ernst, daß die zarte, schlanke Prinzessin einen schwarzen Bart hat, um den sie mancher Fahnenjunker beneiden dürfte.

Er ist ein Narr, Dietrichstein, Er wird die Prinzessin im Abenddunkel gesehen, und irgend einen zufälligen Schatten für einen Bart gehalten haben!

Verzeihung, Majestät, aber Sie selber haben befohlen, daß ich in dieser Stunde die Wahrheit sagen soll! Ich sah die Prinzessin Maria Kunigunde von Sachsen bei Abend sowohl, als beim Sonnenlicht. Bei jeder Art von Beleuchtung war derselbe schwarze Schatten um ihren — nicht kleinen Mund, und ich habe daher Grund, zu vermuthen, daß dieser Schatten doch ein Bart ist.

Aber die Prinzessin Josepha von Baiern? Er hat sie auch gesehen? Ist die schöner?

Schöner! seufzte der Graf, die Achseln zuckend. Man

sagt, sie sei liebenswürdig und gut, wenn dem so ist, so ist ihr Inneres schöner als ihr Aeußeres. Sie kann für eine Rivalin der Prinzessin von Sachsen gelten!

Er ist ein scharfer Kritiker, merk' ich wohl, sagte die Kaiserin seufzend. Aber denk' Er sich jetzt einmal den Fall, Er selber sollt' Eine von den beiden Prinzessinnen heirathen. Welche von Beiden würde Er wählen?

Majestät, diesen Fall kann ich mir gar nicht denken, rief der Graf mit wahrem Erschrecken. Nimmermehr würd's mir zustehen, zwei legitimen Prinzessinnen gegenüber solche verwegene Heirathsgedanken zu haben.

Denk' Er sich also, die beiden Damen wären keine Prinzessinnen, sondern Ihm ebenbürtig, und er sollt' Eine von ihnen heirathen. Welche von ihnen Beiden würd' Er wählen?

Der Graf schwieg und blickte nachdenklich zur Erde nieder. Die Wahrheit, rief die Kaiserin, die Wahrheit! Sag' Er frei und aufrichtig, was Er denkt. Geb' Ihm mein kaiserlich Wort darauf, daß ich Ihm nit zürnen will, was Er auch sagen mag, und daß ich Seine Worte ganz verschwiegen bei mir selber bewahren will. Sprech' Er also, welche von den beiden Damen würd' Er wählen.

Nun denn, seufzte der Graf mit einer schwermuths-

vollen Grimasse, Ew. Majestät befehlen es, ich werde also die Wahrheit sagen! Ich gestehe Ihnen also, Majestät, daß, wenn ich meinen freien, unbehinderten Willen hätte und Herr meiner Handlungen wäre, ich ganz bestimmt weder die Eine, noch die Andere heirathen würde. Aber, wenn man mir das Messer an die Gurgel setzte, und ich mich nur retten könnte, indem ich eine von Beiden heirathete, so würde ich die Prinzessin Josepha von Baiern wählen, weil sie —

Nun, sprech' Er frei heraus, rief die Kaiserin, als der Graf verlegen stockte. Was wollte Er sagen? Er würd' also die baierische Prinzessin wählen, weil sie —

Nun denn, rief der Graf tief aufseufzend, weil sie zum Mindesten Etwas Busen hat!

Maria Theresia brach in ein herzliches Lachen aus. Er hat Recht, sagte sie, Sein Grund, weshalb Er die baierische Prinzessin vorziehen würde, ist ein ganz vortrefflicher und hat seine guten und triftigen Ursachen! Dank Ihm, daß Er mir die Wahrheit gesagt hat! Werd' Seine Worte wohl beherzigen!

Aber Ew. Majestät geruhten mir zu versprechen, daß Sie die Gnade haben wollten, meine Worte gegen Jedermann zu verschweigen, bat der Graf mit gefalteten Händen und kläglicher Miene.

Werd' mein Versprechen auch erfüllen, sagte Maria Theresia, ihm gnädig die Hand darreichend. Doch will ich hoffen, daß Er mir dies Mal nicht die Wahrheit gesagt hat, und daß es mit den Prinzessinnen nicht gar so schlimm ist, als Er sagt*).

---

*) Diese ganze Unterredung zwischen der Kaiserin und dem Grafen ist historisch, und Graf Dietrichstein bediente sich in seiner Kritik über die Prinzessin Josepha von Baiern genau der oben angeführten Worte. Siehe: Wraxall: Memoirs etc. Th. II. S. 406.

III.

Josepha von Baiern.

Jubel und Fröhlichkeit herrschte in der Kaiserburg und in der guten Stadt Wien. Ueberall begegnete man nur frohen Gesichtern, überall sah man, trotz der rauhen Jahreszeit, Kränze und Guirlanden über die Straße dahin tragen, alle Häuser begannen sich zu schmücken, und in ihrem Innern war überall ein geschäftiges Leben. Jedermann dachte an Bälle, Toiletten, Festlichkeiten und Illuminationen, Jedermann war begierig die Herrlichkeiten zu schauen, die sich heut in Wien begeben mußten, denn es war der zweiundzwanzigste Januar des Jahres 1765, der Tag, an welchem die Braut des Königs von Rom, die Prinzessin Josepha von Baiern, ihren Einzug in Wien halten und dem jungen König angetraut werden sollte.

Die Pläne der Kaiserin und ihres Obristhofkanzlers

begannen also sich zu erfüllen. Der Erzherzog Joseph war in Frankfurt zum König von Rom gekrönt worden, und dem nach Wien heimkehrenden jungen König hatte die Kaiserin die Pflicht an's Herz gelegt, sich zu vermählen. Joseph hatte wohl anfangs heftig sich geweigert, aber endlich hatte er doch den Vernunftgründen der Kaiserin, den Bitten des Kaisers nachgegeben, und hatte sich bereit erklärt, die Gemahlin anzunehmen, welche die Politik ihm bestimmen würde. Man hatte ihm die Wahl gelassen zwischen Kunigunde von Sachsen und Josepha von Baiern, und der König von Rom war selbst auf die Brautschau ausgezogen. Unfern von Töplitz war er, wie von ungefähr, der Prinzessin Kunigunde von Sachsen und ihrem Gefolge auf einer Jagdpartie begegnet. Die Prinzessin saß zu Pferde, aber des Reitens wenig gewohnt, war ihre Haltung ängstlich und befangen, noch befangener dadurch, daß sie sehr wohl den Zweck dieses „zufälligen Zusammentreffens" kannte, und sich bewußt war, daß es sich in dieser Stunde um das Glück und die Größe ihrer Zukunft handele. Sie gab dem König von Rom auf seine kurzen, wenig ermuthigenden Begrüßungsworte eine kaum verständliche Antwort, sie erblaßte und zitterte, als sie fühlte, wie seine großen, tiefblauen Augen mit prüfenden, kalten

Blicken ihre ganze Gestalt musterten. Dieses Erblassen machte sie nicht schöner, dieses Schweigen und Zittern machte sie nicht interessanter. Joseph fühlte sich gelangweilt von ihrem Schweigen, degoutirt von ihrer Häßlichkeit. Nach einer kurzen, oberflächlichen Unterhaltung verneigte er sich, Abschied nehmend von der Prinzessin, und sprengte mit seinen Begleitern von dannen. Die Prinzessin schaute seufzend seiner verschwindenden Gestalt nach, und kehrte trübe und gedemüthigt mit ihrem Gefolge heim. Sie war es sich bewußt, daß sie verschmäht worden, daß der König von Rom sie nimmer zu seiner Gemahlin erwählen würde*).

Und sie hatte Recht; der König von Rom wählte die Prinzessin Josepha von Baiern, die ihm auch auf einer Jagdpartie „durch Zufall" begegnete, und die ihm, gleich dem Grafen Dietrichstein, minder häßlich erschien, wie die Prinzessin Kunigunde „mit dem schwarzen Schatten um den nicht kleinen Mund."

Heute sollte also die Prinzessin ihren Einzug in Wien halten, heute sollte sie sich dem König von Rom

*) Der Wiener Hof, um die Prinzessin Kunigunde von Sachsen für die ihr in Aussicht gestellte Königskrone zu entschädigen, verschaffte ihr später die Stelle als Coadjutrice der Abtey von Essen und Thorn. Eine sehr bescheidene Entschädigung allerdings für die Hoffnung auf eine Krone.

vermählen! Ganz Wien, wie gesagt, jauchzte diesem Fest entgegen, und Freude und Lust war in der Stadt, wie in der Kaiserburg. Aus den Zimmern der Erzherzoginnen vernahm man schon in der Frühe des Morgens ein merkwürdiges Durcheinander von Stimmen, welche sangen, und von einer rauhen scheltenden Baßstimme, welche den Gesang immer wieder unterbrach, und gar oft ihn überdonnerte. Es war die Stimme Meister Glucks, welcher mit den Erzherzoginnen Elisabeth, Amalie, Josepha und Carolina das Singspiel einstudirte, das der Abbate Metastasio für diesen Tag gedichtet und Meister Gluck componirt hatte. Das Singspiel hieß: „il Parnasso confuso“ und die Erzherzoginnen Amalie, Josepha und Carolina sollten darin die Grazien, Elisabeth aber den Gott Apollo darstellen*). Sie hatten ihre Rollen tapfer geübt, und traten in der an diesem Morgen stattfindenden Generalprobe dem gestrengen Capellmeister mit der stolzen Ruhe erlangter Meisterschaft entgegen. Aber Meister Gluck hatte sich dennoch nicht zufrieden erklärt, und ließ den Apollo immer von Neuem seine Arien, die Grazien immer von Neuem ihre Terzette

*) Die Partitur dieses Singspiels ist verloren gegangen, und nur in den Werken Metastasio's findet sich das Libretto, mit Angabe der fürstlichen Darstellerinnen und des Componisten. Siehe Anton Schmid: Ritter von Gluck. S. 115.

probiren, bis die Hofdamen der Erzherzoginnen angstvoll erklärten, es sei die höchste Zeit zur Toilette, denn schon sei ein Courier eingetroffen mit der Nachricht, daß die Prinzessin Josepha das Weichbild der Stadt überschritten habe und in wenigen Stunden schon in Wien eintreffen werde.

Während so Alles sich schmückte und vorbereitete zu den Festlichkeiten und Freuden des Tages, weilte der, welchem zur Hälfte alle diese Festlichkeiten galten, weilte der König von Rom einsam und gedankenvoll in seinem Kabinet. Es war dasselbe Kabinet, in welchem er sich damals, gleich nach dem Tode Isabellens, eingeschlossen hatte, dasselbe Kabinet, in welchem er Tage lang geweint und geklagt um sein verlornes Glück, bis seine Schwester Christina ihn durch ihre grausamen Tröstungen seiner Einsamkeit und seinem Kummer entrissen hatte.

Aber diese Tröstungen hatten dennoch ihren Zweck erreicht; Joseph's Thränen um die Geliebte seines Herzens waren versiegt, und seit er die Briefe gelesen, welche Isabella an die Erzherzogin Christina geschrieben, und in denen sie ihrer jungen Schwägerin ihr ganzes kummervolles Herz enthüllte, seit Joseph wußte, daß Isabella ihn niemals geliebt habe, hatten seine Thränen aufgehört zu fließen, waren die Klagen auf seinen Lippen verstummt.

Er dachte aber an diese Zeit, als er jetzt einsam, im glänzenden Festgewande, in diesem Kabinet auf= und abging, des Zeichens harrend, welches ihm sagen sollte, daß es Zeit sei der neuen Braut entgegenzureiten. Er dachte, indem er seine zweite Gemahlin erwartete, an die gestorbene, und indem er sich ihre reizende Gestalt, ihr bezauberndes Lächeln, ihre großen wunderbaren Augen, ihre ganze Erscheinung voll Anmuth, Lieblichkeit, Grazie und Jugend vergegenwärtigte, flog ein bitteres, spöttisches Lächeln über sein Antlitz hin, und seine hohe, klare Stirn legte sich in finstere Falten.

Und sie hat mich doch getäuscht, sagte er leise vor sich hin, ihr Lächeln, ihr Anblicken, ihre Innigkeit, ihre Liebe, es war alles Lüge, alles Heuchelei. Indem sie mich anlächelte, hat sie um einen Andern getrauert, indem sie in meinen Armen ruhte, und den Worten meiner Zärtlichkeit zu lauschen schien, waren ihre Gedanken fern ab von mir bei dem Grabe ihres gemordeten Geliebten! Oh mein Gott, wem soll ich auf Erden denn glauben können, wenn selbst sie mich getäuscht hat, sie, die ich geliebt habe, wie den Engel der Schönheit, des Glücks und der Liebe! — Keinem soll ich glauben, fuhr er dann nach einer kurzen Pause fort, und seine Stimme war jetzt rauh und hart, Keinem soll ich vertrauen;

zweifeln und mißtrauen soll ich überall, mein ganzes Leben hat mir die Beweise gegeben, daß ich das soll und muß, wenn ich nicht ein verachteter Spielball sein will in den Händen der Menschen. So lang' ich lebe, hab' ich gesehen, wie diese falschen, heuchlerischen Menschen meine Mutter betrügen und belügen, hab' ich gesehen, daß ihre Gebete und ihr Händefalten, ihr Weinen und Seufzen, ihr Lachen und ihre Scherze, ihre Liebesbetheuerungen und ihre Ergebenheit, ihr Stolz und ihre Unterwürfigkeit, daß das Alles nur Schein, nur eine Maske ist, unter der sie ihren Egoismus, ihre Geldgier, ihren Neid, ihre Verleumdungssucht, ihren Ehrgeiz verbergen, um zu ihren Zwecken zu gelangen. Von Kindesbeinen an sah ich die Kaiserin und uns Alle umgeben von Lügnern und Heuchlern, und ich mußte doch schweigen und meinen Zorn und meine Verachtung hinunterwürgen und ich muß auch jetzt noch schweigen! Bin immer noch ein armer abhängiger Knabe, der keinen eigenen Willen und keine eigene Hand hat, der am Gängelband der Politik geleitet wird, und dem sie allerhand Spielzeug von Titeln und Würden umhängen, den sie einen König nennen, auf daß er vergesse, daß er ein Sclave ist, ein Sclave der Kaiserin und ihres allmächtigen Ministers, ein Sclave der Priester und der Hofschranzen, ein Sclave

der Politik, welche mir jetzt ein fremdes, verhaßtes Weib an die Seite schmiedet, und mir befehlen will, sie zu lieben, und sie zur Mutter meiner Kinder zu machen. Oh, wann wird denn ein Tag kommen, wo diese Fesseln von mir abfallen, wann werde ich frei sein! Frei, um die Heuchler und Lügner zu bestrafen, frei, um von mir und meinem Lande die Knechtschaft und die Finsterniß abzuschütteln, frei, um den Bösen ein Schreckniß, den Guten eine Zuflucht zu sein!

In der Ferne vernahm man jetzt den dumpfen Laut eines Schusses. Joseph zuckte zusammen, und schien wie aus einer Verzückung zu erwachen. Noch ist diese Zeit nicht gekommen, sagte er mit einem bittern Lachen, noch bin ich nicht frei! Es ist Zeit meiner Braut entgegen zu gehen, und das ekle Fastnachtsspiel einer zweiten Ehe zu beginnen! Wahrlich, wäre mir diese Josepha nicht so unendlich gleichgültig, so könnte ich fast Mitleid mit ihr haben. Sie wird keinen sehr gefügigen und zärtlichen Ehegemahl an mir finden, und die Königin von Rom wird keine beneidenswerthe Frau sein!

Er warf den spanischen kurzen, mit Hermelin verbrämten Sammetmantel über und trat in den Vorsaal hinaus, wo seine Cavaliere und sein Hofstaat ihn erwarteten, den jungen König zu begleiten, der jetzt seiner

Braut entgegeneilen mußte, um sie durch Wien zu geleiten, und an ihrer Seite hinaus zu reiten nach Schönbrunn, wo die Kaiserin mit ihrem Gemahl und ihren Töchtern sie erwartete, und wo in der Schloßkapelle die Vermählung stattfinden sollte. —

Auf den Straßen drängte das Volk von Wien sich mit lustigem Freudengeschrei auf und ab, die Fenster der Häuser, durch welche der Zug kommen mußte, waren geschmückt mit geputzten Frauen, die lachend und heiter mit glänzenden Augen und rosigen Wangen dem Brautpaar entgegen schauten. Für Jedermann war dieser Tag ein Freudentag; nur die Zwei, denen allein diese Vorbereitungen galten, nur diese Zwei waren trübe und angstvoll, nur sie stimmten nicht mit ein in die allgemeine Fröhlichkeit, und die Lust, welche sie umrauschte, fand keinen Wiederhall in ihren Herzen. — Joseph's Herz war voll Mißmuth und Groll gegen diese ihm aufgedrungene Gemahlin, der Prinzessin Josepha's Herz voll Angst und Zagen über den Empfang, der ihrer wartete. Sie zittterte, wenn sie daran dachte, daß sie jetzt ihrem Gemahl entgegen gehe, daß sie bald vor der schönen, stolzen Kaiserin Maria Theresia und ihren Prinzessinnen erscheinen solle. Der Ruf ihrer Schönheit, ihrer Anmuth, ihrer Bildung war bis an den Hof

von München gelangt, und Prinzessin Josepha wußte, daß sie selber weder schön, noch hochgebildet, weder anmuthig, noch talentvoll sei. Man hatte ihre Erziehung, ihren Geist vernachlässigt, und wenn sie jetzt dazu ausersehen worden, die Gemahlin des Königs von Rom, des dereinstigen Kaisers zu werden, so verdankte sie das nicht ihrer Schönheit und Bildung, sondern der Politik, und den Aussichten, welche ihr Bruder, der kinderlose Churfürst von Baiern, dem Hause Oesterreich auf eine baierische Erbschaft gewährte.

Josepha wußte das, und das machte sie traurig und befangen. Und doch, wider ihren Willen, und allen ihren schlimmen Ahnungen zum Trotz, hatte sie ein Gefühl der Freude und des Glückes, als sie jetzt diesen glänzenden Zug von Reitern gewahrte, der ihr da, unmittelbar vor Wien, entgegen kam, und diesen stolzen schönen Reiter an ihrer Spitze, dessen große blaue Augen ihr entgegen leuchteten wie zwei Sterne. Das war Er, Joseph, ihr Gemahl, der Herr ihres Glückes und ihrer Zukunft! Sie hatte ihn nur Einmal gesehen, und dennoch liebte sie ihn, sie wußte, daß er ihr nicht aus Wahl und aus Liebe, sondern nur auf Befehl der Kaiserin und der Politik vermählt werde, und dennoch pries sie sich selig, die Gemahlin des schönen jungen Mannes zu

werden, der zugleich ein König war, und mit dem Myrtenkranz zugleich eine Krone auf ihr Haupt setzte. Jetzt waren die beiden Züge dicht an einander gekommen, der Wagen der Prinzessin Josepha hielt an, der König von Rom sprengte an ihre Seite, und begrüßte sie mit einer tiefen Verbeugung; hinter ihnen Beiden stand der glänzende Zug der Cavaliere, deren Ordenssterne und goldene Epaulette's in der Sonne funkelten. Sie sprangen nun von ihren reichgezäumten Pferden, um die Prinzessin zu begrüßen, welche jetzt ihren Wagen verlassen mußte, um das mit Purpurdecken und Goldgeschirr gezierte Pferd zu besteigen, das der Obermarstallmeister des Kaiserhofes ihr eben vorführte.

Der König von Rom trat an den Wagen der Prinzessin, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein. Er reichte ihr seine Hand, und Josepha legte erröthend und erblassend ihre Hand in die seine. Sie schaute mit einem innigen, zärtlichen Blick zu ihm auf, sie hatte ein Gefühl, als müßte sie ihre Arme um ihn schlingen, und ihn anflehen, ein wenig Liebe, ein wenig Duldung für sie zu haben, ihr Freund, ihr Beschützer zu sein an diesem Hofe, dem sie als eine Fremde, Unbekannte jetzt entgegenging. Aber ihre schüchternen Lippen wagten es nicht, die Gedanken, die ihr Herz bewegten, auszu-

sprechen, nur ihre Hand drückte leise und zärtlich die seine.

Joseph erwiderte diesen Druck nicht, er blickte die Prinzessin überrascht, und fast verächtlich an, und trat zurück, den Oberstallmeistern und Kammerherren die Sorge überlassend, der Prinzessin beim Besteigen des Pferdes behülflich zu sein. Sie schwang sich leicht und mit jugendlicher Elasticität empor. Mit rascher Hand faßte sie die Zügel und zog sie so straff an, daß das edle Thier hoch aufbäumte, und dann, von ihrer Hand bezwungen, in zierlichen Courbetten tänzelte, und schäumend in die Halfter biß. —

Sie ist wenigstens eine gute Reiterin, sagte Joseph zu sich selber, indem er sein Pferd bestieg und an ihre Seite ritt. Und jetzt begannen die Glocken von allen Thürmen zu läuten, und die Kanonen auf den Wällen verkündeten den Wienern, daß das junge Fürstenpaar eben seinen Einzug halte in die Stadt.

Schweigend ritten sie durch die blumengeschmückten Straßen; überall lachende Gesichter, fröhliches Gewoge jubelnder Menschen, und durch die geputzten, jubelnden Massen bewegte der glänzende Zug sich feierlich weiter, voran das junge Fürstenpaar, hierhin und dorthin grüßend mit lächelndem Munde, und doch so überdrüßig dieser

Freudenbezeugungen, doch so voll Verlangen nach ein wenig Stille, ein wenig Einsamkeit. Beide sprachen sie kein Wort; was hätten sie einander auch zu sagen gehabt, sie, welche nur die Politik, nicht die Liebe an einander fesselte.

Am Ende der Stadt vor dem Thor hielt die Galla-Equipage der Kaiserin, die Prinzessin erwartend. Schweigend und gleichgültig reichte Joseph der Prinzessin wieder die Hand, um ihr in den Wagen zu helfen. Dies Mal wagte es Josepha nicht mehr seine Hand zu drücken, aber als die Thür des Wagens sich hinter ihr und ihrer Oberhofmeisterin schloß, da lehnte sie ihr Haupt zurück in die weißen Sammetkissen und weinte bitterlich.

Um Gotteswillen, Prinzessin, rief die Oberhofmeisterin angstvoll, was sollen diese Thränen? Ew. Hoheit werden sich den Kopfputz verderben, und Ihre Augen werden geröthet werden vom Weinen.

Die Prinzessin richtete sich wieder empor. Es ist wahr, sagte sie mit einem traurigen Lächeln, ich habe nicht das Recht zu weinen, wie es wohl andere Frauen in solcher Stunde dürfen. Ich bin eine Prinzessin, das heißt, eine aufgeputzte willenlose Puppe, welche sich nur bewegen darf nach dem Räderwerk der Etiquette, und

nicht das Recht hat, zu weinen, wenn die Etiquette befiehlt, daß sie lachen soll.

Ew. Hoheit sind aufgeregt, und sehen deshalb die Dinge in einem so trüben Licht, sagte die Oberhofmeisterin theilnahmsvoll. Doch gehen Sie einem Schicksal entgegen, um das alle Frauen der Welt Sie beneiden müssen. Sie sind im Begriff die Gemahlin des schönen, geistvollen und liebenswürdigen Königs von Rom, des dereinstigen Kaisers, die Schwiegertochter der großen Maria Theresia zu werden, deren Ruhm die ganze Welt erfüllt, die Schwester der Erzherzoginnen, deren Schönheit und Herzensgüte Jedermann preist.

Und nun sieh mich an, rief die Prinzessin leidenschaftlich, sieh mich an, und sage, ob ich nicht weinen muß? Oh, nur jetzt keine Schmeicheleien und keine Hinterhalte, Lucie. Du kennst mich seit früher Jugendzeit, Du bist mir Mutter, Schwester und Freundin gewesen. Ich beschwöre Dich, sei in dieser Stunde wahr gegen mich, verhehle mir nichts. Sieh mich an, und sage mir, ob ich nicht weinen muß, wenn ich daran denke, daß ich jetzt der großen Kaiserin, den schönen Prinzessinnen gegenüber treten, daß ich die Gemahlin dieses schönen jungen Königs werden soll, der mit einem Blick seiner Augen alle Herzen höher schlagen macht,

mit einem Lächeln sich die ganze Welt erobern muß. Sag' mir, ob ein so armes, häßliches, geistig und körperlich vernachlässigtes Mädchen, eine so kleine unbedeutende Prinzessin es wagen darf, die Hand nach so hohen Ehren, nach so unermeßlichem Glück zu erheben. Sag' mir, ob ich nicht mein Haupt verhüllen und fliehen müßte, fliehen, um nicht verzehrt zu werden von den Flammen eines Glückes, das ich nicht verdiene, dessen ich nicht würdig bin.

Sie sind des höchsten Glückes und der höchsten Ehren würdig, sagte die Oberhofmeisterin feierlich. Niemand, der Ihnen näher tritt, dem Sie vergönnen, Ihre edle keusche Seele, ihr reines, glühendes Herz zu kennen, wird sagen dürfen, daß Sie des glänzenden Schicksals nicht werth sind, welches der Himmel Ihnen aufbehalten hat.

Oh, es wird sich Niemand hier um meine Seele und mein Herz kümmern, rief die Prinzessin ungestüm, Niemand wird Zeit und Lust haben, in mein Inneres zu schauen, und auf meine Gedanken und meine Gefühle zu achten. Das Aeußere ist es, und das gesprochene Wort, auf das es ankommt. Und ich Unglückliche vermag nicht auszusprechen, was ich empfinde, vermag es wenigstens nur dann, wenn man mir freundliches Ent-

gegenkommen gewährt. Ein kalter Blick schnürt mir das Herz zu, und macht das Wort auf meinen Lippen erstarren. Ich fühle dann mit grenzenloser Betrübniß, wie unbeholfen und linkisch ich bin, wie wenig geeignet, Liebe, oder auch nur Theilnahme zu erwecken, und dies Gefühl macht mich noch befangener, noch häßlicher.

Jetzt, sagte die Gräfin ungeduldig, jetzt werden Sie ungerecht gegen sich selber, Hoheit. Niemand wird es wagen, Sie häßlich zu nennen. Es liegt nur in Ihrem Willen, schön zu sein, wie Sie liebenswerth sind. Sein Sie glücklich, Prinzessin, sein Sie glücklich, und Sie werden schön sein!

Glücklich! seufzte die Prinzessin, und ihre Augen flogen durch das Glasfenster zu dem schönen jungen Erzherzog hin, der da in der Mitte seines glänzenden Gefolges neben ihrem Wagen ritt, stumm und freudlos, wie zu einer Trauerfeierlichkeit, nicht Ein Mal zu ihr herüberschauend, ganz theilnahmlos und kalt für sie!

Josepha schaute lange und mit einem seltsamen halb zärtlichen, halb traurigen Ausdruck zu ihm hinüber. Es fuhr über ihr Antlitz hin, wie ein Sonnenstrahl des Glückes, es glänzte in ihren sonst so sanften Augen wie das himmlische Feuer der Liebe, aber bald erbleichte dieser Sonnenstrahl, erlosch dieses Feuer wieder, und

trübe Wolken lagerten sich auf ihrem bleichen Angesicht.

Mit einem tiefen Seufzer wandte sie den Blick ab von diesem jungen, schönen, ritterlichen Fürsten, der ihrer Nähe ganz vergessen zu haben schien, und achtlos mit seinen Cavalieren plauderte.

Ihr Auge begegnete den Blicken der Oberhofmeisterin, die mit schmerzvoller Theilnahme auf sie gerichtet waren, und mit einem unendlich trüben, schmerzvollen Lächeln nickte sie ihr zu.

Ich will Dir Etwas sagen, Lucie, sagte sie dann leise, ihre Hand auf die Schulter ihrer Freundin legend, etwas Trauriges, Demüthigendes und Entsetzliches will ich Dir jetzt noch sagen in dieser Stunde unsers letzten, traulichen Beisammenseins. Höre wohl auf meine Worte, und beklage mich: Ich werde meinen Gemahl grenzenlos lieben, aber Er wird meine Liebe niemals erwidern! Ich werde ihn anbeten, und Er wird mich hassen und verachten!

In sich erschauernd, und schaamvoll erglühend vor ihren eigenen Worten senkte Josepha ihr Haupt und verhüllte ihr Antlitz in ihren Händen. —

Und jetzt hielt der Wagen an, jetzt waren sie zur Stelle, jetzt mußte die arme zitternde Prinzessin den

Wagen verlassen, um dem Kaiser entgegen zu gehen, der sie an der großen Treppe erwartete, um ihr Knie zu beugen vor der Kaiserin, welche da oben in der Halle ihr entgegen schritt, und hinter der die Erzherzoginnen sich befanden und das große, glänzende Gefolge von Damen und Cavalieren. Und Aller Augen waren mit kalten, neugierigen, forschenden Blicken auf die Prinzessin gerichtet, die jetzt mit niedergeschlagenen Blicken an der Hand des Kaisers daher schwankte und halb gebrochen zu der Kaiserin Füßen niedersank.

Gnade, Majestät, Gnade! flüsterte sie leise, und aller Etiquette und allem Ceremoniell zuwider, nahm sie die dargereichte Hand der Kaiserin und bedeckte sie mit ihren Küssen und mit ihren Thränen.

Ueber die Gesichter der Hofleute flog ein Ausdruck kalten Spottes, mitleidsloser Verwunderung, die jungen Erzherzoginnen schauten einander an mit spöttischem Lächeln, Maria Theresia aber, deren großes, echtes Frauenherz die tiefe Bewegung dieses armen Mädchens, das da weinend und bebend vor ihr kniete, wohl begriff, Maria Theresia neigte sich zu ihr nieder; sie hob die Knieende mit sanfter Gewalt empor und küßte sie auf die Stirn.

Sei willkommen, meine Tochter, sagte sie mit ihrer

vollen, sonoren Stimme. Möge das Glück bei Dir einziehen und bei Dir bleiben! Kommt, meine Kinder, laßt uns zur Kapelle gehn!

Sie winkte ihrem Gemahl und reichte ihrem Sohn die Hand. Der Kaiser nahm den Arm der Prinzessin Josepha und trat hinter seine Gemahlin, welche jetzt mit feierlichem, ernstem Schritt vorwärts ging. Vorwärts durch die Säle mit ihrer schimmernden Pracht bewegte sich der glänzende Kaiserzug dahin nach der Schloßcapelle, in welcher der Cardinal Migazzi, umgeben von Priestern in gelbgestickten Meßgewändern, das Brautpaar erwartete. Denn das Ceremoniell erforderte, daß die Prinzessin, welche dem König von Rom nicht durch Procuration angetraut worden, zu allererst durch den Segen der Kirche und die Weihe der Priester ihren neuen Rang und ihre neue Würde empfange, um dann sogleich mit den Ehren und Auszeichnungen, welche der Königin gebührten, in ihre Gemächer geführt und von ihrem Hofstaat begrüßt zu werden. Man durfte daher der Prinzessin nicht einmal Zeit lassen, ihre Toilette zu ordnen, und von der ermüdenden Reise sich auszuruhen. So wie sie war, im Reiteranzug, mußte die Prinzessin sich in die Capelle zur Traunngs-Ceremonie begeben. Am Eingang der Capelle stand die neue Oberhofmeisterin der jungen Königin

von Rom. Sie löste das Federbarett von dem Haupt der Prinzessin, und die Kaiserin selbst schmückte sie dann mit dem Myrtenkranz, den die Oberhofmeisterin ihr darreichte. Dann nahm Maria Theresia die Hand Josepha's und legte sie in die ihres Sohnes.

Als das junge Paar jetzt zu dem Altar schritt, um für ihre Ehe den Segen Gottes und der Kirche zu empfangen, neigte der König von Rom sich näher zu seiner Braut, und überwältigt von der Schwere und dem Ernst dieses Moments, sagte er mitleidsvoll: arme Josepha, ich beklage Sie!

IV.

Der Hochzeitsabend.

Die Festlichkeiten des heutigen Tages waren beendet. Die Kaiserin selber hatte die junge Königin von Rom in ihre Gemächer geführt, sie war ihr zur Seite geblieben, bis die Kammerfrauen die schweren Goldstoffgewänder, welche die Prinzessin nach der Trauung angelegt, von ihr genommen, und sie mit dem zarten, luftigen, aus Spitzen zusammengesetzten Negligée bekleidet hatten. Dann hatte Maria Theresia selber den Myrtenkranz und das Diadem von Diamanten aus den langen braunen Haaren der Prinzessin losgelöst, und ihr Haupt schmückend mit dem zierlichen, coquetten Nachthäubchen, hatte die Kaiserin lächelnd die Stirn ihrer jungen Schwiegertochter geküßt, und diese junge Ehe der Gnade Gottes empfohlen.

Jetzt war die Prinzessin allein in diesem großen

Gemach, an dessen einer Wand sich unter einem Baldachin von goldgesticktem blauen Sammet das große, mit Stickereien und Spitzen verzierte Bett der Königin befand. Dicht neben demselben sah man die goldene Toilette, mit den hunderterlei Etuis und Necessaires von Gold und Edelsteinen, welches Alles ein Geschenk der Kaiserin für die junge Königin von Rom war. An den mit blauem Damast bezogenen Wänden standen große venetianische Spiegel, und schienen das Gemach mit dem prunkenden Thronhimmelbett zu vervielfältigen. Auf dem großen runden Tisch von Marmor brannten auf ungeheuren silbernen Armleuchtern dreißig Wachskerzen, Tageshelle verbreitend. Die schweren Sammetvorhänge der Fenster waren geschlossen, aber sie gaben doch keinen Schatten, sondern waren gleichsam durchzogen von Licht und Glanz; denn die Kaiserin hatte das Schloß und den Vorhof desselben zur Feier des Tages mit zweimal hunderttausend Lampen erleuchten lassen, und weit in die Fernen hin leuchtete Schönbrunn an diesem Abend wie in einem Meer von Feuer und Glanz*).

Prinzessin Josepha war allein; ihre Kammerfrauen hatten sie verlassen; sie erwartete ihren Gemahl, welcher

*) Hormayr: Wien, seine Geschichte und seine Denkwürdigkeiten Band V., S. 31.

durch jene kleine Seitenpforte neben dem Paradebett aus seinen Gemächern zu ihr eintreten sollte.

Mit hochklopfendem Herzen, in fieberhafter Spannung, zitternd in scheuer Angst ging Josepha auf und ab. Schwere, beklommene Seufzer hoben ihren Busen, Thränen standen in ihren Augen.

Er wird jetzt kommen, flüsterte sie, in verzweiflungsvoller Bangigkeit die Hände ineinanderringend, er wird mich anschauen mit diesen wunderbaren Augen, die wie der Himmel sind so unermeßlich und so tief, und ich, ich werde wie eine Verbrecherin meine Augen vor ihm niederschlagen, und nicht den Muth haben, ihm vertrauensvoll zu nahen. Oh mein Gott, mein Gott, sie haben mir Alle gesagt, daß dieses Leiden nur ein vorübergehendes ist, sie haben mich beschworen, es wie ein tiefes Geheimniß zu hüten und ganz geheim und still die Mittel zu gebrauchen, welche die Hofärzte meines Bruders mir gegeben haben. Sie haben mir mit heiligen Schwüren betheuert, daß dieses Leiden ganz ungefährlich sei, ungefährlich für mich und Andere, und dennoch scheint es mir, ich begehe ein Unrecht, es zu verbergen, dennoch scheint es mir, ich hätte es nicht wagen dürfen, die Gemahlin des Königs zu werden, bevor ich nicht genesen von diesem Uebel! Aber es wird ja vorübergehen, tröstete

sie sich selber, und es ist ungefährlich! Es ist also besser zu schweigen und in der Stille zu dulden! Er würde sich vielleicht von mir wenden, er würde mich verabscheuen, und ich könnt's nicht ertragen, seine schönen Augen mit Zorn und Spott auf mir ruhen zu sehen. Schweigen wir also, sie haben Recht! Es wird vorübergehen! Und meine Liebe, meine Zärtlichkeit, mein demüthiger Gehorsam soll ihm Abbitte thun für dies Geheimniß, mit welchem ich eintrete in meine Ehe! Oh mein Gott, gieb meiner Ehe Deinen Segen, gieb, daß es mir gelingt, i h n glücklich zu machen! Lehre mein Herz das seine verstehen und begreifen, lehre mich, was ich thun muß, um ihm zu gefallen, um ihn mir zu gewinnen! Ich bin ein armes, vernachlässigtes Mädchen, ich habe nichts, um diesem stolzen, schönen Kaisersohn gefallen zu können, ich habe nichts als meine Liebe, die ich ihm entgegen trage; sie ist jungfräulich rein und keusch, wie meine Seele und mein Herz. Wird das genügen, um mir seine Verzeihung zu erwerben für den Mangel an Grazie, an Schönheit und Liebenswürdigkeit? Mein Gott, mein Gott, warum gabst Du mir nur die Liebe, warum gabst Du mir nicht auch ein wenig Schönheit, damit ich Ihm gefallen kann, Ihm, den ich liebe, Ihm, den —

Sie schauderte in sich zusammen und starrte verstummend nach der kleinen Thür dort drüben hin. Sie hatte da ein Geräusch vernommen, — das Geräusch nahender Schritte. Jetzt ward der Schlüssel im Schlosse gedreht, jetzt öffnete sich die Thür und der junge König trat ein. Er war noch in dem reichen goldgestickten spanischen Gewande, das er bei der heutigen Festlichkeit getragen. Der Orden des goldenen Vließes ruhte noch auf seiner Brust, und daneben die brillantenen Ordenskreuze der kaiserlichen Hausorden. — Diesem feierlichen, steifen Hofcostüm gegenüber erröthete Josepha und blickte schaamvoll nieder auf das reizende Negligée, mit dem sie bekleidet war, und wagte es nicht, das Auge zu ihrem Gemahl zu erheben, der ohne ein Wort, einen Gruß das Gemach durchschritten und sich ihr genähert hatte!

Schweigend standen sie sich eine Zeitlang gegenüber, Josepha mit niedergeschlagenen Augen, Joseph seine Blicke fest und prüfend auf ihr Antlitz geheftet. Dann nach einer langen Pause legte der König sanft seine Hand auf ihren Arm.

Warum zittern Sie so sehr? fragte er milde. Heben Sie Ihr Haupt empor und schauen Sie mich an.

Sie schlug langsam das Auge zu ihm auf, und sah ihn an mit einem Blick unbeschreiblichen, bangen Flehens.

Nun? fragte er mit einem trüben Lächeln. Scheint Ihnen mein Antlitz noch so furchtbar, glauben Sie noch Grund zu haben, vor mir zittern zu müssen?

Ich zittere auch nicht vor Ihnen, Sire, flüsterte sie leise, wenigstens nicht vor Furcht.

Ach Sie haben also kein Vertrauen zu mir, sagte er rauh, Sie wollen mir Ihre Empfindungen verhehlen. Und doch, Madame, ist das Vertrauen uns Beiden so nothwendig, und nur das Vertrauen wird uns über diese Stunde und über das Leben mit einander glücklich hinweg helfen. Kommen Sie, Josepha, ich will Ihnen mit einem guten Beispiel vorangehen! Ich will Ihnen vertrauen! Reichen Sie mir Ihre Hand! Erlauben Sie, daß ich Sie zu jenem Divan dort hinführe und mich an Ihre Seite setzen darf!

Sie legte zitternd ihre Fingerspitzen in seine Hand und ließ sich von ihm zum Divan geleiten. Ein Gefühl unendlichen, süßen Glückes bemächtigte sich ihrer Seele, als sie jetzt inmitten der Stille um sie her an seiner Seite saß, allein mit diesem Manne, den sie geliebt hatte, seit sie ihn zum ersten Mal gesehen, den sie, das fühlte und wußte sie in dieser Stunde, lieben würde bis zum letzten Hauch ihres Lebens.

Zuerst, Madame, sagte Joseph, zuerst muß ich Sie

um Verzeihung bitten, daß ich mich Ihnen zu Ihrem Gemahl aufgedrungen habe, daß ich diese Hand, welche Sie mir nicht freiwillig und freudig, sondern nur gezwungen, nur dem Befehl Ihres Bruders gehorchend, gegeben haben, daß ich sie angenommen. Sie haben mir damit ein schweres, ein unermeßliches Opfer gebracht, Sie haben, um Ihrem Bruder zu gehorchen, vielleicht andere Wünsche, andere Neigungen, eine glückliche erwiederte Liebe ersticken müssen.

Nein, sagte sie heftig, nein. Ich habe in meiner Heimath nichts zurückgelassen, welches ich bedauere, ich habe Ihnen nichts geopfert, nichts —

Nichts als Ihre Freiheit, unterbrach sie Joseph, aber die Freiheit ist das höchste, das köstlichste Besitzthum der Menschen, und dieses haben Sie mir geopfert, um an meiner Seite angeschmiedet zu werden, die arme Galeerensclavin der Politik und der Fürstenehre. Arme Josepha, ich beklage Sie!

Beklagen Sie mich nicht, flüsterte sie unter Thränen, beklagen Sie vielmehr Sich selber, denn Sie haben mir *Ihre* Freiheit geopfert, Sie haben einer ungeliebten Frau Ihre Hand gegeben, einer Frau, welche glücklich sein würde, wenn —

Wenn sie uns Beide von den Fesseln befreien könnte,

mit denen man uns in Bande geschlagen hat! rief Joseph. Ich glaube Ihnen das, Madame, denn ich lese auf Ihrem Antlitz, daß Sie ein gutes und edles Herz besitzen, welches gern bereit wäre, die Qualen und Leiden der Menschen zu versöhnen. Aber wir Beide müssen die Bestimmung unseres Schicksals tragen; damit die Kronen nicht von den Häuptern der Menschen fallen können, müssen sie mit Dornen befestigt werden. Unsere Häupter tragen Kronen, wir müssen also auch die Dornen hinnehmen. Aber wir wollen es versuchen, die Schmerzen unserer Dornenkronen uns gegenseitig zu erleichtern. Sie sind meine Gemahlin geworden ohne Liebe, ich habe mich Ihnen zum Gemahl gelobt, — ohne Liebe!

Josepha neigte ihr Haupt tiefer auf ihre Brust, und seufzte schwer, ihre Lippen bewegten sich und murmelten einige leise Worte, die indeß Joseph nicht verstand.

Er fuhr fort: Aber da wir einmal wider unsern Willen an einander gefesselt sind, wollen wir mindestens versuchen, uns die Fesseln leicht zu machen, damit wir nicht von ihnen erdrückt werden. Ich komme zu Ihnen, Madame, nicht mit den eitlen und geckenhaften Prätensionen eines Mannes, der glaubt, daß ein edles Weib ihn lieben kann und wird, bloß weil der Priester ihre

Hand in die seine gelegt und gesagt hat: „Und er soll Dein Herr sein!“ Ich komme vielmehr, um Sie zu beruhigen, um Ihnen zu sagen: was auch die Politik über uns verhängt, und die Priester gesprochen haben, ich werde die Vortheile und Rechte, welche Beide mir gewährt, nicht mißbrauchen. In der Stille und Einsamkeit unserer Gemächer wollen wir uns des Zwanges entledigen, den wir vor der Welt und den Menschen mit einander zu dulden haben. Hier wenigstens wollen wir das Recht haben, nicht zu heucheln und zu betrügen, sondern es uns frei und ehrlich zu bekennen, daß wir einander nicht lieben. Aber statt uns zu lieben, wollen wir uns vertrauen. Ich komme zu Ihnen mit einem ehrlichen Herzen, ich komme, um Ihnen zu sagen: Nehmen Sie mich an zu Ihrem Bruder und zu Ihrem Freund. Vielleicht gelingt es mir dereinst, mir Ihre Liebe zu erwerben, vielleicht ist es Ihrer Liebenswürdigkeit, Ihrer Unschuld und Güte aufbehalten, mein armes Herz, welches unter bittern Schmerzen und gramvollen Täuschungen erstarrt ist, wieder zum Leben zu erwecken, vielleicht werden wir uns eines Tages lieben können! Warten wir auf diesen Tag, suchen wir ihn herbeizuführen durch freundliches Entgegenkommen, durch herzliches Vertrauen; und wenn er da ist, öffnen wir ein-

ander die Arme, und bestätigen wir mit unsern Lippen und unsern Herzen den Segen, welchen heute die Kirche über uns gesprochen. Aber bis dieser Tag gekommen, welcher mir ein geliebtes Weib, Ihnen einen zärtlichen Gemahl bringt, wollen wir wenigstens zu einander halten in Vertrauen und Redlichkeit. Nehmen Sie mich also bis dahin an als Ihren Bruder, Ihren Freund, seien Sie bis dahin meine Schwester und meine Freundin. Wollen Sie das, Josepha?

Er reichte ihr seine Hand hin und sah sie mit offener, unverstellter Freundlichkeit an. Sie legte mit einem schmerzlichen Lächeln ihre Hand in die seine, aber vor seinen großen blauen Augen senkten sich ihre Blicke gleichsam erschreckt zu Boden.

Also willkommen, meine Freundin, meine Schwester, sagte Joseph fast heiter. Sie haben mir den Handschlag gegeben, jetzt sind Sie Mein! Und nun offenes, rückhaltloses Vertrauen zu einander. Wollen Sie mir auch das versprechen, meine Schwester?

Ja, ich verspreche es Ihnen, hauchte sie leise.

Wollen Sie Ihr Herz immer vor mir darlegen, wie ein Buch, in dem ich lesen darf?

Ich will es! Ich will niemals ein Geheimniß vor Ihnen haben!

Und ich nicht vor Ihnen. Sehen wir zu, ob aus dieser vertrauensvollen Freundschaft nicht zuletzt die Blume der Liebe hervorblühen kann! Offenes, gegenseitiges Vertrauen also! Wir werden dessen Beide bedürfen, um uns auf diesem glatten, glänzenden Hofparquet, auf dem man allerlei unsichtbaren Fußangeln und blumenüberdeckten Abgründen begegnet, zurecht zu finden. Ich bin dieses Ausweichens vor heimlichen Gefahren, dieser steten mißtrauischen Vorsicht gewohnt, Sie aber sind fremd an diesem Hofe, Sie ahnen nichts von den Fährlichkeiten, die Sie umgeben, Sie bedürfen eines Lootsen, der Ihnen den Weg durch die Klippen und Untiefen zeigt. Ich will Ihr Lootse sein, Madame, und Dank den traurigen Erfahrungen, die ich an jedem Tage meines Lebens gemacht, kann ich Sie lehren, die Gefahren zu vermeiden und ihnen auszuweichen. Vor allen Dingen also, Madame, wagen Sie niemals irgend Etwas zu sagen, oder zu wünschen, was den Neigungen und Ansichten der Kaiserin widerstrebt. Lassen Sie es Sich niemals beikommen, zu glauben, daß Sie eine freie Menschenseele, ein berechtigtes Individuum sind, welches seine eigenen Gedanken und Anschauungen haben darf. Wir sind eine in Gehorsam, Demuth, Unterwürfigkeit und Frömmigkeit erzogene Familie, wir sehen Alles nur

mit den Augen der Kaiserin, hören Alles nur mit ihren Ohren, und wagen niemals, es uns merken zu lassen, daß wir auch eigene Augen und Ohren haben. Das ist also das Erste, was Noth thut, verbinden Sie Sich Ihre eigenen Augen und Ohren, hören und sehen Sie nur durch die Kaiserin.

Aber ganz heimlich und in der Stille wird es mir doch erlaubt sein, durch die Augen und Ohren des Königs von Rom zu sehen und zu hören? fragte Josepha lächelnd. Denn um von Ihnen lernen zu können, muß ich doch meine Sinne gebrauchen dürfen.

Lassen Sie aber Niemand ahnen, daß Sie von mir lernen. Das Leben spinnt sich anscheinend bei uns so gemüthlich und zärtlich ab, wir wandeln auf duftenden Blumen, und wo sich irgend eine Blume verschoben hat, oder verdorrt ist, da legen wir einen Rosenkranz oder ein Gebetbuch darauf, und wenn wir uns die Füße wund gerissen an den Dornen der Blumen, so beten wir ein Pater noster, und Alles muß wieder gut sein.

Wenn es aber doch nicht wieder gut ist? fragte Josepha. Wenn das Gebet doch nicht die Kraft hat, unsere Wunden zu heilen und unsere Schmerzen versiegen zu machen?

Allmächtiger Himmel, was muß ich hören? rief

Joseph fast heiter. Welche profane Zweifel wagen Sie da auszusprechen? Sie sind also, wie es scheint, nicht frommen und gläubigen Herzens, denn Sie wagen es an der Kraft des Gebetes zu zweifeln. Arme Josepha, hüten Sie sich wohl, solche Zweifel irgend Jemand, außer mir, hören zu lassen! Man würde Ihnen alles Andere leichter verzeihen, als eben dieses. Beten Sie! beten Sie! Das ist die Hauptsache an unserm Hofe, beten Sie mit den Lippen; ob Sie mit dem Herzen beten, darnach wird Niemand Sie fragen. Wenn's aber Jemand thun sollte, so hüten Sie sich wohl eine aufrichtige Antwort zu geben. Hüten Sie sich überhaupt aufrichtig zu sein; trauen Sie Niemand, haben Sie Argwohn gegen Jedermann!

Ausgenommen gegen den edelmüthigen und großsinnigen Freund, den das gütige Schicksal mir an die Seite gestellt hat, ausgenommen gegen Sie! rief Josepha mit innigem Ton. Ihnen werde ich Alles mittheilen dürfen, Sie haben mich ermuthigt dazu, und wenn Sie's nicht gethan hätten, so thut es doch mein eigenes Herz, welches schon zu Ihnen das freudigste Vertrauen, die innigste Zuversicht gewinnt!

Es freut mich, daß es so ist, sagte Joseph leicht mit dem Kopf nickend, wir werden uns dann das Bei-

sammensein möglichst leicht und bequem machen können, wenn wir offen zu einander sind. Fangen Sie also gleich damit an, Madame. Sagen Sie mir offen, giebt es nicht irgend einen Wunsch, den ich Ihnen erfüllen könnte? Haben Sie da in Ihrem Herzen gar nichts, was Sie mir als ein Geheimniß zuzuflüstern hätten, und wär's auch nur um mir einen Beweis Ihres Vertrauens zu geben?

Josepha zuckte zusammen, und ihre Wangen erbleichten. Diese Frage Josephs weckte sie aus der heitern, glückseligen Stimmung, der sie sich arglos überlassen hatte, diese Frage erinnerte sie, daß es allerdings auf dem Grunde ihres Herzens ein Geheimniß gäbe, welches sie fast verpflichtet sei, ihrem Gemahl mitzutheilen. Furchtsam und zagend blickte sie ihn an. Vielleicht wußte er schon etwas von diesem Geheimniß, vielleicht wollte er ihr Gelegenheit geben, offen zu ihm zu sprechen?

Aber nein, sein Antlitz trug so sehr den Ausdruck der Offenheit und Unbefangenheit, es lag nichts Lauerndes, Ausforschendes und Beobachtendes in seinen großen, tiefblauen Augen!

Er wußte und ahnte nichts, und wozu also ihm ein Geheimniß anvertrauen, das ihn von ihr zurückscheuchen

konnte, das im Stande war einen Schatten über diese Stunde voll Sonnenglanz und Freude zu werfen?

Nun? fragte Joseph freundlich. Sind Sie zu Ende mit Ihrem Nachdenken? Finden Sie nichts, was Ihr Herz bedrückt, und was Sie Ihrem neuen Freund anzuvertrauen hätten?

Nein, sagte Josepha fest, nein, ich finde nichts. Mein Leben ist arm und einfach hingeschlichen, ich habe nichts erlebt, kaum gelebt, kaum Etwas gedacht, außer, daß die Welt im Grunde recht langweilig und eintönig sei, und daß es sich kaum der Mühe verlohnt, sich so durch die langsam hinkriechenden Tage hin zu träumen. Ich werde jetzt erst anfangen zu leben, die Sonne, welche ich so lange ersehnte, wird jetzt über mir aufgehen, ich stehe schon in ihrer Morgenröthe!

Still! sagte Joseph leise. Hörten Sie nichts? Mir war es, als hätt' ich ein leises Klopfen an der Thür vernommen. Jetzt wieder! Es scheint wahrhaftig, als ob Jemand zu dieser Stunde noch Einlaß begehrt.

Und der König erhob sich hastig und eilte nach der geheimen Thür hin.

Ist Jemand da? fragte er mit lautem, drohendem Ton.

Ich bin es, Sire, flüsterte eine zitternde, demuthsvolle Stimme, und ich bitte Ew. Majestät dringend mir zu öffnen!

Es ist mein Kämmerer Anselm, sagte Joseph zu der Prinzessin gewandt, während er den Riegel zurückschob. — Er hatte sich nicht getäuscht, es war Anselm, welcher auf der Schwelle der Thür erschien, und seinem Herrn mit geheimnißvollen Mienen mit den Augen zuwinkte.

Wollen Ew. Majestät einen Moment die Gnade haben, mich anzuhören, sagte er, und hier auf den Corridor hinauszutreten, damit ich meine Botschaft ausrichten kann?

Ist sie denn so eilig, Anselm? fragte der König befremdet. Kann sie nicht warten bis morgen?

Nicht eine Minute kann sie warten, Sire, denn man hat mir gesagt, daß Ew. Majestät Wohlergehen und Gesundheit davon abhinge, daß ich meine Botschaft ausrichte.

Wer hat Dir das gesagt? fragte Joseph, auf den Corridor hinaustretend und die Thür hinter sich zudrückend. Wer hat Dich hergeschickt?

Sire, ich weiß es nicht, ich ahne es nur, flüsterte Anselm. Es war eine Frauengestalt, ganz eingehüllt in

einen großen, schwarzen Mantel, mit einer Kaputze über den Kopf, welche das ganze Gesicht verhüllte. Sie kam über die kleine Gallerie, welche zu den Zimmern der Erzherzoginnen führte, und trat ohne Weiteres in das Kabinet Eurer Majestät ein, welches ich aufgelassen hatte, während ich Ew. Majestät hierher leuchtete.

Und was that sie, was sagte sie? fragte Joseph ungeduldig.

Sie fragte, ob Ew. Majestät schon zu der Frau Erzherzogin gegangen sei, und als ich es bejahete, steckte sie ihre Hand mit einem Brief aus ihrer Kapuze hervor, und reichte ihn mir hin. Eile, sagte sie, wenn Dir das Glück Deines Herrn etwas werth ist. Bringe dem König von Rom sogleich diesen Brief. Sein Wohlergehen und seine Gesundheit hängt davon ab, daß er sogleich seinen Inhalt liest. Eile also! Sie winkte mit der Hand hierher, und verließ eilends das Gemach. — Hier ist der Brief, Majestät, haben Sie also die Gnade ihn zu lesen.

Der König nahm das dargereichte Papier, das ihm die Dunkelheit des Corridors indessen nicht zu lesen gestattete. Und wer, meinst Du, war diese räthselhafte Botin?

Sire, — ich weiß es nicht! Vielleicht werden Sie es an der Handschrift erkennen.

Ich will wissen, Anselm, wen Du unter dem Mantel vermuthetest?

Nun denn, Sire, sagte Anselm kaum hörbar, ich glaube, es war die Erzherzogin Christine!

Ich dacht' es, murmelte Joseph vor sich hin. Es wird eine Intrigue gegen die Prinzessin Josepha sein, welche sie haßt, weil ich sie gewählt habe statt der Schwester ihres vielgeliebten schönen Prinzen von Sachsen.

Anselm hatte vielleicht das leise Selbstgespräch des Königs verstanden, denn gleichsam als Antwort auf dasselbe sagte er jetzt: Es ist vor einer Stunde ein Courier aus Sachsen angekommen, und ich habe von meiner Schwester, der Kammerfrau der Erzherzogin Christine, erfahren, daß er auch für die Erzherzogin viele Briefe mitgebracht hat*).

Es ist gut, sagte Joseph, geh jetzt zur Ruh, Anselm. Wenn Dich morgen Jemand fragt, ob Du mir das

---

*) Die Prinzessin Christine liebte den jungen und schönen Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der Kaiser Franz wollte aber seine Einwilligung zu dieser Vermählung seiner Tochter mit einem apanagirten Prinzen nicht geben. Christine wandte deshalb all' ihren Einfluß auf, um eine Vermählung zwischen Joseph und der Prinzessin Kunigunde zu Stande zu bringen, weil sie hoffte, alsdann leichter zu einer Vermählung mit einem Bruder der Königin von Rom die Einwilligung ihres Vaters zu erhalten. Da ihr dies nicht gelang, ward sie die unversöhnliche Feindin der armen Frau, welcher Joseph den Vorzug gegeben. Wraxall Vol. II. S. 411.

Papier übergeben, so bejahst Du es, und sagst, ich hätte es zerrissen, ohne es zu lesen. Hörst Du, Anselm, ohne es zu lesen!

Er winkte seinem vertrauten Diener mit der Hand und kehrte dann wieder in das Zimmer der Prinzessin zurück.

Verzeihen Sie, daß ich Sie verließ, sagte Joseph, und erlauben Sie mir jetzt, in Ihrer Gegenwart einen Brief zu lesen, den ich eben auf sehr seltsame Art erhalten habe. Sie sehen, daß ich Ihnen vertraue, denn ich lasse Sie meine Geheimnisse sehen!

Er verneigte sich freundlich und heftete dann den Blick auf das versiegelte Papier in seiner Hand. Was war es, was Josepha erblassen und zittern machte? Warum pochte ihr Herz jetzt so laut und stürmisch, und schien dann wie in einer Erstarrung still zu stehen? Warum hefteten sich ihre Blicke mit so angstvollem, entsetztem Ausdruck auf Joseph hin, warum stockte ihr Herz, als er jetzt das Papier entfaltete und las?

Aber auch Joseph schien zu erschrecken über das, was er las. Auch seine Züge nahmen einen entsetzten, verwirrten Ausdruck an, und wie er jetzt die Augen von dem Papier erhob und auf Josepha heftete, war sein Blick strenge, fast verachtungsvoll.

Madame, sagte er, und seine Stimme war jetzt hart und rauh, Madame, ich fragte Sie vorhin in redlicher und guter Absicht, ob Sie mir kein Geheimniß mitzutheilen hätten? Ich hegte den aufrichtigen Wunsch, Ihr Vertrauen zu erwerben. Sie erwiderten mir auf meine Frage, Sie hätten mir nichts zu sagen, und nicht das kleinste Geheimniß mir anzuvertrauen. Ich wiederhole jetzt meine Frage noch einmal: haben Sie mir irgend etwas anzuvertrauen? Mir irgend ein Geheimniß mitzutheilen? Sprechen Sie, und ich gelobe Ihnen, Ihr Geheimniß zu bewahren, sei's was es sei. Je schwerer Ihr Geheimniß, desto mehr werde ich sehen, daß Sie Vertrauen zu mir haben! Sprechen Sie also!

Josepha erwiderte nichts, ihre Zähne schlugen so heftig aufeinander, daß sie nicht sprechen konnte; sie zitterte so sehr, daß sie sich an der Lehne eines Stuhls halten mußte, um nicht umzusinken.

Joseph sah es, und ein rauhes, spöttisches Lachen tönte von seinen Lippen. Sie fragte ihn nicht, weshalb er lachte, weshalb er sie jetzt anschaute mit so spöttischen, verächtlichen Blicken. Sie sank, wie von einer unsichtbaren Macht niedergedrückt, auf ihre Kniee nieder, und hob ihre Arme flehend zu ihm empor.

Gnade, stammelte sie, Gnade!

Er lachte wieder, und hielt ihr das Papier vor die Augen. Lesen Sie, Madame, lesen Sie, sagte er rauh.

Nein, sagte sie, ich kann nicht, und ich will auch nicht! Ich will nicht wissen, was man Ihnen über mich schreibt. Ich will Ihnen selbst bekennen, was ich muß. Ich will Ihnen mein Geheimniß vertrauen.

Nicht doch, Madame, Sie haben mir gar nichts zu vertrauen! rief Joseph hohnlachend. In einem guten und heiligen Moment bat ich Sie um Ihre Freundschaft und Ihr Vertrauen, jetzt weise ich Beides zurück, denn Sie haben den verwegenen Muth gehabt, den Moment des Vertrauens vorübergehen zu lassen. Jetzt ist es zu spät, jetzt sind Sie nicht mehr eine Freundin, welche man beschuldigt, und die ich beschützen will, sondern eine Lügnerin und Heuchlerin, die man anklagt, und die sich zu rechtfertigen hat! Lesen Sie also, Madame, und sagen Sie mir dann, ob diese Zeilen Wahrheit enthalten.

Josepha lag noch immer auf ihren Knieen, aber sie hatte die Arme nicht mehr zu ihrem Gemahl erhoben, sie wußte jetzt, daß sie nichts mehr von ihm zu hoffen, daß sie nur noch sein Urtheil zu empfangen habe.

Sie wollen nicht lesen, sagte Joseph, als sie unbeweglich, mit herabhängenden Armen, mit gesenktem Haupt auf ihren Knieen blieb. Nun denn, so will ich Ihnen sagen, was in diesem Briefe steht! Es steht darin, daß ich mich vor Ihrer Berührung hüten soll, daß es gefährlich ist, Ihnen zu nahen, daß —

Ich will Ihnen sagen, was ferner in dem Brief steht, rief Josepha mit einer verzweiflungsvollen Energie, indem sie sich rasch von ihren Knieen erhob. Sie verweigern es mein Geheimniß anzuhören, so sollen Sie es sehen!

Und mit einer wilden, stürmischen Bewegung riß sie das Gewand, welches ihren Hals und ihre Schultern verhüllte, herab, und ließ es, achtlos, daß sie jetzt im leichten Untergewande, mit entblößten Armen und Schultern da stand, zur Erde gleiten. Dann neigte sie ihr Haupt und beugte ihren Nacken, wie eine Verurtheilte, welche ihr Haupt auf den Block legt, und den Todesstoß erwartet.

Sehen Sie jetzt meinen Nacken an, und dann wissen Sie mein Geheimniß, sagte sie, mit gesenktem Haupt und gefaltenen Händen vor Joseph stehen bleibend. Und nun hören Sie noch dies, fuhr sie hochathmend fort. Bis vor drei Monaten hatte ich einen Bruder, welchen

ich liebte, vielleicht deshalb liebte, weil er so sehr unglücklich war. Er litt seit seiner Kindheit an einer grauenvollen, entsetzlichen Krankheit, welche die Aerzte den Aussatz nannten. Die Leute fürchteten sich davor, und zuletzt wollte Niemand mehr bei ihm ausharren, denn die Aerzte sagten, die Krankheit sei ansteckend. Ich liebte meinen Bruder, und ich sah, was er litt, ich sah seine Einsamkeit und Verlassenheit. Das Leben hatte für mich keinen Reiz, — ich ging zu meinem Bruder in sein Krankenzimmer, ich ließ mich mit ihm einschließen, ich pflegte ihn, bis er starb! Gott hatte mich beschützt, die furchtbare Krankheit hatte sich nicht auf mich übertragen, ich war gesund geblieben. Nur auf meinem Halse und auf meinem Nacken zeigten sich leichte dunkelrothe Flecken, die nach und nach größer wurden, sie schmerzen mich, aber sie sind ungefährlich. Die Aerzte sagen, das sei die Regeneration meiner Haut, meine gesunde Natur werfe den Krankheitsstoff, den ich am Krankenbett meines armen Bruders eingeathmet, auf die Haut aus, und bald werde es verschwunden sein. — Jetzt, Sire, fuhr sie athemlos fort, jetzt wissen Sie mein ganzes Geheimniß, und jetzt, — richten Sie über mich! In Ihrer Macht liegt es, mich zu der Glückseligsten der Sterblichen zu erheben, indem Sie mir verzeihen,

aber ich werde mich nicht beklagen, wenn Sie mich verdammen und verurtheilen!

Beklagen Sie sich immerhin, es gilt mir gleich, rief Joseph mit einem rauhen Lachen. Ich verdamme und verurtheile Sie, und nimmer werde ich Sie als meine Gemahlin anerkennen. Wenn dies unselige Band, welches mich an Sie kettet, nicht gelöst werden kann, so mache ich Sie verantwortlich für jeden Tag des Abscheus, des Unglücks und der Pein, den ich in Ihrer Nähe verleben muß! Wenn ich dazu verdammt sein kann, vor der Welt mich Ihren Gemahl nennen zu müssen, so sage ich Ihnen, daß ich Ihnen diese Schmach nimmer verzeihen und vergessen, daß ich Sie dafür strafen werde mit meinem Zorn und meinem Haß!

Sie war, gleichsam von seinen Worten zerschmettert, wieder zur Erde gesunken, und hob mit einer unwillkührlichen Bewegung ihre beiden Arme über ihrem Haupt empor, als wolle sie es schützen gegen den vernichtenden Blitzstrahl, der auf sie herabfuhr.

Es lag etwas unendlich Rührendes, Mitleiderweckendes in ihrer Haltung, in ihrer demüthigen Unterwürfigkeit; das eng anschließende Gewand ließ die edlen und schönen Formen ihrer Gestalt deutlich erkennen, ihre Arme, welche sie über ihrem Haupt gefaltet hatte,

waren schön und voll, wie die Arme einer griechischen Statue; sie selber, in dieser hingegossenen, knieenden Stellung, mit diesen edlen, schöngeformten, üppigen Schultern, mit dem gramvoll gesenkten Haupt glich einer Statue, bildete die sprechende, lebensvolle Gruppe einer vom Blitzstrahl göttlichen Zorns zerschmetterten Niobe. — Joseph sah das nicht, er hatte kein Mitleid mit ihr, keine Bewunderung für das edle hochherzige Opfer, welches ihr zärtliches Herz dem sterbenden Bruder gebracht; er sah nicht ihre Jugend, ihre anmuthsvolle Gestalt, er sah nur den großen, blutig rothen Flecken auf ihrem Nacken, und er schauderte, als jetzt ihre Arme sich von ihrem Haupt lösten, und sich ausstreckten, seine Kniee zu umfangen.

Berühren Sie mich nicht, sagte er zurücktretend. Mir graut vor Ihrer Berührung. Wir sind auf ewig geschieden. Heute hat der Priester unsere Hände in einander geschmiedet! Freiwillig wird die Meine nie wieder sich in die Ihre legen! Leben Sie wohl!

Und mit einer geringschätzigen Bewegung den Brief, welcher ihm ihr Geheimniß verrathen, zu ihren Füßen niederschleudernd, wandte er sich ab, und verließ das Gemach.

V.

Eine unglückliche Ehe.

Es war am Morgen des Tages nach der Hochzeit. Maria Theresia hatte so eben ihre Toilette beendet, und betrachtete mit einem stolzen, befriedigten Lächeln ihre eigene Erscheinung in dem großen Spiegel ihres Toilettenzimmers. Sie sah prachtvoll aus in diesem mit Hermelin verbrämten dunkelrothen Sammetgewande, das bis zum Halse hinauf ihre stolze majestätische Gestalt einhüllte, und in einer langen Schleppe hinter ihr niederfloß. Ihr wundervolles langes blondes Haar, das nur leicht mit Goldpuder angehaucht war, bildete heute, von dem Liebling der Kaiserin, von Karoline von Hieronymus, geordnet, den stolzesten Bau von Puffen und Schleifen, und auf der Höhe dieser Puffen schwebte ein kleines rothes Sammethütchen, von kostbaren Brillantnadeln an dem Haar befestigt. Auf den Wangen der Kaiserin

blühte noch ein so frisches, glänzendes Incarnat, daß sie es verschmäht hatte, der neuen Mode gemäß, ihre natürliche Röthe durch die künstliche Schminke zu erhöhen, und ihre großen grauen Augen blitzten noch in einem so leuchtenden, flammenden Glanz, daß sie sehr wohl dieser Folie der Schminke, welche nicht blos den Wangen Röthe, sondern auch den Augen Glanz verleihen soll, entbehren konnte. — Maria Theresia war noch immer eine schöne, bewunderungswürdige Frau, trotz ihrer achtundvierzig Jahre, trotz der sechszehn Kinder, welche sie ihrem Gemahl geboren; und nicht blos ihr Antlitz und ihre Gestalt hatten sich die Schönheit und Frische der Jugend bewahrt, auch ihr Herz war jung und frisch geblieben, und hatte sich das Feuer und die Kraft der Jugend unversehrt erhalten. Sie liebte den Kaiser, ihren Gemahl, heute noch mit derselben Gluth und Innigkeit, als sie ihn geliebt hatte vor achtundzwanzig Jahren an dem Tage ihrer Vermählung, sie hing an jedem Einzelnen ihrer Kinder mit derselben Gluth und Innigkeit, als hätte sie nicht unter den zehn noch lebenden Kindern ihre Zärtlichkeit zu theilen, und die Schmerzen und die Freuden ihrer Kinder fanden in ihrem zärtlichen Herzen stets den lautesten Wiederhall.

Heute hatte sie sich so köstlich geschmückt zu Ehren

des neuvermählten Paares, das jetzt in Wien seinen feierlichen Einzug halten, und im Stephansdom der Trauung von fünfundzwanzig glücklichen Brautpaaren beiwohnen sollte, welche die Kaiserin zur Feier der Vermählung des Königs von Rom ausgesteuert und versorgt hatte.

Ich denk', es soll dem Joseph Glück bringen, wenn diese funfzig verliebten und glücklichen Menschenkinder für ihn ihre Gebete zu Gott empor senden, sagte die Kaiserin lächelnd zu sich selber, als sie jetzt vom Spiegel zurücktrat. Er kann solche Gebete wohl gebrauchen, und es thut wohl Noth, für sein Glück zu beten, denn die Josepha gleicht gar wenig ihrer Vorgängerin, und ich fürcht', ihr Gemahl wird an ihrer Seite nimmer die schöne Isabella vergessen. Aber sie schaut gutherzig aus, die Josepha, und ich hab's in ihren Augen gelesen, daß sie den Joseph schon liebt. Da wird sich die Sach' zuletzt schon machen, denn die Männer sind gar eitel und gefallsüchtig, und wenn sie's merken, daß ein gutes und braves Frauenherz sich in sie vergafft hat, da können sie zuletzt halt nit widerstehen, und lieben sie erst aus Mitleid und Eitelkeit, und nachher aus Gewohnheit!

Ein ungestümes Klopfen an der Thür störte die

Kaiserin in ihrem Selbstgespräch; dann ward die Thür, ohne eine Erlaubniß abzuwarten, geöffnet, und der König von Rom trat ein. Er sah bleich und verstört aus, und den freundlichen, heitern Willkommensgruß Maria Theresia's erwiderte er nur mit einer stummen, kurzen Verbeugung.

Die Kaiserin gewahrte es, und eine unwillkürliche Angst beschlich ihr Herz. Nun wahrlich, mein Sohn, sagte sie, Du kommst nicht mit einem Gesicht, wie es sich zu dem heutigen Festtag schickt, und Deine junge Gemahlin —

Ich habe keine Gemahlin, unterbrach der König sie hastig. Ich komme, um Ew. Majestät zu bitten, diese Festlichkeiten einzustellen, oder mindestens nicht zu begehren, daß ich an der Seite der Prinzessin von Baiern denselben beiwohnen soll. Sie ist nicht meine Gemahlin und wird es niemals sein!

Was bedeutet das? fragte die Kaiserin entsetzt.

Das bedeutet, sagte Joseph mit festem und entschiedenem Ton, daß diese Ehe null und nichtig ist, daß ich nun und nimmermehr dazu gezwungen werden kann, der Gemahl einer mit dem Aussatz behafteten Frau zu sein.

Die Kaiserin stieß einen Schrei aus und wich ent-

setzt zurück. Was sprichst Du da, mein Sohn? fragte sie bebend. Was ist das für eine unerhörte Beschuldigung?

Eine Beschuldigung, welche indessen Wahrheit ist, Majestät. Hat man uns nicht vor einiger Zeit erzählt, daß der natürliche Sohn des Churfürsten, der Graf Samstein, in München im Churfürstlichen Schloß am Aussatz gestorben sei, den er von einer Reise in den Orient sich mitgebracht? Nun denn, seine zärtliche und aufopferungsdurstige Halbschwester, die Prinzessin Josepha, hat sich zu seiner Pflegerin gemacht und ist bis zu seinem Tode bei ihm geblieben. Ew. Majestät werden dies ohne Zweifel sehr edel, sehr erhaben und christlich finden, ich meinestheils würde es edel gefunden haben, wenn die Prinzessin uns vor meiner Vermählung von dem Erbtheil ihres Bruders, das sie auf ihrem Nacken trägt, Kunde gegeben hätte!

Wehe ihr, wehe ihrem Bruder, rief die Kaiserin mit zornglühenden Augen, wehe dem Hause Baiern, wenn Du die Wahrheit sprichst!

Ew. Majestät können sich leicht davon überzeugen, wenn Sie die Gnade haben wollen, den Leibarzt van der Swieten zu der Prinzessin zu senden.

Die Kaiserin klingelte heftig und befahl dem ein-

tretenden Kammerhusaren, sofort den Leibarzt zur Kaiserin zu bescheiden.

Wenige Minuten später trat van Swieten in das Gemach, in welchem die Kaiserin mit ihrem Sohn sich befand. — Maria Theresia schritt dem Arzt, der seiner hochherzigen, edlen Gesinnung, seiner damals schon in ganz Europa berühmten tiefen, ärztlichen Wissenschaft, und seinem edlen, kühnen Freimuth die Stellung eines vertrauten Freundes der Kaiserfamilie verdankte, lebhaft entgegen.

Swieten, sagte sie, Er hat in Unserm Dienst Uns schon manch' Leiden tragen helfen, manch' tiefes Geheimniß Unseres Hauses ist Ihm anvertraut, und Er hat's redlich und treu bewahrt. Heut' nehm ich wieder Seine Verschwiegenheit und Treue in Anspruch. Der König von Rom behauptet da gar seltsame und unerhörte Dinge von seiner jungen Gemahlin. Ich will's nicht glauben, ehe ich Ihn gehört habe. Gehe Er also sofort zur Prinzessin, befehle Er ihr in meinem Namen Ihm die Krankheit zu sagen, an welcher sie leidet, und Ihn ihren Nacken sehen zu lassen!

Aber Ew. Majestät, rief van Swieten überrascht, wenn die Prinzessin meine Hülfe nicht begehrt hat —

So wird Er ihr dieselbe aufdrängen, unterbrach ihn

die Kaiserin heftig. Geh Er zu ihr. Die Prinzessin wird Ihn schon annehmen und dem Arzt gegenüber wird sie schon Vertrauen gewinnen. Gehe Er sogleich, und sobald Er die Prinzessin verlassen hat, kehre Er hierher zurück.

Van Swieten verneigte sich und ging hinaus; die Kaiserin und ihr Sohn waren wiederum allein. Beide sprachen sie lange kein Wort. Der König von Rom hatte sich in eine Fensternische zurückgezogen und starrte mit finstern Blicken zum Himmel empor. Die Kaiserin ging mit großen Schritten auf und ab und achtete es wenig, daß bei der raschen Bewegung der goldene Puder wie glitzernde Sonnenstäubchen um sie her sprühte.

Christina hat wohl Recht gehabt, mich zu warnen, rief die Kaiserin nach langer Pause. Ich hätte nimmer meine Einwilligung geben sollen zu dieser Verbindung mit den Feinden unseres Hauses. Es thut niemals gut, wenn man seine besiegten und gedemüthigten Feinde zu seinen Freunden annimmt, ein Stachel ist in ihrem Herzen zurückgeblieben, nnd eines Tages werden sie die Gelegenheit ablauern, ihn uns in's Herz zu stoßen. Hab' viel gelitten durch den Vater dieser Josepha, hab' ihn aber endlich besiegt; die Kaiserkrone ist von seinem Haupt gefallen; ich nahm sie auf, und die Sterbeglocken

seiner Größe läuteten zu meiner Herrlichkeit. Und jetzt kommt seine Tochter her, mir den Stachel in's Herz zu drücken und Rache zu nehmen für die verlorene Krone ihres Vaters, jetzt kommt sie, um Unfrieden und Jammer in mein Haus zu bringen! Oh mein Sohn, warum bist Du meinem Wunsch nicht gefolgt, warum hast Du den Bitten Deiner Schwester Christina nicht nachgegeben, und hast Dir die Prinzessin von Sachsen zu Deiner Gemahlin erwählt! Aber es nützt nichts, darüber jetzt noch zu klagen und zu seufzen! Das Uebel ist einmal geschehen, und wir müssen überlegen, wie wir es ertragen können.

Nein, wir müssen überlegen, wie wir es am schnellsten von uns werfen können, rief Joseph. Ew. Majestät werden nicht fordern, daß ich die Schmach einer solchen Verbindung auch nur dem Schein nach noch länger ertrage. Ich habe Ihren Befehlen nachgegeben, ich habe meinen Willen, meine Neigungen und Abneigungen der Politik zum Opfer dargebracht, ich habe meinen Widerwillen gegen irgend eine zweite Ehe überwunden und mich gebeugt unter das Joch, welches die Politik und der Wille meiner Kaiserin mir auferlegte. Aber jetzt stehen wir an der Grenze, wo die Pflichten des Kaisersohnes aufhören, und die Pflichten und die persönliche

Ehre des Mannes anfangen. Ich werde mich niemals dazu verurtheilen lassen, diese Frau, deren Krankheit mich mit Abscheu und Grauen erfüllt, an meiner Seite zu behalten. Ueber den Anforderungen der Politik stehen die natürlichsten Menschenrechte, und nachdem ich den erstern genügt, muß ich jetzt die letztern für mich anrufen!

Und Du thust das in einer sehr stürmischen und herrischen Weise, sagte die Kaiserin, welche fand, daß der Ton, in welchem der König zu ihr sprach, sehr wenig von der gehorsamen Unterwürfigkeit und Demuth enthalte, die sie von ihrer Umgebung forderte. Du hast da Worte und Anschauungen, von denen ich wünschte, daß ich sie nicht von den Lippen meines Sohnes vernommen hätte, denn es spricht aus ihnen der böse Geist der Neuerung, der Aufklärung und Opposition, den die Gottesleugner und Philosophen jetzt in Mode gebracht haben. Ich muß Ihnen aber sagen, Herr Sohn, daß ein rechter und echter Fürst gar nicht seine Menschenrechte und seine Fürstenpflichten so subtil sondert und auseinanderklaubt, sondern daß er beide miteinander zu vereinen strebt, sich bemüht, als Fürst auch noch ein treuer Mensch zu bleiben, und als Mensch immer eine echte fürstliche Gesinnung zu bewahren. Wenn aber

die beiden Dinge, welche Sie Menschenrechte und Fürstenpflichten zu nennen belieben, in Collision gerathen, so ziemt es einem echten Fürsten wohl, seinen Pflichten die mindern Rechte seines Menschenthums unterzuordnen.

Aber niemals seine persönliche Ehre! rief Joseph heftig. Die Fürstenpflichten stehen gar oft im Widerstreit mit dem, was dem Menschengefühl und der Menschenehre entspricht, und wenn Ew. Majestät das leugnen wollen, so sagen Sie damit, daß Macchiavelli ein weiser und edler Rathgeber gewesen, denn Er ist es, welcher den Fürsten räth, ihr Menschengefühl ihrer Pflicht als Fürsten unterzuordnen, Er ist es, der jedes Mittel erlaubt findet, welches die Fürsten fördert, wie sehr es auch den Rechten der Menschen widerstreben mag.

Die Kaiserin war eben im Begriff, eine heftige und zürnende Antwort zu geben, als die Thür geöffnet ward und van Swieten wieder eintrat.

Nun, Swieten, hat Er sie gesehen? fragte Maria Theresia stürmisch.

Ja, Majestät, sagte van Swieten ernst, ich habe die Königin von Rom gesehen!

Der besondere Nachdruck, welchen er auf diese Bezeichnung der Prinzessin legte, machte Joseph erbleichen und erregte die Aufmerksamkeit der Kaiserin.

Er will sagen, daß die Prinzessin von Baiern die Gemahlin des Königs von Rom sein und bleiben darf? fragte Maria Theresia. Sie leidet also nicht an einer fürchterlichen Krankheit?

Ihr ganzes Leiden ist eine Hautkrankheit, die in kurzer Zeit vorübergehen wird, sagte der Arzt. Manche Menschen sind so glücklich organisirt, daß selbst das Gift ihnen nichts anhaben kann, und daß ihre starke und gesunde Natur es auswirft, wie das Wasser die Leichen auswirft. Die gesunde Natur der Prinzessin hat das Gift, welches sie eingeathmet, auf ihre Haut als unschädliche Schärfe ausgeworfen, und ihr Organismus ist davon nicht ergriffen worden. In einigen Wochen werden diese Merkmale der Gefahr, welche die Prinzessin so muthig und so todeskühn aus hingebender Liebe überstanden hat, ganz verschwunden sein, und nichts wird davon zurückbleiben, als die Erinnerung an die schöne und edelmüthige That der Prinzessin. Denn glauben Ew. Majestät nur, es ist leichter, in der Begeisterung der Stunde dem Tod auf dem Schlachtfeld entgegen zu gehen, als ihm besonnen und ruhig Tag für Tag und Stunde um Stunde in der düstern, verpesteten Krankenstube das Haupt darzubieten. Und das hat die junge Königin von Rom mit muthiger Selbstverleugnung gethan.

Maria Theresia wandte ihr Antlitz mit einem strahlenden Lächeln ihrem Sohn zu. Du siehst also, mein Sohn, sagte sie, daß Du Deiner jungen Gemahlin schweres Leid zugefügt hast. Gehe hin und bitte, daß sie Deinem Ungestüm verzeiht und die bittern Stunden vergißt, die Du ihr bereitet hast!

Nein, Majestät, sagte eine sanfte Stimme hinter ihnen, an mir ist es, ihn um Verzeihung zu bitten!

Die Kaiserin wandte sich heftig um und gewahrte mit Staunen die Prinzessin Josepha, welche da im vollen Glanz der Toilette, aber bleichen, kummervollen Antlitzes auf der Schwelle stand.

Josepha! rief sie. Wie kommen Sie hieher?

Ich bin dem Herrn da gefolgt, sagte Josepha, auf van Swieten deutend. Er sagte mir, daß Ihre Majestät hier mit dem König von Rom zu Gericht sitze über mich, und ich merkte an der Art, wie er mich verließ, daß er zu meinen Gunsten sprechen wollte. Deshalb bin ich hinter ihm hergegangen, deshalb bin ich hier, und da ich die Worte gehört habe, welche der großmüthige Arzt für mich gesprochen, mögen mir Ew. Majestät erlauben, mich selber anzuklagen. Nein, mein Herr, es wird von meinen bösen Leiden noch eine andere Erinnerung zurückbleiben; denn wenn man das Wenige,

was ich für meinen armen Bruder gethan, und was doch nur der natürliche Instinkt der Liebe war, loben wollte, so müßte man mich doch verdammen um das, was ich freiwillig und wissentlich Unrecht gethan gegen Ew. Majestät und gegen den König von Rom. Denn es war ein schweres Unrecht, daß ich Ew. Majestät meine Leiden verheimlichte, ein unverzeihliches Vergehen, daß ich Ew. Majestät nicht davon in Kenntniß setzte, oder wenigstens einen Aufschub der Vermählung begehrte. Ich war dazu verpflichtet, und weil ich's unterließ, beuge ich mein Haupt in Demuth und unterwerfe mich jeder Strafe, welche Ew. Majestät mir auferlegen wollen!

Nun, diese Strafe soll nicht so gar groß sein, sagte die Kaiserin, deren gutmüthiges, weiches Herz von den sanften und einfachen Worten der Prinzessin schnell versöhnt worden war. Ich meinestheils vergebe Dir, meine Tochter, denn ich denke, Du hast Dein Vergehen in diesen Stunden bitter genug gebüßt.

Ich danke Ihnen, Majestät, sagte Josepha, die dargereichte Hand der Kaiserin an ihre Lippen drückend. Ihnen wird es in der Großmuth und dem Edelsinn ihres Herzes leicht, zu verzeihen; aber wird auch mein Gemahl mir vergeben können?

Sie wandte ihr bleiches Antlitz mit einem flehenden

Ausdruck auf Joseph hin. Er stand noch immer in der Fensternische und schaute mit ineinandergeschlagenen Armen und mit finstern Mienen auf die Prinzessin hin.

Nein, sagte sie traurig, Er hat mir noch nicht verziehen; um sein Herz zu rühren, muß ich ein offenes Bekenntniß ablegen.

Sie näherte sich gesenkten Hauptes, demüthig und unterwürfig ihrem Gemahl, und achtete nicht der unwillkürlichen, schaudernden Bewegung, mit der er ihr Nahen abzuwehren suchte. Um Ihre Verzeihung zu erhalten, Sire, sagte sie leise, muß ich Ihnen bekennen, warum ich Ihnen mein Geheimniß verschwieg. Es geschah aus Furcht, Sie zu verlieren, es geschah, weil ich lieber mein Gewissen belasten, lieber meine ewige Seligkeit gefährden, als meine irdische Seligkeit verlieren wollte, diese Seligkeit, an Ihrer Seite zu sein, als Ihre von der ganzen Welt beneidete glückselige Gemahlin! Ich hatte den Muth, Sie zu täuschen, weil es mir an Muth gebrach, Sie zu verlieren. Denn, mein Herr und mein Gemahl, ich liebe Sie, mein Herz gehört Ihnen mit jedem Athemzug und jedem Nerv, ich habe Sie geliebt, seit ich Sie zum ersten Mal gesehen, und diese Liebe, welcher Gott den Segen und das Glück verliehen, daß sie sich stolz und ohne Erröthen jetzt selber bekennen kann, diese Liebe

hatte mich feig gemacht, daß ich nicht wagte, die Wahrheit zu bekennen. Oh mein Gemahl, haben Sie Erbarmen mit mir, verzeihen Sie mir großmüthig, was die Liebe verbrach. Ich fühle mich schuldig, aber ich will wieder gut machen. Mein ganzes Leben soll nichts sein als das glühende, zärtliche, unterwürfige Bestreben, Ihr Herz zu versöhnen, und Sie durch meine Unterwürfigkeit, meinen Gehorsam und meine Liebe mein Unrecht vergessen zu machen. Verzeihen Sie mir also, mein Gemahl, verzeihen Sie um meiner Liebe willen!

Und ganz außer sich, ganz überwältigt von ihrer eigenen Bewegung sank die Prinzessin vor ihrem Gemahl auf ihre Kniee nieder und streckte ihre Hände flehend zu ihm empor.

Die Kaiserin schaute in tiefer Bewegung und mit von Thränen umdüsterten Augen auf diese seltsame und ungewöhnliche Scene hin; sie erwartete, daß Joseph, gerührt und beschämt von dieser Demuth und Liebe seiner Gemahlin, sie aufheben und an sein Herz ziehen und um Vergebung flehen würde für seine eigene Härte und Grausamkeit. Sie war dergleichen Schlußacte ehelicher Zwistigkeiten in ihrer eigenen Ehe sehr gewohnt, nur daß bei denselben immer der Kaiser der Knieende und

um Verzeihung Flehende, und sie die Aufrechtstehende, und Verzeihung Gewährende gewesen.

Aber der König von Rom entsprach dies Mal nicht den Erwartungen seiner Mutter. Er hatte noch immer die Arme über der Brust ineinander geschlagen, und schaute mit finstern Blicken voll Haß und Zorn auf die Knieende nieder.

Dieser Anblick empörte in der Kaiserin das stolze, niemals gedemüthigte Weib. Mit hastigen Schritten trat sie zu Josepha hin, und ihr ihre beiden Hände entgegen streckend, sagte sie: nun, wenn denn der Joseph nicht Mitleid und Erbarmen mit Dir haben will, so will ich es doch nicht dulden, daß die Gemahlin meines Sohnes, daß ein Weib so gedemüthigt werde. Stehe auf, meine Tochter! Ich stelle Dich unter meinen Schutz, und ich werde es nimmer dulden, daß man Dir hart und grausam begegne.

Sie wollte die Prinzessin aufheben, aber Josepha wehrte sie sanft zurück. Nein, Majestät, sagte sie, lassen Sie mich hier, lassen Sie mich vor ihm knieen, bis er Erbarmen hat, bis er mir vergeben will.

Lassen Sie sie auf ihren Knieen, Majestät, denn sie ist da auf ihrer Stelle! rief Joseph mit harter Stimme. Wenn Sie aber knieen wollen, bis ich Ihnen vergeben

habe, Madame, so werden Sie ewig da am Boden liegen können, denn nimmer werde ich Ihnen vergeben, und nimmer kann wieder gut zwischen uns werden, was Sie schlimm gemacht haben. Ich habe mich in diese Ehe gefügt, weil ich der Politik dieses Opfer schuldig war, ich hatte den redlichen Willen, Ihnen und mir die Last unseres Verhältnisses leicht zu machen, ich trug Ihnen statt der Liebe, die ich nicht in meinem Herzen hervorrufen konnte, mein Vertrauen und meine Freundschaft entgegen. Sie wissen, wie Sie uns Beide getäuscht haben, wie Sie in dem wichtigsten und größten Moment mich betrogen und hintergangen haben, mit welcher kleinlichen erbärmlichen Lüge Sie mein Vertrauen zurückgewiesen haben. Es kann also nimmermehr gut zwischen uns werden. Ich könnte es Ihnen vielleicht verzeihen, daß Sie mich an eine mit schlimmer Krankheit behaftete Frau gekettet haben, aber nie und nimmermehr werd' ich's vergessen und vergeben, daß diese Frau auch eine feige Lügnerin ist!

Es ist genug! rief die Kaiserin, empört ebenso sehr über die Härte Josephs, als über die Demuth seiner Gemahlin. Diese Scene muß enden, und so Gott will, soll sie sich niemals erneuern! Der Segen der Kirche ist über Euch gesprochen, Ihr habt das Sacrament der

Ehe empfangen, und seid also aneinander gebunden für alle Ewigkeit. Ihr müßt also schon suchen miteinander auszukommen! Es hat Jeder sein Theil an Unglück und Schmerzen zu tragen, und keine Augen giebt's, die nicht auch verschwiegene Thränen geweint haben. Euer Schicksal ist nicht mehr zu ändern, also tragt es mit Anstand, klagt in der Stille, aber habt den Muth öffentlich der Welt gegenüber zu lächeln, wie es Fürsten geziemt, mein Sohn, Fürsten, die ihre Pflichten höher stellen, als ihre Menschenrechte!

Und mit jener imposanten Hoheit und stolzen Würde, die der Kaiserin in allen großen Momenten eigen war, fuhr sie fort: erheben Sie sich von Ihren Knieen, Königin, und vergessen Sie nicht länger, was einer Frau und einer Königin geziemt. Und Sie, mein Sohn, reichen Sie Ihrer Gemahlin die Hand, und beleidigen Sie nicht länger sich selbst, indem Sie der Prinzessin die Ehrfurcht und Achtung versagen, welche Sie Ihrer Gemahlin schuldig sind! Die Glocken von Wien läuten zu uns herüber, und das Volk erwartet seine Fürsten, um ihnen Glück zu wünschen! Es ziemt den Fürsten nicht, ihre Völker in solcher Stunde warten zu lassen!

Und ohne eine Antwort Josephs abzuwarten, ohne nur zu beachten, ob ihren Befehlen auch schon genügt

worden, durchschritt die Kaiserin das Gemach, und riß die nach dem Vorsaal führenden Thüren auf.

Man benachrichtige den Hof, daß wir zur Abfahrt bereit sind, rief die Kaiserin mit lauter gebieterischer Stimme. Die Wagen sollen vorfahren, der Hof soll eintreten!

Und die Kammerhusaren rissen die Thüren zu dem Saale da drüben auf, und der Kaiser und die Prinzen und Prinzessinnen, und das glänzende Gefolge geputzter, von Brillanten und Ordenssternen leuchtender Herren und Damen trat in den Saal ein.

Die Kaiserin schritt ihrem Hof mit einem heitern Lächeln entgegen. Sie schaute nicht ein einziges Mal zurück, um zu sehen, ob das junge unglückliche Paar ihren Befehlen genügt hatte, sie wußte, daß sie es gethan, daß die Etiquette ihre alte Macht der Gewohnheit über sie ausübte, und daß das Lächeln des Ceremoniells sich wie ein goldglänzender Schleier über ihr trauriges Antlitz gelegt habe. —

Eine Stunde später hielt die Kaiserfamilie ihren glänzenden Einzug in Wien. In dem von Gold und Spiegelfenstern strahlenden Gallawagen saß die schöne stolze Kaiserin, ihr zur Seite die junge Königin von Rom, zu beiden Seiten des Wagens neben ihren Ge-

mahlinnen ritten auf stolzen goldgezäumten Pferden der Kaiser Franz von Lothringen, und der König von Rom; das auf den Straßen sich drängende Volk, die an den Fenstern und auf den Balconen dicht geschaarten Damen und Herrn jauchzten und jubelten in froher Lust dem Kaiserpaar und dem jungen Königspaar seine Glückwünsche entgegen, und die Kaiserin und die Königin dankten zu allen Seiten hin mit einem glücklichen huldvollen Lächeln, und nach allen Seiten hin grüßte der König von Rom, und dankte den entzückten Wienern, welche zu Ehren seiner wundervollen Augen eine neue Farbe, das „Kaiserblau"*), erfunden hatten, mit freundlichem Neigen des Hauptes.

Und die Glocken läuteten, und die Kanonen donnerten, und im Dom zu St. Stephan erwarteten fünfundzwanzig glückliche Liebespaare den König von Rom und seine Gemahlin, dessen junge Ehe das Füllhorn der Liebe und des Glückes auch über sie ergießen sollte.

---

*) Groß-Hoffinger. Joseph II. Bd. I. S. 50.

VI.

Herzensangelegenheiten eines Staatsmannes.

Viel Leute im Vorzimmer? fragte Fürst Kaunitz den Geheimen Staatsreferendar Baron von Binder, der eben zu ihm eintrat.

Ja, Durchlaucht, sagte Herr von Binder, es sind sehr viele von den Herrn Diplomaten da, und erwarten sehnlich, zur Audienz vorgelassen zu werden.

Langweiliges, gespreiztes Volk, diese Herren Diplomaten, rief Kaunitz ärgerlich. Je kleiner das Land ist, das sie vertreten, desto gewichtiger bläht sich so ein kleiner Gesandter! Hab' heute keine Zeit, diese Herren zu empfangen, besonders da ich ihnen gar nichts zu sagen weiß. Wir haben jetzt Frieden mit der ganzen Welt, und beschäftigen uns nur damit, Oesterreich durch Heirathen und Verträge zu arrondiren!

Nun, die erste dieser Heirathen ist eben nicht allzu-

glücklich ausgefallen, sagte Binder lächelnd. Man erzählt sich allerlei seltsame Geschichten von der unglücklichen Ehe des Königs von Rom; man behauptet, daß er einen unüberwindlichen Widerwillen gegen seine Gemahlin empfindet, und sie ganz öffentlich vernachlässigt!

Bah, was liegt daran, ob ein Fürst ein glücklicher Ehemann ist oder nicht, sagte Kaunitz achselzuckend. Die Fürsten heirathen, nicht um ihrem Herzen, sondern um der Politik zu genügen, und wenn ein Fürst noch die Prätension macht, als Mann eine glückliche Ehe mit seiner Frau zu führen, so ist er entweder ein empfindsamer Egoist, oder ein sinnloser Dummkopf, der seine Stellung gar nicht begriffen hat. Wenn der König von Rom seine gute, langweilige, gefühlvolle und häßliche Gemahlin nicht lieben kann, nun so soll er die Aussichten lieben, welche sie ihm eröffnet. Er trägt an seinem Trauring ein gut Stück von Baiern an seiner Hand; wenn außerdem noch eine Frau daran hängt, was liegt daran!

Ach, Durchlaucht, sagte Binder lachend, eine Frau ist indessen oft schwerer zu überwinden, als eine Provinz, und ich bin überzeugt, der König von Rom würde sich das Stück Baiern lieber mit dem Schwert als durch die Frau erobern!

Weil er ein Tollkopf ist, der allerhand sublime und philosophische Ideen hegt, und seine Neuerungssucht für gar absonderliche Weisheit hält. Er wird sich noch oft die Stirn blutig stoßen, der Herr König von Rom, der allemal Wände und Mauern einreißen will, um aufrecht und stolz in das Gebäude einzuziehen, in das wir durch ein Mauseloch hineinschlüpfen, ohne uns den kleinen Finger zu verletzen. Mauern lassen sich nicht so leicht einstürzen, aber Mauselöcher giebt es überall, das wird der junge ungestüme Mann erst einsehen lernen. Er hat überhaupt noch viel zu lernen und zu begreifen, und muß vor allen Dingen den phantastischen Gedanken aufgeben, Alles allein thun zu wollen. Man muß nie selbst thun, was man durch Andere thun lassen kann*)! Deshalb sehe ich zum Beispiel gar nicht ein, warum Oesterreich selbst mit dem Schwert sich dieses Baiern erobern sollte, was es viel bequemer durch Andere, nämlich durch die Erbschaft der Königin von Rom erwerben wird. — Der Churfürst von Baiern wird nicht mehr lange leben, und dann sind wir seine natürlichen und friedlichen Erben.

Oder vielmehr der Krieg wird nur in den innersten

---

*) Des Fürsten Kaunitz Lieblingswort.

Gemächern des Königs von Rom fortgespielt, sagte Herr von Binder.

Sie kommen immer wieder auf diese empfindsame Albernheit zurück, rief Kaunitz unwillig. Wenn dieses Specialunglück des Kaisersohnes so sehr Ihr Mitleid erweckt, so werden Sie bald wieder eine Veranlassung zu ähnlichem Mitleid erhalten. Denn glauben Sie mir nur, die Tochter des spanischen Königs, welcher der Erzherzog Leopold sich vermählt, ist nicht schöner, nicht liebenswürdiger, und auch nicht geistreicher, als die Prinzessin Josepha von Baiern. Der König von Rom wird also wenigstens seinen Bruder, den jungen Großherzog von Toscana, nicht zu beneiden haben um die Gemahlin, die wir ihm zuführen, und die wir in wenigen Tagen schon in Insbruck empfangen werden.

Ew. Durchlaucht werden, wie man sagt, der Infantin von Spanien entgegen reisen, um sie nach Insbruck zu geleiten?

Nicht doch, das wäre in der That zu viel Ehre für diese kleine Prinzessin und zukünftige Großherzogin! Ich werde nur einen Tag früher als die Kaiserfamilie nach Insbruck gehen, um die Anordnungen zu den Festlichkeiten mit prüfendem Kennerblick zu betrachten, und werde sodann als der Repräsentant des Kaisers der Infantin

Donna Maria Loisa bis an das Thor der Stadt entgegen gehen.

Ah, und deshalb haben die Herren Diplomaten, welche von Ihrer nahe bevorstehenden Abreise gehört, sich heute so zahlreich in Ihrem Vorsaal versammelt. Sie wollen von Ihrem Herrn und Meister Abschied nehmen. Ich glaube, Durchlaucht, Sie haben diese Herren schon lange warten lassen, und es wäre daher sehr gnädig, wenn Sie Ihre Ungeduld endlich befriedigen, und diesen Herren Audienz geben wollten?

Ich habe nichts mit ihnen zu verhandeln, weshalb kommen sie also?

Weshalb, Durchlaucht? Weil heute Dienstag ist, also der Tag, welchen Sie zu den Audienzen der fremden Gesandten festgesetzt haben. Diese Herren sind überdies schon unwillig und verdrießlich genug. Sie können's immer noch nicht vergessen, daß der Obersthofkanzler von Bartenstein die Herren Diplomaten zwei Mal in der Woche empfing, und daß er sie niemals warten ließ.

Ich werde sie also lehren müssen, dies endlich doch zu vergessen, und sich in meine Gewohnheiten zu fügen. Oesterreich hat, Dank meiner Fürsorge und Politik, jetzt eine solche weltbeherrschende und gefürchtete Stellung, daß es nicht nöthig hat, sich um den Zorn irgend eines

kleinen Gesandten zu beunruhigen, und große, denke ich, werden heute nicht im Vorzimmer sein.

Es sind zum Beispiel die Gesandten von Holland und Sachsen da.

Kleine Leute, ganz sans consequence für uns, und dabei sehr aufgeblasen und stolz! Ich werde diese Herren heute nicht empfangen!

Aber, Durchlaucht, das hieße diese Herren Diplomaten allzusehr beleidigen. Sie sind ohnedies noch Alle in sehr gereizter und empfindlicher Stimmung, weil Ew. Durchlaucht bei Ihrem gestrigen Diner früher zu Tische gehen ließen, bevor noch der Gesandte des Churfürsten von Hessen, den Sie auch zum Diner geladen, angelangt war.

Glaubte man etwa, der Fürst Kaunitz würde auf den kleinen Hessen warten? Es war drei Minuten über die zum Diner festgesetzte Zeit, ich mußte den Herren Diplomaten eine Lehre geben, pünktlich zu sein, deshalb ließ ich serviren!

Aber jetzt werden Durchlaucht die Gesandten empfangen?

Jetzt werde ich die Herren bitten lassen, nach Hause zu gehn, und ein anderes Mal wieder zu kommen!

Der Fürst klingelte und befahl dem eintretenden

Pagen, in das Vorzimmer zu gehen, und die dort versammelten Herren im Namen des Fürsten zu entlassen*).

Baron Binder schaute dem Pagen mit einem verdrießlichen Kopfschütteln nach. Ueber Kaunitzens Gesicht flog der Schimmer eines Lächelns. Es ist genug für heute, genug der Geschäfte und der Arbeit, sagte er. Das Schiff Oesterreich ruht stolz und sicher im Hafen seiner Macht, und Ihr wollt's dem Steuermann verargen, wenn er auch einmal einige Stunden vom Dienst ausruht, und nach seiner Laune lebt? Muß morgen früh schon wieder an Oesterreichs Steuerruder stehen und gen Insbruck fahren, und da wollt Ihr brummen, wenn ich heut vorher einmal ausruhe, und auf eine kurze Stunde das Leben genieße?

Ich wußte nicht, daß Ew. Durchlaucht dies „das Leben genießen" nennen, wenn Sie die Gesandten anderer Mächte beleidigen, rief Herr von Binder verdrießlich.

Das nenne ich auch nicht so, närrischer Pedant, der Sie sind, sondern — hören Sie da das Klopfen?

Ja, ich höre es? Es kommt von der kleinen Thür dort, die auf den Corridor führt.

---

*) Gesandtschaftsbericht des Baron von Fürst an König Friedrich II. von Preußen.



Nun, und über diesen Corridor gelangt man zu der geheimen Treppe, die zu einer Seitenpforte des Palastes führt, und wenn Sie jetzt vor dieser Pforte vorübergehen würden, so könnten Sie da die Equipage der schönsten, sprödesten und gefeiertesten Künstlerin von ganz Wien sehen, die Equipage der schönen Foliazzi! Hören Sie nur, das Klopfen wird stärker, meine Schöne scheint ungeduldig zu werden!

Sie erlauben, Durchlaucht, daß ich mich entferne, und ebenso wie die Diplomaten der schönen Sängerin Platz mache, sagte Herr von Binder, sich verabschiedend. Indem er sich aber der Thür näherte und hinaus schritt, sagte der gestrenge Herr Staatsreferendar leise vor sich hin: wahrhaftig, wäre der Kaunitz nicht ein so großer und kluger Staatsmann, so wäre man versucht ihn für einen lächerlichen, dummen alten Gecken zu halten!

Fürst Kaunitz wartete, obwohl das Klopfen an der geheimen Thür sich immer stärker wiederholte, ganz gelassen, bis Herr von Binder hinaus gegangen war, dann trat er vor den großen Spiegel, ordnete einige Locken seiner Perrücke, die sich aus dem kunstvollen Zickzack auf seiner Stirn verschoben hatten, legte sein breites Spitzenjabot wieder in die richtigen Falten, und durchschritt dann mit größter Gelassenheit das Gemach, um den

Riegel der kleinen Thür zurückzuschieben. Die schöne und gefeierte Sängerin Signora Foliazzi, in der reizendsten und coquettesten Morgentoilette, strahlend von Schönheit und Anmuth, trat ein, und grüßte den Fürsten mit ihrem bezauberndsten Lächeln.

Kaunitz indessen empfing die Signora mit mürrischem Gesicht, und erwiderte ihren freundlichen Gruß nur mit einem kaum merklichen Kopfneigen.

Sie sind von einer fatiguirenden Ungeduld, Olympia, sagte er, wie ein Tambour-Major haben Sie an meiner Thür getrommelt.

Die Signora lachte. Durchlaucht, sagte sie, es war die Ungeduld der Sehnsucht, Sie endlich wiederzusehen. Wissen Sie, daß ein Jahrtausend vergangen ist, seit sich diese Pforte des Paradieses zum letzten Mal für mich öffnete? Oh, Sie sind sehr grausam, sehr kaltherzig, mein theurer, angebeteter Fürst. Seit acht Tagen harre ich vergeblich auf irgend eine Botschaft von Ihnen, seit acht Tagen habe ich stundenlang umsonst am Fenster gestanden, und nach Ihrer Equipage ausgeschaut, hat mein Herz stürmisch und in froher Erwartung bei jedem Briefchen, das mir mein Diener brachte, geklopft, denn immer hoffte ich Ihre Handschrift zu sehen, und immer, ach immer vergeblich!

Sie wissen sich sehr glücklich und warm auszudrücken, sagte Kaunitz ruhig.

Wenn man warm empfindet, findet sich auch immer die rechte warme Ausdrucksweise, rief die Signora mit einem Lächeln, welches zwischen ihren purpurrothen Lippen zwei Reihen perlengleicher Zähne sehen ließ. Jetzt, mein angebeteter Sünder und Bösewicht, jetzt gestehen Sie! Warum haben Sie sich diese lange Ewigkeit von mir gewandt? Welche meiner beiden gehaßten und gefürchteten Feindinnen hat Sie von mir fern gehalten? War es die Politik oder die Gräfin Clary? Waren Sie in diesen acht Tagen blos der weise Staatsmann, der große eiskalte Minister, oder ist es wahr, was meine grausamen und boshaften Freundinnen mir sagen, ist es wahr, daß Sie sich Ihrer schönen Freundin, der Gräfin Clary vermählen wollen? Oh, rechtfertigen Sie sich, grausamer, geliebter Fürst, beweisen Sie mir, daß Sie mich nicht vergessen haben, mein Herz sehnt sich so sehr, Ihnen verzeihen zu können!

Sie lehnte mit einem schwachen, zärtlichen Ausdruck ihr schönes Haupt an des Fürsten Brust und schaute mit einem bezaubernden Lächeln zu ihm empor.

Fürst Kaunitz neigte sich zu ihr nieder, und strich

mit seiner zarten, weißen Hand liebkosend über ihren rabenschwarzen, glänzenden Scheitel hin.

Sie haben sich also in diesen Tagen wirklich herzlich nach mir gesehnt? fragte er.

Ich bin mir nie so klar bewußt gewesen, wie grenzenlos ich Sie liebe, als in diesen Tagen, wo ich Sie entbehren mußte, sagte die Signora, immer noch das Haupt an seine Brust gelehnt.

Sie lieben mich also wirklich, Olympia? Sagen Sie mir die Wahrheit! Sie lieben mich wirklich?

Grausamer, und Du fragst noch? rief die Signora, mit einer leidenschaftlichen Bewegung ihre beiden Arme um des Fürsten Nacken schlingend. Du fragst noch, ob ich Dich liebe! Fühlst Du es nicht an jedem Pulsschlag meines Herzens, liest Du es nicht in jedem meiner Blicke, daß ich Dich liebe, und nur Dich allein? Daß kein anderer Gedanke, keine andere Sehnsucht in meinem Herzen ist, als nur Dir zu gefallen, Dich mir zu gewinnen?

Es ist mir lieb, das zu hören, sagte Kaunitz mit seiner klassischen Ruhe. Zum Dank für Ihr schönes und leidenschaftliches Liebesgeständniß will ich Ihnen aber jetzt auch sagen, weshalb ich Sie in diesen letzten acht Tagen gar nicht an mich erinnert habe. Ich wollte

Sie in Ihrem allerliebsten genialen Liebesroman mit dem Grafen von Palffy nicht stören, sondern Ihnen vollkommene Ruhe und Zeit gönnen, das Netz erst ganz und gar über den verliebten ungarischen Grafen auszubreiten!

Die Signora schaute mit erschrockenen und unsichern Blicken den Fürsten an. Aber mein Gott, Durchlaucht, Sie glauben —

Nicht doch, ich glaube nicht, ich weiß, daß die schöne Signora Foliazzi, welche mich und nur mich allein liebt, seit zwei Tagen die angebetete und zärtliche Freundin des jungen, reichen und verschwenderischen Grafen Palffy ist.

Die Signora brach in ein lautes, fröhliches Lachen aus. Aber Durchlaucht, wenn Sie das wissen, weshalb haben Sie mich alsdann nicht schon bei meinen glühenden Liebesbetheuerungen mit einem donnernden: „Ich weiß Alles“ unterbrochen?

Ich wollte sehen, ob Sie, wie ich es hoffte und wünschte, eine vollkommene Meisterin in der Darstellungskunst seien. Ich mache Ihnen mein Compliment, Olympia, selbst ich hätte das nicht besser machen können*).

*) Lieblingsredensart des Fürsten Kaunitz.

Durchlaucht, sagte die Signora ernst, ich habe diese ganze Scene auch von Ihnen gelernt und bin in unserm Verhältniß durchaus nur Ihrem Beispiel gefolgt. Sie haben mir oft geschworen, daß Sie mich liebten, und zur selben Zeit war die Gräfin Clary schon Ihre erklärte Braut, der Sie öffentlich vor der Welt dieselben Huldigungen darbrachten, wie mir in der Einsamkeit dieses Gemaches, oder in der Abgeschiedenheit meines Boudoirs. Oh mein Fürst, ich habe in der Stille sehr viel gelitten durch Ihre Treulosigkeit, und dies Mal habe ich die Sympathieen der ganzen Welt für mich. Denn glauben Sie nicht, mein Fürst, daß die Menschen, welche es freilich so gewohnt sind, Sie anzubeten, Ihnen auch dies Mal, wie immer, Recht gaben, und Ihre Grausamkeit gegen mich gut geheißen haben. Nein, Durchlaucht, Jedermann kannte Ihr doppeltes Liebesverhältniß, Jedermann hat Sie deshalb verdammt und Ihnen den wenig schmeichlerischen Beinamen eines jungen leichtfertigen und treulosen Libertins gegeben!

Wirklich, hat man das gethan, hat man mich einen jungen Libertin genannt? fragte Kaunitz, der auf einen Moment seiner steinernen Ruhe und Gleichgültigkeit vergaß, und dessen Antlitz leuchtete vor freudiger Genugthuung.

Die Signora schien das nicht zu bemerken, sondern fuhr fort: Ja, Durchlaucht, man hat Ihnen in der ganzen Stadt diesen Beinamen gegeben, und wenn man irgend einen Mann bezeichnen will, der treulos ist, von den Frauen angebetet wird und sie Alle grausam hintergeht und verläßt, so sagt man: „er ist ein kleiner Kaunitz!“

Bei diesen Worten der Signora that der Fürst, was er vielleicht in vielen Jahren nicht gethan, er lachte laut auf und wiederholte mit stolzer, triumphirender Miene: „er ist ein kleiner Kaunitz.“ — Aber, fuhr er dann fort, und sein Antlitz nahm wieder seinen gewohnten ernsten, und majestätischen Ausdruck an, aber merken Sie wohl, man nennt diese andern jungen Liebertins doch immer nur die kleinen Kaunitze! Man wagt es doch nicht, sie mir an die Seite zu stellen. Hoffe auch, daß ich nicht so leicht zu erreichen und nachzuahmen bin, und der ganzen Welt und allen kleinen Kaunitzen gegenüber allzeit der einzige große Kaunitz bleiben werde!

Und dieser einzige, dieser große Kaunitz hat mich verlassen und betrogen, rief die Signora leidenschaftlich. Während ich ihn anbetete, saß er zu den Füßen der Gräfin Clary und wiederholte ihr dieselben Liebesbetheuerungen, mit denen er vielleicht eine Stunde vorher

erst mein Ohr trunken gemacht vor Entzücken. Oh wie ich das erfuhr, erfüllte ein zorniger, wahnsinniger Schmerz meine ganze Seele. Ich wollte meine verrathene Liebe mit einer neuen Liebe ersticken, ich wollte der Welt beweisen, daß ich wenigstens nicht sterben wolle vor Schmerz, und daß, wenn der große Kaunitz mich betrogen, die kleinen Kaunitze ganz bereit seien, sich von mir betrügen zu lassen. Aus Schmerz und Rache lieh ich endlich den Liebesschwüren des Grafen Palffy ein williges Ohr, aber ach, indem ich es that, fühlte ich doch mit bitterm Weh, daß ich mein Herz nimmer überwinden könnte, daß ich Sie immer noch anbetete, trotz Ihrer Treulosigkeit und Ihrer Grausamkeit! Deshalb, meiner bessern Ueberzeugung und meinem Willen zum Trotz, eilte ich heute auf Ihren Ruf sogleich hieher. Mein Herz konnte diesem Zauberruf nicht widerstehen, und so bin ich hier. Oh mein theurer, mein angebeteter, großer Kaunitz, sagen Sie mir jetzt, daß Sie mich nicht vergessen hatten, sagen Sie mir, daß Sie mich noch lieben, und ich lege alle kleinen Kaunitze als elendes Spielzeug zu Ihren Füßen nieder.

Und die Signora breitete mit strahlenden Augen und einem bezaubernden Lächeln ihre schönen, vollen, weißen Arme dem Fürsten entgegen.

Er beeilte sich indessen nicht, ihrer zärtlichen Aufforderung zu genügen, sondern wehrte mit einer leichten, gebieterischen Handbewegung ihre Umarmung ab.

Sehr gut gespielt, Olympia, sagte er, gravitätisch mit dem Kopfe nickend, Sie sind ein ebenso talentvolles als schönes Frauenzimmer, und ich begreife vollkommen, daß die kleinen Kaunitze von Ihnen am Narrenseil geleitet werden. Hören Sie aber jetzt, was der große Kaunitz Ihnen zu sagen hat! Ich erlaube Ihnen nicht allein diese Amour mit dem Grafen Palffy, sondern ich will, daß Sie dieselbe fortsetzen, und sich durchaus nicht geniren, von dem jungen Verschwender so viel Liebesbeweise, das heißt, so viel Geschenke als möglich anzunehmen. Lassen Sie sich ihn immerhin aus Liebe zu Ihnen ruiniren, wir werden ihm schon nachher mit einer reichen österreichischen Erbin wieder aufhelfen. Nehmen Sie Alles, was er Ihnen giebt, und thun Sie Ihrer Liebe und Ihrer Zärtlichkeit für ihn durchaus keinen Zwang an.

Das heißt, Ew. Durchlaucht wollen mir sagen, daß Sie gar nicht eifersüchtig, daß Sie vielmehr Meiner vollkommen überdrüssig sind, seufzte die Signora. Nun dann, mein Fürst, ich habe wenigstens noch so viel Stolz und Selbstbewußtsein, daß ich Ihnen nicht weiter

lästig fallen will. Leben Sie wohl, Durchlaucht, und möchten Sie es niemals zu bereuen haben, daß Sie die arme Olympia, welche Sie anbetete, verstoßen haben.

Und mit einem zärtlichen, hinsterbenden Abschiedsblick näherte sich die Signora zögernd der geheimen Thür.

Aber so bleiben Sie doch, sagte Kaunitz verdrießlich. Vergessen Sie doch nicht immer wieder, daß Sie es mit dem großen Kaunitz zu thun haben, der nicht gewohnt ist, irgend Etwas so zu sagen und zu thun, wie die andern, gewöhnlichen Menschen! Ich wiederhole Ihnen also: überlassen Sie sich Ihrer Liebe zu dem Grafen Palffy, ich habe nichts dagegen, vorausgesetzt —

Vorausgesetzt? wiederholte die Signora erwartungsvoll, als Kaunitz einen Moment inne hielt.

Vorausgesetzt, daß zwischen uns anscheinend Alles so bleibt, wie es ist.

Oh mein geliebter, mein theurer Fürst, Sie wollen mich also nicht verstoßen? rief Olympia, zu ihm hinfliegend, und ihn trotz seines Widerstrebens mit ihren vollen, schönen Armen umschlingend.

Der Fürst machte sich unwillig von ihr los. Aber mein Gott, sagte er, sehen Sie denn nicht, daß Sie

mich vollständig chiffonnirt haben. Ich werde wahrhaftig um Ihretwillen noch einmal Toilette machen müssen! Sein Sie doch einmal vernünftig, und hören Sie mir mit Ruhe zu!

Ich habe gehört, daß Sie mich nicht verstoßen wollen, flüsterte sie, sich zärtlich an ihn schmiegend, wie wollen Sie also, daß ich vernünftig sei? Aber ich will es sein, denn ich sehe da auf Ihrer Jupitersstirn die Schatten einer Wolke. Sprechen Sie also, ich höre! Sie sagten, es solle unter uns Alles so bleiben, wie es ist?

Anscheinend, sagte ich. In der That aber sind Sie die Geliebte des Grafen Palffy. Ich wünsche aber, daß die Welt es nicht erfahre, daß sie vielmehr glauben muß, ich habe den jungen Grafen besiegt, und nur mir allein gehörten Sie an. Decken Sie also gefälligst einen undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses über Ihr romantisches Verhältniß mit dem Grafen Palffy, und bleiben Sie der Welt gegenüber meine Geliebte. Demgemäß werden Sie einen Tag wie den andern um diese Stunde bei mir vorfahren, und Ihre Kutsche eine Stunde an der kleinen Pforte halten lassen, während Sie in dem kleinen Boudoir, das ich Ihnen habe herstellen lassen, sich damit amusiren, ein möglichst köstliches Dejeuner einzunehmen.

An Ihrer Seite, nicht wahr, mein geliebter Fürst?

Allein! Ich habe nicht die Zeit, täglich eine Stunde müßiger Zerstreuung zu opfern! Ihr Wagen also hält jeden Vormittag eine Stunde vor meiner Thür, und Sie werden die Güte haben, Niemand zu sagen, daß Sie in meinem Palast während dieser Zeit dejeuniren. Regelmäßig jeden Abend werde ich bei Ihnen meinen Wagen vorfahren lassen, und Sie werden Sorge tragen, immer, so lange mein Wagen vor Ihrer Thür hält, in Ihren Zimmern eingeschlossen zu bleiben und keinen Besuch anzunehmen.

Sondern Sie mit Sehnsucht und Entzücken zu erwarten! rief die Signora leidenschaftlich.

Vraiment, Sie sind sehr anmaßend, zu denken, daß ich Muße habe, zu Ihnen zu kommen! sagte Kaunitz fast verächtlich. Es ist genug, daß mein Wagen vor Ihrer Thür hält, und alle Welt glauben muß, ich sei bei Ihnen. Sie werden diesem Glauben niemals widersprechen, sondern es zugestehen, daß Sie meine Geliebte sind. Das ist Alles, was ich von Ihnen fordere. Ein Mann von Welt und feinen Manieren muß allerdings in Ruf stehen, eine Geliebte zu besitzen, aber ein Staatsmann darf seine edle und kostbare Zeit, die er dem Staat schuldig ist, nicht mit den Frauenzimmern ver-

geuden! Sie werden also vor der Welt meine Geliebte sein, und dafür gebe ich Ihnen ein Jahrgehalt von viertausend Gulden?

Oh Sie sind ein Engel, ein Gott! rief Signora Foliazzi, und dies Mal mit wahrer und aufrichtiger Freude. Sie verwandeln sich, wie der große Zeus es that, in einen Regen von Gold!

Nur wünsche ich nicht in die Arme meiner Danae zu fallen, sagte Kaunitz bedächtig. Hören Sie aber weiter! Sollte es Ihnen einfallen, irgend einem Menschen auf der Welt unsere heutige Uebereinkunft zu verrathen, oder irgend Jemand ahnen zu lassen, daß Sie nur zum Schein meine Geliebte sind, so werde ich Sie schwer dafür strafen. Sie werden dann nicht allein sofort Ihr Jahrgehalt verlieren, sondern ich werde auch der Keuschheitscommission erlauben, bei Ihnen Haussuchung zu halten, und man wird Sie dann in irgend eine Heirath hineinzwängen.

Die Signora schauderte und trat ganz entsetzt von dem Grafen zurück. Lassen Sie mich sogleich in mein Boudoir gehen, sagte sie. Ist das Dejeuner meiner Einsamkeit schon bereit?

Nein, von morgen an werden Sie es regelmäßig um diese Stunde dort finden! Gehen Sie jetzt. Sie

sind lange genug hier, und ich fürchte, der kleine Graf Palffy könnte eifersüchtig werden. Gehen Sie also und vergessen Sie nicht unser Uebereinkommen.

Ich werde es nicht vergessen, Durchlaucht, sagte die Signora mit einem köstlichen Lächeln. Leben Sie wohl! Ich erwarte heute Abend Ihre Kutsche, möchte sie nicht immer leer für mich sein! Noch einmal, leben Sie wohl! Ich erlaube Ihnen, mich zum Abschied zu küssen.

Sie neigte den Kopf vorwärts und hielt ihm ihr rosiges Antlitz dar.

Thörin, sagte Fürst Kaunitz, mit seinen weißen Fingern leicht auf ihre vollen rothen Lippen schlagend, Thörin, glauben Sie denn, daß der große Kaunitz diese Lippen küssen wird, welche nicht wie die keusche Sensitive vor jeder andern Berührung zurückzucken? Gehen Sie, Graf Palffy erwartet Sie, und er wird stolz sein, auf Ihren Lippen nach meinen Küssen suchen zu können. Gehen Sie und enttäuschen Sie ihn nicht!

Er reichte ihr seine Hand dar und nahm mit einem leisen Neigen des Hauptes von ihr Abschied, dann blickte er der Sängerin nach, wie sie jetzt leichten, elastischen Ganges das Gemach durchschritt und hinter der kleinen geheimen Thür verschwand.

Sie ist wirklich ein außerordentlich schönes Weib,

sagte Kaunitz leise vor sich hin, ich denke, man wird mich um sie beneiden, es aber doch sehr natürlich finden, daß die schönste Frau in Wien glücklich ist, meine Geliebte zu sein! Ah, da schlägt es zwei Uhr! Meine Tischgäste werden mich erwarten! Aber bevor wir zur Tafel gehen, will ich doch dieser eitlen kleinen Clary noch einige Worte sagen, die sie freilich aus allen ihren Himmeln stürzen werden.

Der Fürst klingelte heftig, und einer seiner Pagen eilte herbei; denn seit er den Fürstentitel erworben, hatte Kaunitz seinen Hofstaat um vier Pagen vermehrt, und hielt täglich offene Tafel für zwölf Personen.

Zur Gräfin Clary, befahl Kaunitz, ich werde sogleich kommen, um sie in den Speisesaal zu führen. Vorher soll man mich in der Puderkammer erwarten!

VII.

Fürst Kaunitz und Ritter Gluck.

Fürst Kaunitz hatte seinen Gang durch die Puderkammer vollendet, und nachdem er sich vor dem großen Spiegel überzeugt, daß seine Perrücke ganz gleichmäßig und schön mit einem Duft von Puder überhaucht war, begab er sich in die Gemächer der Gräfin Clary, um sie zur Tafel abzuholen.

Die junge Gräfin Clary, des Fürsten Nichte, eine junge Wittwe von kaum dreißig Jahren, eilte ihrem Oheim mit freudestrahlendem Gesicht entgegen, und empfing ihn mit den zärtlichsten Begrüßungsworten auf der Schwelle ihres Salons.

Welch' eine große und unverhoffte Ehre erzeigen Sie mir heute, mein theurer Fürst, sagte die Gräfin mit ihrer sanften, weichen Stimme. Sie selber kommen, um mich zur Tafel zu führen. Oh ich danke Ihnen,

Durchlaucht, Sie bereiten mir da einen Triumph, um den mich alle Damen Wiens beneiden werden.

Ich komme indeß nicht, um Ihnen einen Triumph zu bereiten, sagte Kaunitz, sondern weil ich, bevor wir zur Tafel gehen, einige Worte mit Ihnen zu reden habe!

Ich bin ganz Ohr, Durchlaucht, sagte die Gräfin mit einer anmuthigen Verneigung und einem glücklichen Lächeln.

Der Fürst betrachtete seine junge und liebreizende Nichte mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit; sie erröthete unter seinen scharfen, prüfenden Blicken, und schlug halb beschämt die Augen nieder.

Sie haben geweint, sagte Kaunitz endlich. Weshalb haben Sie geweint?

Nicht doch, sagte sie verwirrt, ich habe nicht geweint.

Sie glauben also, mich täuschen zu können? Ich wiederhole Ihnen: Sie haben geweint! Wollen Sie nun noch wagen, mir zu widersprechen?

Nein, mein theurer Oheim, ich habe geweint!

Und weshalb? Keine Ausflüchte und Umschweife! Ich will es wissen!

Die junge Gräfin hob ihre sanften, blauen Augen

mit einem zärtlich flehenden Blick zu dem stolzen, gebieterischen Fürsten empor. Nun denn, sagte sie, ich werde Ihnen also die Wahrheit sagen! Ich habe geweint, weil die Signora Foliazzi so lange bei Ihnen war. —

Eifersüchtig also! rief der Fürst achselzuckend. Sagen Sie mir doch gefälligst, wer oder was giebt Ihnen das Recht, eifersüchtig zu sein?

Gräfin Clary stammelte einige unverständliche verwirrte Worte, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Erlauben Sie mir, diesen Gegenstand sogleich mit Ihnen zu erörtern, sagte Kaunitz, denn gerade um seinetwillen bin ich hergekommen.

Unser Verhältniß zu einander muß klar und bestimmt sein, damit es Dauer habe. Sie müssen also die Güte haben, sich den Anfang desselben in Ihr Gedächtniß zurückzurufen! Sie wandten Sich, nachdem Sie mit zwanzig Jahren Wittwe geworden, an mich, als Ihren nächsten Verwandten, und baten mich um meinen Rath und meine Unterstützung. Denn Sie waren schutzlos und Ihr Mann hatte Ihnen außer seinem Namen nur seine Schulden zurückgelassen! Ich sagte Ihnen meine Unterstützung zu, nicht so sehr, weil Sie mir gefielen, sondern weil Sie die Tochter meiner Schwester sind.

Ich sagte Ihnen: kommen Sie zu mir! Ersetzen Sie meinem Hause und meiner Gesellschaft die Stelle der Dame vom Hause, seien Sie die dame d'honneur meines Hauses. Empfangen Sie meine Gäste, geben Sie meinem Haushofmeister und den Köchen Ihre Befehle, übernehmen Sie die Oberaufsicht in den Salons, richten Sie Alles möglichst elegant und glänzend, das heißt, Meiner würdig ein, und sorgen Sie dafür, daß die eleganteste, schönste, geistvollste und vornehmste Gesellschaft immer in meinen Salons zu finden ist! Ich werde Ihnen dafür aller Welt gegenüber die Ehrerbietung und das Ansehen erwirken, das man Ihnen als meiner Nichte und der dame d'honneur meines Hauses überdies auch nirgends versagen kann, und außerdem erlaube ich mir Ihnen für Ihre Mühwaltungen ein jährliches Gehalt von zweitausend Gulden anzubieten.“ — Waren das nicht meine Worte, Gräfin?

Ja, Durchlaucht, es waren Ihre Worte! Sie erfüllten mich damals mit einem nie geahnten stolzen Gefühl von Seligkeit und Glück, und nimmer, so lang' ich athme und lebe, werde ich ihrer vergessen!

Es scheint indessen doch, als ob Sie dieselben vergessen hätten, Gräfin, sagte Kaunitz scharf. Wie käm' es sonst, daß Sie Sich erlauben könnten, zu weinen und

traurig zu sein, weil die Signora Foliazzi bei mir war? Was in aller Welt gehen Sie die Besuche an, welche ich in dem Innern meiner Gemächer empfange? Woher kommt es, daß Sie Sich erlauben eifersüchtig zu sein? Habe ich Ihnen jemals dazu ein Recht gegeben? Sagen Sie doch, habe ich Ihnen jemals auch nur mit einem Wort, einem Blick Hoffnungen erregt, die in Ihnen den irrthümlichen Glauben wecken konnten, ich beabsichtigte meine Nichte und dame d'honneur zu meiner Gemahlin zu erheben?

Niemals, nein, niemals haben Sie das gethan, rief die Gräfin, niemals haben Sie Sich mir anders denn als den großmüthigen Beschützer und wohlwollenden Freund und Verwandten gezeigt.

Nun denn, fragte Kaunitz mit rauhem Ton, wie kommen Sie also zu dem übermüthigen und verwegenen Gedanken, daß ich mich Ihnen vermählen will? Mit welchem Recht nähren Sie so stolze und eitle Gedanken? Man hat absichtlich überall das Gerücht verbreitet, ich habe mich mit Ihnen verlobt, man hat die Albernheit sogar schon so weit getrieben, Ihnen, als der zukünftigen Fürstin, zu huldigen, und Sie haben solche Huldigungen mit einem zweideutigen Lächeln, und ohne vieles Sträuben angenommen. Ich wünsche, Madame, daß Sie von nun

an solchen abgeschmackten Gerüchten auf das Ernsteste und Entschiedenste widersprechen, denn wissen Sie, daß ich bis jetzt und wahrscheinlich auch für alle Zukunft den entschiedenen Willen hege, mich nicht wieder zu vermählen; sollte dies aber einst der Fall sein, so könnte die Gemahlin des Fürsten Kaunitz doch nur in der Kaiserfamilie oder in irgend einem andern legitimen Fürstenhause zu finden sein. Werden Sie die Güte haben, sich dies zu merken, Gräfin?

Ich werde kein Wort von dem, was Sie mir gesagt haben, vergessen, sagte die Gräfin mit mühsam zurückgehaltenen Thränen. Aber ich versichere Sie auch, mein theurer Fürst, daß ich niemals so kühne und vermessene Gedanken gehegt, ja, daß ich niemals solche Wünsche zu nähren gewagt habe. Meine Gefühle für Sie waren bei allem Enthusiasmus und aller Anbetung doch durchaus reiner und uneigennütziger Art, nie habe ich mich anders zu Ihnen gedacht, als in dem Verhältniß einer dankbaren und gehorsamen Tochter zu einem angebeteten und zugleich gefürchteten Vater. Nur kindliche Gefühle erfüllten meine Seele!

Ich ersuche Sie aber, sich mit dergleichen Gefühlen für mich durchaus nicht zu bemühen, sagte Kaunitz verstimmt. Ich bin durchaus nicht in der Lage und in

der Nöthigung, die Rolle eines zärtlichen Vaters Ihnen gegenüber zu spielen, und daß Sie mir bis jetzt auch diese Rolle nicht zuertheilten, beweisen Ihre Thränen, welche Sie vorher um den Besuch der Foliazzi geweint. Aber lassen wir das jetzt! Wir haben uns verständigt, und ich hoffe, wir werden niemals nöthig haben, auf dies Gespräch zurückzukommen! Geben Sie mir jetzt gefälligst Ihren Arm, und erlauben Sie mir, Sie zu unserer Gesellschaft zu führen!

Die junge Gräfin nahm, ganz verschüchtert und demuthsvoll, den dargebotenen Arm des Fürsten, und folgte ihm schweigend und mit durchaus entnüchtertem Herzen in die Gesellschaftssäle. Sie hatte sich bis zu dieser Stunde wirklich mit der stolzen Hoffnung geschmeichelt, dereinst die Gemahlin des Fürsten Kaunitz zu werden, der Fürst hatte sie jetzt enttäuscht, sie fühlte die Schwingen ihrer Seele für immer gelähmt, denn sie wußte jetzt, daß sie niemals die Gemahlin, sondern immer nur die bezahlte dame d'honneur des Fürsten Kaunitz sein werde! —

Die Gäste des Fürsten, welche er zu seiner heutigen Mittagstafel geladen, waren lange schon in dem neben dem Eßsaal befindlichen Salon versammelt, als Kaunitz mit der Gräfin am Arm zu ihnen eintrat. Es fiel

indeß dem Fürsten gar nicht ein, sich wegen seines späten Erscheinens bei seinen Gästen zu entschuldigen, und doch waren da nur Herren und Damen des höchsten Adels, der stolzesten Aristocratie, dazu einige Gesandte der mächtigsten und größten auswärtigen Höfe. Aber Kaunitz war diesen hochmögenden, reichen und vornehmen Leuten gegenüber doch immer noch der gefürchtete und umschmeichelte allmächtige Minister der Kaiserin, und in seinen klugen und gewandten Händen ruhte für jetzt das Geschick Oesterreichs nicht allein, sondern auch die Fäden der europäischen Staatenpolitik lenkten und ordneten seine schlanken von Brillanten blitzenden Finger. — Die Aristocraten verbargen daher sorgfältig ihren Unmuth über die Anmaßung des stolzen gefürsteten Ministers, die Gesandten gaben sich den Anschein, es nicht zu gewahren, daß Kaunitz gerade sie oft geflissentlich vernachlässigte, und durch die völlige Hintansetzung aller Rücksicht und Etiquette ihnen den Beweis geben wollte, wie wenig Oesterreich nöthig habe, sich um die Wohlgeneigtheit und Freundschaft der andern europäischen Höfe zu bewerben. Sie ertrugen es daher geduldig, daß Kaunitz sie so arg demüthigte, sie nach stundenlangem Warten auf eine Audienz durch seinen Pagen zu entlassen, daß er nicht einmal, wenn er sie zu Tische geladen, ihr Kommen

erwartete. Erst in den letzten Tagen hatten sie diese Demüthigungen empfangen, und dennoch hatte keiner von ihnen den Muth, seinen Aerger und seinen Zorn zu zeigen, dennoch lächelte und verneigte sich Jedermann, als Kaunitz jetzt hoch und stolz durch die Reihe seiner Gäste dahin schritt, die Fürsten und Grafen, die Gesandten und die schönen und vornehmen Damen nur mit einem leisen Kopfnicken, und diejenigen, welche er besonders ehren und bevorzugen wollte, mit einem wohlwollenden Lächeln begrüßend*).

Fürst Kaunitz schien es gar nicht zu beachten, daß heute die Gesandten der mächtigsten Höfe, und sogar ein souverainer, regierender deutscher Fürst in seinem Salon sich befanden. Er schritt rasch an ihnen Allen vorüber, und näherte sich diesem kleinen, zierlichen Herrn, der bis jetzt unbeachtet und allein in einer Fensternische gestanden, und den die vornehmen Herren und die stolzen Damen kaum mit einem herablassenden Kopfneigen, einem leisen Lächeln begrüßt hatten. Dieser kleine zierliche Herr war der Balletmeister Noverre, der geniale Schöpfer des mimischen und darstellenden Ballets, wie es seitdem bis auf unsere Zeiten Mode geblieben ist. Fürst Kaunitz,

---

*) Wraxall Memoirs V. I. S. 380.

der bis dahin Niemand die Ehre einer Anrede erzeigt, reichte dem Balletmeister mit seinem schönsten Lächeln seine Hand dar, und hieß ihn mit herzlichen Worten in seinem Hause willkommen. Noverre erröthete vor Vergnügen über solche unerhörte Auszeichnung und warf einen scheuen und ängstlichen Blick hinüber nach den vornehmen Herren, die kaum im Stande waren ihr Lächeln festzuhalten, und ihren Mißmuth über diese neue Demüthigung nicht sehen zu lassen.

Jetzt öffneten die Lakayen die großen, nach dem Speisesaal führenden Thüren, und auf der Schwelle derselben erschien der Haushofmeister, um mit lauter und feierlicher Stimme zu verkünden: daß die Tafel des Herrn Fürsten servirt sei! — In der Gesellschaft entstand eine Bewegung; die Damen hörten auf zu plaudern, die Herren näherten sich ihnen, um ihnen den Arm zu bieten. Man erwartete nur noch, daß Kaunitz Allen das Signal gebe, und seine Dame erwähle, um mit ihr den Zug nach dem Speisesalon zu eröffnen. Die schöne und leichtfertige Gräfin Lauzun schien den Fürsten mit ihrem coquettesten Lächeln auffordern zu wollen, sie zur Tafel zu führen, die Gräfin Kinsky schaute stolz und herausfordernd zu ihm herüber, und die Gräfin Clary wartete mit niedergeschlagenen Augen und hochklopfendem

Herzen, ob der Fürst ihr, seiner dame d'honneur, nicht diesen kleinen Triumph über ihre Nebenbuhlerinnen gewähren werde.

Kaunitz indessen schien das Alles gar nicht zu bemerken; er sprach ruhig weiter mit dem Balletmeister Noverre, und erst, als er ganz bedächtig und langsam seine Unterhaltung beendet hatte, schritt er zu den Damen hin. Aber plötzlich, und bevor er noch Einer von ihnen den Arm geboten, blieb der Fürst stehen und ließ seine großen Augen mit einem eisigkalten, forschenden Blick an den Herren vorübergleiten.

Mein Gott, sagte er, welche Unhöflichkeit waren wir Alle im Begriff zu begehen! Ich habe den Ritter von Gluck zum Diner eingeladen, und wir wären beinah zur Tafel gegangen, ohne seine Ankunft zu erwarten. Man soll aber nicht sagen können, daß der Fürst Kaunitz jemals einem Genie und einem Künstler gegenüber es an der schuldigen Ehrfurcht und Höflichkeit fehlen lasse! Ich bitte also meine verehrten Gäste, die Ankunft des Herrn Gluck abzuwarten, bevor wir zur Tafel gehen*)!

Er nickte leicht mit dem Kopf, und wandte sich wieder an Noverre, um die Unterhaltung mit ihm auf's

---

*) Swinburne.



Neue zu beginnen. Die Gäste des Fürsten aber standen mit verstörten Mienen und finstern Gesichtern umher, Alle fühlten sie sich gleich sehr verletzt durch die Worte des Fürsten. Die Aristocraten waren mit stolzem Unwillen erfüllt über diese Neuerung, welche Fürst Kaunitz sich seit einiger Zeit erlaubte, indem er Menschen ohne Geburt und Rang und Titel, indem er Künstler und Gelehrte in seine Salons einführte, und ihnen die unverdiente Gunst verschaffte, mit Leuten vom reinsten Adel und alten hochtönenden Namen in Berührung zu kommen, die Gesandten fühlten es als eine absichtliche Verhöhnung und Beleidigung, daß Kaunitz heut mit dem Diner auf einen Musiker warten ließ, während er gestern trotz des noch nicht erschienenen Gesandten hatte serviren lassen.

Kaunitz schien von dem Mißmuth seiner Gäste gar keine Ahnung zu haben, er unterhielt sich fortwährend und mit ungewohnter Lebhaftigkeit mit dem Balletmeister Noverre. Der arme Tänzer indeß gab jetzt nur noch kurze, verlegene Antworten. Diese übergroße Gunst des Fürsten begann ihn zu ängstigen, er bemerkte sehr wohl die finstern geringschätzigen Blicke, die einige der vornehmen Herren auf ihn herüberschleuderten, er sah, wie der hohe Herr da mit dem glänzenden goldenen Stern auf der

Brust sich ihm immer mehr genähert hatte, und auf die Beendigung seiner Unterhaltung mit dem Fürsten zu warten schien. In tiefstem Respect wollte der verlegene und geängstete Künstler sich eben vor dem Herzog zurückziehen, als Kaunitz ihn näher zu sich heranwinkte, und den armen verlegenen Tänzer an einem der großen goldenen Knöpfe seines Sammetrockes festhielt.

Gehen Sie nicht, sagte Fürst Kaunitz leise. Ich sehe da, eben so gut wie Sie, den Herzog; er lauert nur darauf mich frei zu sehen, um mit mir zu reden; aber er ist ein Lügner und Aufschneider; mir ist nicht wohl bei ihm, deshalb will ich ihn nicht sprechen*)! Erzählen Sie mir ein wenig von dem neuen Ballet, das Sie jetzt den Erzherzoginnen zur Namensfeier des Kaisers einstudiren sollen, und zu welchem, wie man mir gesagt hat, der große Meister Gluck die Musik geschrieben hat. Aber still, ich sehe da den Maestro selber kommen!

Der Fürst nickte dem Tänzer lächelnd zu und durchschritt mit ungewohnter Eilfertigkeit den Saal, um Gluck, welcher wirklich eben eingetreten war, entgegen zu gehen. Mitten im Salon trafen sie Beide zusammen, und reichten sich Beide mit einem stolzen Neigen des Kopfes

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe: Dutens Mémoires d'un Voyageur qui se repose. Vol. I. S. 357.

und einem gnädigen, wohlwollenden Lächeln die Hand. Ringsumher standen die vornehmen Herren und Damen, und schauten schweigend und mit finstern Mienen auf diese beiden Männer hin, welche da in ihrer Mitte standen, Beide so stolz und selbstzufrieden, Beide so sehr ihrer eigenen Größe sich bewußt, daß es schien, als bemerkten sie kaum, daß noch andere Menschen neben ihnen existirten. — Meister Gluck war im glänzenden, goldgestickten Hofcostüm mit dem Galanteriedegen an der Seite und dem großen Brillantorden des Papstes auf der Brust; er war stattlich und prächtig anzuschauen, und vielleicht hätte es nicht des Ordenskreuzes des Papstes bedurft, um dieser stolzen und edlen Erscheinung den Titel eines „Ritters" zu bewilligen. Er nahm mit größter Unbefangenheit und mit stolzer heiterer Ruhe die dargebotene Hand des Fürsten, und ließ sich nicht einmal zu der kleinsten Entschuldigung über sein verspätetes Kommen herab.

Gott sei Dank, daß Sie endlich doch kommen, sagte Fürst Kaunitz laut genug, um von Jedermann verstanden zu werden. Ich fürchtete schon, die Götter, Engel und Dämonen, deren täglicher Tischgenosse der große Maestro Gluck ist, würden uns arme Sterbliche um die Ehre bringen, heute einmal mit dem Liebling der Götter,

der Musen und der Grazien an einer Tafel zu speisen.

Nun, die Götter, die Musen und die Grazien sind Alle sehr befreundet mit dem Fürsten Kaunitz, sagte Gluck lächelnd, und wenn man in ihrem Tempel ist, hat man immer nicht weit bis zum Fürsten Kaunitz zu gehen.

Kaunitz, welcher sonst gewohnt war, die größten und übertriebensten Schmeicheleien mit vollkommener Seelenruhe zu genießen, dankte Gluck indessen mit einem freundlichen Neigen des Kopfes, und sich dann an die Gesellschaft wendend, sagte er: jetzt, meine Damen und Herren, lassen Sie uns zur Tafel gehen!

Aber die Gesellschaft stand noch immer unbeweglich und schweigend da, sie erwartete noch immer, daß der Fürst ihnen das Zeichen zum Aufbruch gebe, indem er einer der Damen seinen Arm reiche.

Der Fürst ließ seine großen Augen mit einem prüfenden Blick an der Reihe der Damen vorübergleiten, und heftete sie dann auf Gluck, der noch immer neben ihm stand.

Ich bitte den Herrn Ritter von Gluck, mir zu erlauben, daß ich ihn heute als meine Dame betrachte, und ihm meinen Arm biete, sagte der Fürst, indem er

mit ungewöhnlich tiefer Verneigung dem Componisten seinen Arm bot. Man hat sonst immer nur das Glück, bei Tafel zwischen zwei Damen zu sitzen, wenn ich aber Sie an meiner Seite habe, Herr Ritter von Gluck, so bin ich gewiß, der Tischgenosse von neun Damen zu sein. Deshalb, Liebling der Musen, seien Sie gnädig und reichen Sie mir Ihren Arm! Ich bin ein zu großer Anbeter und Verehrer Ihrer Damen, um Sie irgend einem Andern überlassen zu können.

Gluck legte mit einem stolzen Lächeln, und vollkommen der Ehre sich bewußt, welche er dem Fürsten erzeigte, indem er sich von ihm zur Tafel führen ließ, seinen Arm in den des Fürsten.

Wahrhaftig, wir bilden ein vortreffliches Paar, sagte Kaunitz heiter. Sie eignen sich sehr gut zu meiner Dame, denn sehen Sie nur, ich bin weit größer als Sie!

Wahrhaftig, es ist so, sagte Gluck lächelnd, Ew. Durchlaucht sind weit länger als ich!

Das seltsame und ungewöhnliche Paar durchschritt mit stolzer Gravität den Saal, und hinter ihnen her kamen die Gäste des Fürsten. Alle hatten sie jetzt, da der Fürst sie nicht sehen konnte, mißvergnügte Gesichter und düstere Stirnen, denn jetzt waren es nicht mehr blos die

Herren Fürsten, Grafen und Gesandten, welche Kaunitz beleidigt hatte, sondern auch die Damen fühlten sich schwer verletzt durch diese Verhöhnung aller Etikette und alles Ceremoniells, kraft deren der Fürst Kaunitz statt einer Dame den Ritter von Gluck zur Tafel führte. — —

Am Tage nach diesem Diner begab sich Fürst Kaunitz nach Insbruck, woselbst der Kaiserhof die Vermählungsfeierlichkeiten des Erzherzogs Leopold, des nunmehrigen Großherzogs von Toscana, mit der Infantin Donna Maria Loisa von Spanien, begehen wollte.

Die glänzendsten Feste und eine wahrhaft kaiserliche Pracht sollten die Vermählung des zweiten Kaisersohnes feiern; Illuminationen, Maskeraden und Bälle waren vorbereitet; auch das kaiserliche Ballet mit seinem Director Noverre war nach Insbruck beschieden, und der Directeur des spectacles, Graf Durazzo, verweilte schon seit acht Tagen mit den Mitgliedern der kaiserlichen Oper in Insbruck, wo am Tage des feierlichen Einzuges der Kaiserbraut die Oper Orpheus und Euridice, deren Ruhm jetzt schon ganz Europa durchrauschte, gegeben werden sollte.

Gluck, obwohl er sein Amt als Kapellmeister der Oper niedergelegt und an Florian Gaßmann abgetreten

hatte, war indessen auf besondern Wunsch und Willen des Kaiserhofes selbst nach Insbruck gegangen, um die Aufführung seiner Oper zu dirigiren und auch die Proben dazu selber zu leiten.

Er hatte eben die Chorsänger zum letzten Mal die schweren Chöre der Furien probiren lassen, und legte jetzt, von seinem Dirigentensitz sich erhebend, seinen Commandostab nieder, indem er die Sänger und Sängerinnen mit einem stolzen Kopfnicken verabschiedete, als Fürst Kaunitz stolz und gravitätisch wie immer durch das Orchester daher geschritten kam, und Gluck die Hand zum Gruß darreichte. — Die Sänger und Sängerinnen auf der Bühne, welche sich eben hatten entfernen wollen, blieben wie angewurzelt stehen, und schauten in ehrfurchtsvoller Bewunderung auf den allmächtigen Mann hin; das Chor der Furien hatte sich in eine Ecke zurückgezogen, und war jetzt nur noch eine Schaar flüsternder, lächelnder, hübscher junger Mädchen; die Musiker im Orchester, welche eben dabei gewesen, ihre Bratschen und Violinen, ihre Flöten und Violoncelle's in ihre Kasten zu legen, und die großen Pauken der Unterwelt zu verhüllen, hielten jetzt inne in ihrer Arbeit und staunten hinüber nach dem Fürsten, und fühlten sich selber außerordentlich geschmeichelt durch die huldvolle und gnädige

Weise, mit welcher der große Minister ihrem „Kapellmeister" begegnete.

Nun, Maestro? fragte Kaunitz, sind Sie zufrieden mit Ihren Künstlern? Werden wir morgen Abend einen schönen Kunstgenuß haben?

Gluck zuckte die Achseln. Wir werden ihn mindestens so gut haben, wie es auf Erden möglich ist, sagte er. Es sind freilich immer nur beschränkte Menschenstimmen, die singen, nicht die reinen überirdischen Stimmen der Engel, denen ich meine Musik abgelauscht und für die ich sie geschrieben habe. Aber unsere Künstler werden meine Oper wenigstens so gut singen, als es Menschen, die leider nicht von Aetherduft und Sonnenstaub, sondern von Brod und Fleisch leben, möglich ist. Ich denke, die Donna Maria Loisa wird dennoch vermeinen, die Musik der Sphären zu vernehmen, und gestehen müssen, daß sie nimmer etwas Aehnliches gehört!

Nun, es ist mir lieb, das zu hören, sagte der Fürst mit seiner stolzen Ruhe, und innerlich geärgert über die stolze, selbstbewußte Sprache des Künstlers. Da ich aber der Kaiserin versprochen, selber Alles zu prüfen, zu sehen und zu hören, so muß ich mich auch von der Vortrefflichkeit Ihres Personals und Ihrer Oper selber

überzeugen. Haben Sie also doch die Güte, die Oper sogleich einmal aufführen zu lassen!

Gluck blickte erstaunt und fast erschrocken in das unbewegliche Antlitz des Fürsten. Wie? rief er. Ew. Durchlaucht meinen, ich solle die ganze Oper jetzt gleich aufführen lassen, ohne ein Auditorium?

Fürst Kaunitz hob sein Haupt höher empor, und seine sonst so kalten, gleichgültigen Blicke hatten jetzt einen feurigen, zürnenden Ausdruck.

Herr Ritter Gluck, sagte er, wissen Sie, daß die Qualität mehr werth ist, als die Quantität! Ich bin allein schon ein Auditorium!*) Lassen Sie also immerhin sogleich Ihre Oper aufführen, das Auditorium ist da!

Gluck antwortete nicht sogleich, sondern blickte schweigend und mit etwas mürrischem Gesicht vor sich nieder. Auf einmal richtete er sein Haupt wieder empor, und jetzt hatte sein Antlitz wieder seinen energischen, strahlenden Ausdruck angenommen

Ich will den Wunsch Eurer Durchlaucht befriedigen, sagte er. Bin selbst neugierig, die Oper einmal aufführen zu sehen, und ihr als Zuschauer beizuwohnen! — In die Coulissen, meine Herren und Damen auf

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe: Swinburne I. S. 362.

der Bühne, nehmen Sie Ihre Instrumente wieder zur Hand, meine Herren von der Kapelle, und Sie, Herr Kapellmeister Gassmann, nehmen Sie hier den Dirigentenstab. Dirigiren Sie meine Oper, und denken Sie daran, daß ich Ihr Zuhörer bin. An's Werk, Ihr Alle, und ich rathe Euch, strengt Eure Kräfte an, leistet das Höchste und Schönste, was Ihr leisten könnt, denn Ihr habt ein Auditorium, wie Ihr niemals ein größeres und ruhmvolleres haben werdet. Der Fürst Kaunitz und der Ritter Gluck werden Euch zuhören!

Und sich dann an den Fürsten wendend, reichte Gluck ihm mit freundlicher Herablassung den Arm. Herr Fürst Kaunitz, sagte er, ich bitte Sie, mir heute Ihren Arm zu geben und sich von mir in die große Loge führen zu lassen. Wir werden da einen Ohrenschmaus haben, der wohl Ihre Entremets und Ihre indianischen Vogelnester aufwiegt. Kommen Sie und seien Sie heute meine Dame, denn obwohl Sie länger sind als ich, darf ich hier in diesem heiligen Tempel der Kunst wohl behaupten, daß ich größer bin als Sie!

VIII.

Das gestörte Fest.

Feste folgten sich auf Feste, Jubel und Freude herrschte auf allen Straßen und auf allen Plätzen der schönen, ehrwürdigen Hauptstadt von Tyrol, in welcher die Kaiserfamilie die Vermählung des Großherzogs von Toscana feierte. Die Infantin Donna Maria Loisa hatte unter dem Geläute aller Glocken, unter dem Zujauchzen der Bevölkerung ihren Einzug in Insbruck gehalten, und in der alten Cathedrale hatte die feierliche Vermählung des jungen Fürstenpaares stattgefunden.

Es war jetzt am zweiten Tage nach dieser Vermählung. Man hatte am ersten Abend die Aufführung von Orpheus und Euridice und eine glänzende Beleuchtung der ganzen Stadt gehabt, heute, am zweiten Festtag, ward die Oper wiederholt, aber es fand außerdem in den festlich geschmückten Sälen der Kaiserburg ein

Maskenfest statt, zu welchem mehr als zweitausend Einladungen ergangen waren. Es war ein glänzendes und auserlesenes Fest, Alles funkelte von Brillanten und Ordenssternen, überall sah man Blumen und Spiegel, Lichterglanz, Gold und Geschmeide, überall sah man ein buntes, phantastisches Gemisch von prachtvollen und schönen Masken. Alle Nationen schienen sich in ihren reichsten Costümen und geschmackvollsten Trachten auf diesem Ball ein Rendezvous gegeben zu haben; da waren Armenier und Griechen, Türken und Russen, Römerinnen und Spanierinnen, da waren alle Götter und Göttinnen des Olymps, da waren Feen und Sylphiden und alle Gestalten der Fabel- und Mährchenwelt, und Alles strahlte von Brillanten und Geschmeiden, von Gold, Sammet und Seide. Es war ein wunderbarer, sinnverwirrender, berauschender Anblick, den diese von Lichterglanz, von Gold, Brillanten und Spiegeln funkelnden Säle darboten, es war hinreißend, diese tausend phantastischen Gestalten zu sehen, die da im bunten Gewirr auf- und niederwogten, und deren Angesichter mit den schwarzen kleinen Sammetmasken verhüllt waren, aus denen die Augen wie leuchtende Sterne hervorblitzten.

Nur die kaiserliche Familie war ohne Masken erschienen, in dem vollen Glanz und Schmuck ihrer Hof-

toilette. Maria Theresia, strahlend von Juwelen, im dunkelblauen, goldgestickten Sammetgewande, das in langer Schleppe hinter ihr herrauschte, die hohe, gedankenreiche Stirn geschmückt mit einem Diadem von Brillanten und Saphiren, schritt freundlich grüßend und mit freudestrahlendem Angesicht durch die Säle, gestützt auf den Arm des Königs von Rom, der heiter lachend und plaudernd neben ihr ging. Ihnen zur Seite sah man den Großherzog Leopold mit seiner jungen Gemahlin, welche einander zulächelten, und in den zwei Tagen ihres Beisammenseins schon Zeit gefunden zu haben schienen, sich herzlich in einander zu verlieben. Hinter den beiden Paaren kamen die jungen schönen Erzherzoginnen, im freundlichen und ungezwungenen Geplauder untereinander oder mit den Cavalieren, die neben ihnen gingen. Und überall in den Sälen, welche die Kaiserin in der Mitte ihrer schönen und zahlreichen Familie durchschritt, blieben die Masken wie bezaubert stehen, und Alles neigte sich schweigend und tief, indem die Kaiserin mit ihrem glänzenden Zug sich daherbewegte; aber wenn sie vorüber war, folgte ihr das Gemurmel des Beifalls und der Bewunderung, und Maria Theresia, welche dieses Murmeln hörte und sehr wohl verstand, lächelte vor Vergnügen und schaute mit Stolz auf ihre Töchter, die

immer noch die schönsten Mädchen Oesterreichs gewesen sein würden, selbst wenn sie keine Erzherzoginnen waren.

Während die Kaiserin im vollen Glanz ihrer Hoheit und ihres Familienglückes durch die Säle dahin schritt, hatte ihr Gemahl, der Kaiser Franz, sich in das frohe Gewühl der Masken gemischt und sich damit ergötzt, hier und da mit den Masken eine ungezwungene Unterhaltung zu führen, wie eben die Maskenfreiheit sie gestattete. Er selber führte eine tief verschleierte, maskirte Dame am Arm, und überall, wo er mit ihr vorüberkam, flüsterten die Masken sich höchst geheimnißvoll in's Ohr: diese Maske, welche der Kaiser geleitete, sei Niemand anders, als die schöne, glanzvolle Frau, welcher der Kaiser huldigte, Niemand Anders, als die schöne Gräfin Auersperg.

Einmal beim Vorüberschreiten des Kaisers mit seiner Dame ward dieser Name so laut gesprochen, daß der Kaiser ihn verstehen mußte.

Er wandte sich mit einem sanften Lächeln näher zu seiner Gefährtin hin. Meine Tochter, sagte er, jetzt dürfen Sie ruhig sein; Sie haben nicht zu befürchten, erkannt zu werden; denn wie ich eben hörte, vermuthet man ganz ein anderes Gesicht unter Ihrer schwarzen Larve. Lassen Sie uns ohne Sorgen weiter schreiten;

ich habe Ihnen mein Wort gegeben, daß Sie hier mit dem Joseph zusammentreffen sollen, und ich werd's halten. Aber lassen Sie uns ein wenig rascher gehen, damit wir bald zum Ziel gelangen, denn ich wünschte, dieses Gewühl von Menschen bald zu verlassen. Mir ist seltsam beklommen und ängstlich zu Muthe!

Oh dann flehe ich Ew. Majestät an, sogleich mit mir die Säle zu verlassen, sagte die verschleierte Dame hastig. Ich fühle ohnedies das Gewagte und Schlimme meines Unternehmens, und obwohl ich mich hier befinde mit Erlaubniß der Kaiserin und Eurer Majestät, so habe ich doch das Gefühl einer Verbrecherin, welche jeden Moment fürchtet, bei ihrem Verbrechen ertappt zu werden. Lassen Sie uns also von hinnen gehen, Majestät.

Nicht doch, sagte der Kaiser seufzend, lassen Sie uns bleiben, bis wir der Verabredung gemäß dem Joseph begegnet sind. Was hülfe es mir auch, hier aus den Sälen herauszukommen. Mir wird doch erst wieder wohl sein, wenn ich dieses schöne, fürchterliche Tyrol verlassen habe. Die Berge sind es, die mein Haupt und meine Brust erdrücken! Aber lassen Sie uns hier ein wenig niedersitzen, meine Tochter! Der Kaiserzug wird gleich, wie ich sehe, hier eintreten, und es amusirt

mich, die Menge zu belauschen und zu hören, was man sagt, wenn der Hof fort ist.

Aber so lange Ew. Majestät hier sind, ist ja auch der Hof immer noch da, sagte die Dame.

Nicht doch, flüsterte der Kaiser, die Kaiserin und meine Kinder, die sind der Hof, ich bin nur ein einfaches Individuum*)! Ah, da ist der Hof! Sehen Sie nur, wie prächtig das ausschaut, wie das funkelt von Brillanten! Wie erhaben und majestätisch die Kaiserin anzusehen ist, so erhaben, daß man's nimmer glauben sollte, daß das junge, frische, rosige Volk, das sie umgiebt, die Ehre hat, von ihr geboren worden zu sein, und daß ich der Vater dieses Volks bin! Aber sehen Sie nur, die Kaiserin winkt uns! Jetzt Muth gefaßt, meine Tochter, und vertheidigen Sie Ihre Sache gut. Bleiben Sie hier, und warten Sie den richtigen Moment ab!

Er erhob sich rasch und eilte der Kaiserin entgegen, die ihren Gemahl mit einem zärtlichen Lächeln willkommen hieß.

Jetzt, Herr Sohn, sagte Maria Theresia, den Arm Josephs loslassend, jetzt geb' ich Dir die Freiheit wieder.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Coxe: history of the house of Austria. Vol. V. S. 184.

Ich gestatte Dir, Dich lustig unter das schöne Maskenvolk zu mischen, und allerlei kleine Aventuren zu suchen und zu finden! Wir haben dem Ceremoniell genug gethan und wollen uns jetzt auch ein wenig als fröhliche Menschenkinder vergnügen. Wären wir noch so jung, Franzel, wie's unsere Herzen sind, so würden wir's uns wohl nit nehmen lassen, zu tanzen und uns im Kreis zu drehen, wie wir's sonst gethan. Aber jetzt müssen wir es schon dem jungen Volk überlassen, und uns, wie es ernsthaften Leuten geziemt, zum Kartenspiel niedersetzen, oder in die Oper gehen.

Nun, wenn mir Ew. Majestät die Wahl lassen, möcht' ich in die Oper gehen, sagte der Kaiser. Aber vorher bitt' ich um die Gnade, Sie in's Spielzimmer führen zu dürfen.

Die Kaiserin nahm seinen Arm, und die Gräfin Lerchenfeld, die Oberhofmeisterin der jungen Erzherzoginnen, zu sich winkend, sagte sie: In den Tanzsaal, Excellenz! Die Erzherzoginnen dürfen tanzen, aber keine Maske darf den Tanzsaal betreten. Jetzt, mein Gemahl, führen Sie mich, wie Sie's seit mehr denn vierzig Jahren so gut und freundlich allzeit gethan! Adieu, Herr Joseph, und hör', erzähl' mir doch morgen ein wenig von Deinen Aventuren!

Ich fürchte, Majestät, ich werde nicht viel zu erzählen haben, sagte Joseph lächelnd. Die Aventure ist eine Frau, und Ew. Majestät wissen wohl, daß ich kein Glück bei den Frauen habe!

Oder es nicht haben willst, mein Sohn, sagte die Kaiserin lächelnd, indem sie am Arm ihres Gemahls von dannen schritt.

Oder es nicht haben willst! wiederholte eine leise flüsternde Stimme neben ihm, und als Joseph sich umwandte, sah er da eine tief verschleierte, maskirte Dame von hoher, jugendlicher Gestalt neben sich.

Nun Maske, sagte er lachend, obwohl Du die Eigenschaften der Echo hast, und das letzte Stichwort wiederholst, hast Du doch mindestens Dich nicht bis zur Unsichtbarkeit abgehärmt.

Vielleicht doch, Sire, sagte die Dame, vielleicht ist mein Körper doch nichts weiter als der Sarg meines Herzens, vielleicht ist mein Herz das arme Echo, welches sich bis zur Unsichtbarkeit abgehärmt hat. Oder glauben Ew. Majestät nicht an die Kraft der Schmerzen, die Sie freilich nie gekannt haben?

Und warum glaubst Du, daß ich sie nie gekannt habe, Maske? fragte Joseph.

Weil Ew. Majestät auf der Höhe des Lebens stehen,

sagte sie glühend, weil Gott Sie gesegnet hat mit einem edlen Herzen, mit einer erhabenen Seele, weil er Sie dazu berufen und befähigt hat, die Menschen glücklich zu machen, weil Sie sich dieses Berufes bewußt sind.

Woran weißt Du das? fragte Joseph.

Ich sehe es in Ihren Augen, Sire, flüsterte sie, in diesen Augen, in welche ein Stückchen vom Himmel sich hernieder gesenkt hat, damit Jedem, der sie anschaut, andächtig und glücklich zu Sinne werde, als habe er in den Himmel selber geschaut! Oh Sire, möchte nimmer eine Wolke Ihren Himmel umdüstern!

Ich danke Dir für diesen frommen Wunsch, Maske, sagte Joseph mit einem traurigen Lächeln, aber Du weißt wohl, daß der Himmel kaum zehn Tage im Jahr ganz ohne Wolken ist! Sprechen wir nicht mehr davon! Hier sieht sich das Leben gar heiter an, und wenn Du willst, geb' ich Dir meinen Arm, und wir schauen uns einmal das lustige Leben an.

Und wenn Ew. Majestät erlauben, sagte sie mit zitternder Stimme, erzähle ich Ihnen, während wir das lustige Leben anschauen, eine traurige Geschichte.

Und warum eine traurige?

Weil ich nur hierher gekommen bin, um Ihnen die Geschichte zu erzählen, Sire. Weil ich Ew. Majestät

Gnade und Erbarmen anflehen, Ihr Mitleid und Ihre Hülfe anrufen möchte durch meine Geschichte.

Es ist also meinerseits Hülfe möglich? fragte Joseph rasch.

Von Ihnen allein kann sie kommen, Sire!

Nun denn, so erzählen Sie, sagte Joseph rasch. Ich will Sie hören.

Sire, meine traurige Geschichte würde schlecht passen zu dem heitern Gewühl dieser Masken, zu diesem Lichterglanz und dieser Pracht. Wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen mir jetzt eine Audienz zu bewilligen, und mich anzuhören, so erlauben Sie mir, Ihnen in eine der Logen auf der Gallerie dort zu folgen! Dort kann uns Niemand belauschen, und ich kann es wagen, dort Ew. Majestät mein unglückseliges Geheimniß anzuvertrauen, und Ihre Hülfe anzuflehen! Oh, Sire, zögern Sie nicht, es handelt sich um ein Menschenleben!

Nun denn, ich bin bereit, dies Abenteuer zu bestehen, sagte Joseph nach kurzem Besinnen. Gehen Sie voran, ich folge Ihnen.

Die Dame verneigte sich, und schritt rasch und eilig durch das Gewühl der Masken dahin nach jener Seitenpforte, durch die man zu der kleinen Treppe gelangte, welche zur Gallerie empor führte. Joseph folgte ihr

und indem er neugierig und gespannt die hohe schlanke Gestalt, welche elastischen Schrittes vor ihm her schwebte, betrachtete, sagte er: also eine Aventure in bester Form! Suchen wir sie würdig zu Ende zu führen!

Sie waren jetzt zu der obern Gallerie gelangt, welche den großen Ballsaal rings umgab, und in einzelne Logen getheilt war, aus denen man einen wundervollen, bezaubernden Anblick auf das glänzende, bunte Gewühl des Saals genoß.

Die Dame trat in eine dieser Logen ein, und Joseph folgte ihr. Von unten herauf hörte man das verworrene Geräusch der Musik, des Lachens und Plauderns der Tanzenden.

Jetzt sind wir allein, sagte Joseph, jetzt sprich, schöne Maske, womit kann ich Dir dienen?

Indem Sie mich anhören, Sire!

Deshalb bin ich ja hier!

Schwören Sie mir, mich auch wirklich anzuhören, mich bis zu Ende anzuhören, Sire! Schwören Sie mir das bei der Frau, die Sie geliebt haben, schwören Sie mir das bei der Erinnerung an Isabella!

Isabella! rief Joseph zusammenschreckend. Sie sind sehr kühn, Madame, einen solchen Namen und ihn hier zu nennen! Aber ich will Ihren Wunsch erfüllen! Ich

will Ihnen bei dem Namen Isabellens schwören, Sie anzuhören!

Sie nahm seine Hand und drückte sie an ihre Lippen. Dann bat sie Joseph auf dem kleinen Divan sich niederzulassen, und setzte sich ihm gegenüber.

Sire, sagte sie, ich will Ihnen die Geschichte einer Frau erzählen, welche Gott zugleich gesegnet und verdammt hat, welche die glückseligste aller Menschen sein könnte, wenn sie nicht die unglückseligste aller Frauen wäre.

Sie sprechen in Räthseln, wie die Sphinx vor den Thoren von Theben. Wie kann man zu gleicher Zeit gesegnet und verdammt sein?

Sire, es ist ein Segen Gottes, einer leidenschaftlichen Liebe fähig zu sein, es ist eine Verdammniß zu lieben, und nicht geliebt zu werden!

Und noch eine größere Verdammniß, Liebe zu heucheln, die man nicht empfindet, murmelte Joseph. Ich weiß das, ich habe das erfahren, und nimmer werd' ich es verwinden.

Sire, die Frau, von welcher ich spreche, würde indeß ein Jahr ihres Lebens freudig hingeben, wenn der Mann, welchen sie liebt, auch nur einen Moment dazu sich herabließe, sie glauben zu machen, daß er sie liebe,

nur einen Moment sie freundlich anzulächeln. Oh, denken Sie doch nur, wie unglücklich, wie gedemüthigt sie sein muß, wenn schon die Heuchelei der Liebe ihr genügen würde! Aber denken Sie nicht, daß diese ihre heiße, glühende Liebe sich schaamvoll zu verhüllen habe! Es ist eine legitime, vom Priester Gottes gesegnete Liebe, denn diese Frau, Sire, diese Frau, von der ich spreche, sie liebt ihren Gemahl.

Und weshalb erwiedert er ihre Liebe nicht? fragte Joseph rauh.

Weil sie sich gegen ihn versündigt hat, sagte die Dame leise und schüchtern. Weil sie am Tage ihrer Vermählung, als er ihr mit offenem Vertrauen entgegen trat, den feigen Muth hatte, ihn zu betrügen, weil sie ihm einen Makel ihrer Gestalt verhüllen wollte! Oh, Sire, stehen Sie nicht auf! Sie müssen mich zu Ende hören, Sie haben es mir geschworen bei dem Andenken an Isabella!

Nun denn, sprechen Sie weiter, sagte Joseph, in den Divan zurücksinkend.

Es war ein schweres Vergehen, welches diese Frau auf sich geladen, fuhr die Dame mit tiefbewegter Stimme fort, aber schwer hat sie es gebüßt, denn Sire, ich sagte es Ihnen schon, — sie liebt ihren Gemahl! Er ver-

schmäht sie, und dennoch gehört ihm ihr ganzes Herz, er verachtet sie, und dennoch betet sie ihn an! Der Makel ihrer Gestalt ist längst von ihr genommen, sie ist von ihrem äußern Leiden genesen, und nur ihr Herz ist es, welches jetzt krank ist, ihr Herz, welches brechen wird, wenn er nicht Gnade übt, und ihr endlich verzeiht, was sie gesündigt aus Liebe! Oh, wie hat sie gerungen um seine Vergebung, wie hat sie bereut. Aber Er hat kein Erbarmen, kein Mitleid! Wenn sie mit stummem Flehen die Hand ihm darreichen will, so wendet er sich ab, wenn sie die Worte, welche er von ihren Lippen nicht hören will, mit zitternder Hand aufschreibt und ihm sendet, so schickt er ihre Briefe unerbrochen zurück, wenn sie zu ihm in sein Gemach tritt, um auf der Schwelle desselben auf ihre Kniee niederzusinken und um Vergebung zu flehen, so geht er hinaus. Oh, er ist grausam in seiner Strafe, grausam, wie Gott es ist. Aber sie liebt ihn dennoch, sie hofft immer noch eines Tages ihn zu rühren durch ihre Demuth und ihre Treue, sie hofft, daß er eines Tages Erbarmen haben werde mit ihrer Liebe, daß er es ihr verzeihen wird, nicht mit Schönheit gesegnet zu sein. Sie hat Wochen lang nur den Einen Wunsch, das Eine Gebet gehabt, es ihm sagen zu dürfen, daß sie ihr Vergehen bereuet, daß sie

seine Strafe gerecht findet, daß sie ihn jetzt aber bittet, Erbarmen zu haben, und Gnade zu üben! Aber Er ist ihr immer ausgewichen, er hat sie niemals anhören wollen, und zuletzt in der Angst ihres Herzens verfiel sie auf eine List, um ihn wenigstens zu zwingen, sie anzuhören. Er unternahm eine Reise, auf der sie ihn nicht begleiten sollte. Sie wandte sich an seine Aeltern, und bat sie um ihren Beistand, bat sie, ihr die Mittel zu gewähren, ihn endlich ohne Zeugen zu sehen, ihn zu zwingen, Sie wenigstens anzuhören. Man gewährte ihr diesen Beistand. Heimlich durfte sie ihm folgen, und jetzt, mein Herr und mein König, jetzt liegt sie auf ihren Knieen, und fleht zu dem Mann, den sie liebt, um Erbarmen und um Gnade! Oh, Sire, lassen Sie es endlich genug sein der Grausamkeit! Sehen Sie mich hier gedemüthigt, zitternd vor Schmerz zu Ihren Füßen. Haben Sie Mitleid, reichen Sie mir Ihre Hand und gestatten Sie mir an Ihrer Seite zu stehen! Wenn Sie mich nicht lieben können, so dulden Sie mich wenigstens, so erlauben Sie mir wenigstens, Sie zu lieben, und es Ihnen sagen zu dürfen!

Sie war auf ihre Kniee niedergesunken, und mit einer heftigen Bewegung die Maske abreißend, ließ sie Joseph das bleiche thränenbethaute Antlitz seiner Gemahlin sehen.

Joseph hatte sich von seinem Sitz erhoben, und vor ihr stehend, blickte er mit kalten finstern Augen zu ihr nieder. Madame, sagte er, ich habe Sie, Dank dem Versprechen, das Sie mir abgelistet, bis zu Ende angehört. Jetzt erlauben Sie mir, Ihnen zu antworten! Ich bin Ihnen einst mit offenem Vertrauen entgegen gekommen, Sie haben es damals verstanden, meine Gleichgültigkeit in Widerwillen, meine Kälte in Haß umzuwandeln. Die Politik hat mir eine Gemahlin aufgedrungen, die Convenienz nöthigt mich, sie dem Schein nach an meiner Seite zu dulden, obwohl sie mir, und Sie wissen wohl weshalb, zuwider sein mußte. Wie wollen Sie nun, daß Diejenige, welche nur die Politik und die Convenienz mir aufgezwungen, von mir geliebt werden könne? Sie sagen, Sie lieben mich! Das ist ein Unglück, Madame, um das ich Sie bedaure, und von dem der weise Herr van Swieten Sie eben so glücklich heilen möge, wie von Ihrer Hautkrankheit. Wissen Sie aber, Madame, daß die Liebe immer noch kein Recht auf Gegenliebe gewährt, und daß, wenn eine Frau die Kühnheit hat ungebeten einem Manne ihre Liebe anzutragen, er sie immer nur verachten und verschmähen wird! Das ist meine Antwort, Madame. Und jetzt, da ich doch einmal das Unglück habe, für Ihren

Gemahl zu gelten, füge ich noch dies hinzu: Sie sind hierher gekommen, wider meinen Willen! Sie haben mit Ihren Thränen das Herz der Kaiserin gerührt, und das Mitleid der Frau geweckt, und deshalb hat sie Ihnen die Erlaubniß gegeben, heimlich hierher zu kommen. Da Sie aber für meine Gemahlin gelten, habe ich das Recht von Ihnen Gehorsam zu fordern, und kraft dieses Rechts befehle ich Ihnen: kehren Sie sogleich nach Wien zurück, und lassen Sie dies die letzte Aventure sein, die wir miteinander erduldet haben!

Und ohne das schluchzende, gequälte Weib, das da aufgelöst in Jammer zu seinen Füßen lag, eines Blickes weiter zu würdigen, verließ Joseph die Loge, und kehrte in die Säle zurück. Aber welch ein Weheschrei war das, der eben aus dem Spielzimmer der Kaiserin zu ihm herüberdrang, weshalb verstummte die Musik auf einmal, weshalb eilten all' diese geputzten schönen Menschengestalten, wie von Entsetzen getrieben, aus den Sälen?

Wie sich der König von Rom das noch fragte, stürzte einer seiner Adjutanten bleich und angstvoll ihm entgegen. Majestät, ich suchte Sie! Der Kaiser —

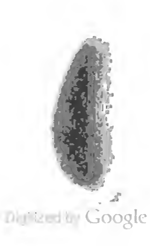
Nun, was ist's mit dem Kaiser? Um Gotteswillen, sprechen Sie!

Der Kaiser ist sehr krank, ein Schlagfluß hat ihn getroffen, wie er eben das Theater verließ.

Joseph sagte kein Wort. Er stürzte nur vorwärts, fort durch die Corridore und Gänge, fort zu den Gemächern des Kaisers, hinein in das Schlafgemach.

Und da auf dem Bett, diese bleiche, regungslose Gestalt, dieses kalte, empfindungslose Etwas, dieses marmorene Phantom ohne Athem und ohne Blick, — das war Alles, was von dem Kaiser Franz von Lothringen noch übrig geblieben!

Der Kaiser war todt. Ein Schlagfluß hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Sein Wunsch war erfüllt! Er hatte „das schöne fürchterliche Tyrol“ verlassen, die Berge bedrückten nicht mehr sein Haupt und seine Brust.



Druck von W. Pormetter in Berlin.

